



CRAIG RUSSELL

TIEFEN- ANGST

THRILLER

Übersetzung aus dem Englischen
von Bernd Rullkötter

■■■■■
LÜBBE
DIGITAL

Lübbe Digital

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Dieser Titel ist auch als Hörbuch bei Lübbe Audio lieferbar

Titel der englischen Originalausgabe:
»A Fear of Dark Water«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2010 by Craig Russell

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2011 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln
Textredaktion: Anita Krätzer
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München unter Verwendung von
Motiven von © Shutterstock/Jody, Shutterstock/J. Henning Buchholz
Datenkonvertierung E-Book:
Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-8387-0425-8

Sie finden uns im Internet unter:
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Für Jonathan und Sophie

And the sea gave up the dead which were in it.
Revelations, King James Bible

Und das Meer gab die Toten, die darin waren.
Offenbarung, Lutherbibel

*Thalassophobie ist eine Furcht vor großen und tiefen,
dunklen Gewässern, etwa Meeren und Seen,
deren Boden nicht zu erkennen ist. Als phobische Störung
ist sie nicht mit der Aquaphobie und anderen
Wasserängsten verwandt, sondern sie hat mehr
mit agoraphobischen Zuständen gemein.*

*Es ist keine Furcht vor dem Wasser selbst,
sondern eine Angst vor der Leere, die sich unter
der Oberfläche verbirgt.*

*Der Klabautermann ist eine alte Gestalt im Aberglauben
norddeutscher Seefahrer.*

*Es gibt zwei Sichtweisen vom Klabautermann: zum einen
die eines freundlichen Meereskobolds, der hilft,
undichte Schiffe zu reparieren, oder sie in sichere Gewässer
geleitet; zum anderen die eines böartigen Dämons,
der den Seeleuten grausame Streiche spielt und
Schiffe ins Verhängnis führt. Für beide Versionen galt:
Der Klabautermann konnte von fast niemandem
gesehen werden.*

*Für Menschen, die ihn zu Gesicht bekamen, bedeutete dies
nur eines: dass sie sterben würden.*

PROLOG

1. Fünfzehn Jahre vor dem Sturm

Zu tief.

Korn schaltete die Kommunikationsverbindung der Pharos One erneut ein. Er hörte Wiegands Stimme, doch dann brach die Verbindung ab. Kein Knistern oder Zischen, denn das digitale Kommunikationssystem hatte keine Abstufungen – das Signal war entweder zu hören oder nicht. Wiegands Besorgnis drang in Form von abgehackten Silben und Pausen zu Korn durch. In Form von scharfkantigen Wortscherben.

Er betrachtete den Tiefenmesser des Tauchboots. Herrje, zu tief, zu tief. Und er sank immer noch. Dreitausend Meter. Dreitausendzweihundert. Dreitausendsechshundert. Kein Gefühl des Fallens, des Abstiegs. Nur der unerbittliche Sturz der Anzeige auf dem Tiefenmesser.

Unter ihm der Graben. Um ihn herum das Wasser: kalt, dicht, überwältigend. Schwarz.

Es war ein anderes Universum. Eine andere Realität.

Pharos One hatte nur eine sehr kurze Strecke zurückgelegt. Eine Entfernung von dreieinhalb Kilometern. An Land konnte man sie bequem zu Fuß in einer Dreiviertelstunde hinter sich bringen. Aber Korn befand sich nun an einem Ort, der so weit von der Menschheit entfernt zu sein schien wie der Weltraum. Wie der Mond.

Viertausend Meter.

Jetzt war Korn am Rande des Abgrunds. Buchstäblich. Denn hier begann die abyssopelagische Zone. Das Wasser

außerhalb des Bootes hatte nichts mehr mit dem gemein, was normalerweise unter Flüssigkeit verstanden wird. Es bewegte sich tief in den dunklen Schichten des Ozeans, wo sämtliches Leben blind in einem lichtlosen Universum war. Laut den Anzeigen näherte sich die Wassertemperatur dem Gefrierpunkt, doch es blieb wegen seines hohen Salzgehalts flüssig. Zugleich hatte es eine unvorstellbare, zermalmende Dichte. Korn wusste, dass der Druck bereits vierhundertmal so hoch war wie am Meeresspiegel und dass er nach jeweils zehn Metern, die die Pharos One sank, um eine Atmosphäre stieg.

»Ich habe die Kontrolle verloren«, rief er ins Mikrofon. »Das Steuerpult ist völlig tot. Ihr müsst versuchen, mich per Fernbedienung hochzuholen.«

Weitere scharfe Wortscherben drangen zu ihm. Korn wusste, dass er für das Mutterschiff an der Oberfläche genauso klang. Wenn die Grundkommunikation nicht funktionierte, bestand auch kaum eine Aussicht, dass sich eine verlässliche Fernkontrolle ausüben ließ. Denn das Systemversagen, das ihm die Kontrolle raubte, hatte vermutlich auch die Verbindung zu dem fernen Navigations-Computer gekappt.

Ein weiteres Silbengewirr.

Korn machte keinen Versuch zu antworten. Er bemühte sich zu denken. Oder, genauer gesagt, er versuchte, seine Gedanken zu verlangsamen, die Panik aus ihnen zu verdrängen, damit er denken *konnte*. Warum waren die Hauptmotoren von Pharos One ausgefallen? Warum hatte er keine Kontrolle mehr über das Ruder? Und warum hatte das Tauchboot einen so katastrophalen Auftriebsverlust erlitten? Das gesamte System schien zusammengebrochen zu sein. Er war sich sicher, dass die Motoren und das Ruder in Ordnung waren. Es handelte sich um einen elektronischen, nicht um einen mechanischen Fehler. Warum wusste er nicht, woran es lag? Er hatte geholfen, die Pharos One zu entwerfen. Er hatte ihre elektro-

nische Steuerung persönlich geplant und zusammen mit Wiegand ausfallsichere Systeme geschaffen. Wie war es hierzu gekommen?

Da Korn an der Entwicklung der Pharos One beteiligt gewesen war, wusste er, dass sie im Gegensatz zu einer Tauchzelle keine optimale Auftriebskraft hatte. Der Auftriebskörper mit Petroleum und Eisenschrotballast hatte eine begrenzte Kapazität. Korn hatte auf einem Tauchboot bestanden, das erhebliche Tiefen erreichen und gleichzeitig durch seine Umgebung »hindurchfliegen« konnte. Ohne Antriebskraft sank es durch sein Gewicht.

Korn blickte durch die verschmolzenen Quarzfenster in das dunkle Wasser hinaus. Die Strahlen der Jodscheinwerfer ließen einen nach oben gerichteten Strom heller Partikel erkennen. Dann wurde etwas Blasses von den externen Navigationslichtern erfasst. Ein vielfältig verzweigtes Gorgonenhaupt trieb wie ein verlorenes Spitzendeckchen am Fenster vorbei in die Höhe. Es war das einzige Lebewesen, das er bemerkte. Das einzige Lebewesen, das er sehen konnte. Wenn es denn als Lebewesen zu bezeichnen war. Blutlos, fähig, Teile von sich zu regenerieren und sogar aus einem abgerissenen Tentakel ein völlig neues Geschöpf zu reproduzieren. Es war ein Wesen mit einem 65 Millionen Jahre alten Stammbaum.

Ich sollte nicht hier sein. Der Gedanke überraschte Korn, während er beobachtete, wie das Gorgonenhaupt nach oben trieb und sein Sichtfeld verließ. Es war kein flüchtiger Gedanke, sondern eine Offenbarung. Die Ablehnung jahrelanger Studien und millionenschwerer Investitionen. Seiner Lebensaufgabe. Ich sollte nicht hier sein. Plötzlich begriff Korn, dass seine Anwesenheit an diesem Ort so widersinnig war, als würde sich das Gorgonenhaupt, an dem er vorbeigedriftet war, daranmachen, die Höhen des Mount Everest zu erfor-

schen. Ich habe kein Recht, hier zu sein. Dies ist nicht unsere Welt. Er dachte an die Zeit, die Mühen, das Geld, die er für das Pharos-Projekt aufgebracht hatte. Millionen.

Abwerfen. Korn hörte Wiegands einziges vollständiges Wort, bevor die Sprechverbindung völlig verstummte. Abwerfen. Was abwerfen? Wiegand hatte versucht, ihm etwas mitzuteilen. Korn bemühte sich erneut, Kontakt zum Mutterschiff herzustellen, aber er hörte keine Antwort. Er drückte auf die zentrale Motorsteuerung. Nichts. Das Pult war immer noch tot.

Ich werde hier sterben, dachte er. Ich werde sterben, und niemand wird meine Leiche je finden, und das habe ich verdient, weil ich nicht hier sein sollte.

Ein Knarren.

Es war ein leises Grollen wie von einem Meerestier, das im Abgrund ächzte. Doch Korn wusste, dass es die protestierenden Rippen des Druckkörpers waren. Er blickte sich verzweifelt in der Kabine um und musterte den beängstigend engen Raum aus Betonstahl, der ihn umgab, ebenso wie die dicken Quarzscheiben der Bullaugen. Vielleicht würde es rasch vorbei sein. Er hatte sich vorgestellt, am Boden des Grabens liegen zu bleiben. Gefangen und bewegungslos, bis er allmählich – schreiend und kratzend – wahnsinnig wurde, während die hundert Stunden verstrichen, in denen er noch Sauerstoff hatte. Aber ihm wurde klar, dass bald die Belastungsfähigkeit der Pharos One überschritten sein würde, und vielleicht würde ihn dann eine Niete töten, die durch den intensiven Wasserdruck aus ihrer Fassung schoss. Oder er würde, was wahrscheinlicher war, durch die Implosion des Stahls im nachgebenden Rumpf wie ein Käfer zwischen zwei Fingern zu Tode gequetscht werden.

Erneut Wiegands Stimme. Diesmal klarer.

»Dominik!«

Korn betrachtete den Tiefenmesser. Viertausendachthundert Meter. Fünftausend. O Gott, nein. Zu tief. Zu tief.

»Dominik!«

»Hier«, erwiderte er, überrascht darüber, wie trübe seine Stimme klang. Ein Geräusch. Nicht laut, doch beständig: ein sanftes, mechanisches Surren. Die Motoren.

»Wir haben die Steuerung außer Kraft gesetzt. Dominik, hörst du mich?«

»Ich bin hier«, sagte er. »Ich sollte nicht hier sein.«

»Dominik, hör mir zu. Konzentrier dich. Zieh deinen Evak-Anzug an.«

»Evak-Anzug?« Plötzlich wurde Korn aufmerksam. Eine Stimme, die fünf Kilometer und ein Universum entfernt war, hatte etwas in ihm geweckt. »Was zum Teufel soll ein Evak-Anzug bewirken? Ich bin fast fünftausend Meter unter der Oberfläche.«

»Wir haben deine Messwerte bekommen. Etwas hat die Zellen beschädigt. Wir glauben, dass wir dich hochholen können. Vielleicht bis ganz nach oben, vielleicht nicht.«

Korn schaute wieder auf den Tiefenmesser. Eine Sekunde lang, die ewig zu dauern schien, blieb die Anzeige unverändert. Dann, unerträglich langsam, ließ sie ein Aufsteigen erkennen.

»Hörst du mich, Dominik?«

»Ich höre dich.« Nun war er völlig wach und litt den quälenden Schmerz der Hoffnung. »Sofort. Ich bin dabei.« Wild mit dem Sicherheitsgurt hantierend, mühte er sich in der sargähnlichen Kabine ab, den Anzug aus dem Gehäuse hinter dem Kommandostuhl zu zerren. Er zwängte sich hinein. Die Manschetten aus Neopren und Gummi schnürten ihn ein, während der leuchtend orangene Evak-Anzug ihn wie ein lockeres Zelt umgab. Ein zweites Gefängnis.

»Du musst dich beeilen, Dominik ...« Wiegands Stimme klang gepresst und gleichmäßig. Gezwungen. Künstliche Ruhe, hinter der sich Panik verbarg. »Hör zu, Dominik. Wenn die Leistung nachlässt, werden wir sämtlichen Ballast abwerfen. Schlagartig. Wir hoffen, dass der Schub dich an die Oberfläche bringt. Aber du wirst schnell hochkommen. Zu schnell. Verstehst du?«

»Ich verstehe.« Korns Stimme wurde durch den Plastikschirm an seiner Anzughäube gedämpft.

»Du könntest wieder die Verbindung mit uns verlieren. Lass den Tiefenmesser nicht aus den Augen. Wenn dein Aufstieg stoppt, musst du raus und im Evak-Anzug hochkommen. Möglicherweise können wir dich ohne Evakuierung an die Oberfläche bringen. Aber wenn nicht, musst du rasch handeln. Sonst fällst du wie ein Stein nach unten. Ist das klar, Dominik?«

»Völlig. Hol mich hier raus, Peter.«

»Wir schalten die gesamte Energie ab, außer für die Motoren und die Verbindung. Warte, bis wir die Gerätebeleuchtung wieder einschalten.«

Dunkelheit. Eine Dunkelheit, die schwärzer war als jede Nacht. Zuerst konnte er nichts sehen, dann trieb etwas an dem Quarzbullauge vorbei. Etwas glühte in der Ferne. Ein einzelner heller Punkt. Biolumineszenz: ein Seeteufel oder Zigarrenhai, der im Abgrund seinen eigenen Lichtflecken erzeugte. Wie ein Leuchtfeuer. Eine Sekunde lang widmete Korn seine ganze Aufmerksamkeit dem schwachen Schimmer, der eine tiefere, nicht ganz zu begreifende Bedeutung zu haben schien.

Das Armaturenbrett vor ihm leuchtete wieder auf. Die blinkenden Knöpfe und das LED-Display des Tiefenmessers waren nach der Pechschwärze des Abgrunds plötzlich blendend hell. Dreitausend Meter. Am Anzug war eine Ortungs-

signallampe befestigt. Er schaltete sie an. Ein neues Knarren. Das Meer wollte ihn immer noch zermalmen.

»Dominik ...«, ließ sich Wiegand vernehmen.

»Nur zu.«

»Wir müssen dich auf mindestens hundertachtzig Meter hochholen. Der Evak-Anzug ist bis zu dieser Tiefe getestet worden. Entspann dich und lass dich von uns hochbefördern. Der Anzug steigt nicht mehr als drei Meter pro Sekunde auf. Du brauchst dir also keine Sorgen wegen der Dekompression zu machen. Aber du musst aussteigen, sobald es das geringste Anzeichen gibt, dass die Kapsel es nicht bis zur Oberfläche schafft.«

Eintausendfünfhundert Meter.

»Ich sollte nicht hier sein«, sagte Korn vor sich hin. »Wir sollten nicht hier sein.«

»Wiederholen, Dominik ...«

»Wir sollten nicht hier sein. Dazu haben wir kein Recht. Wir sollten nicht die Frechheit, die Arroganz haben ...«

»Ich möchte, dass du dich nicht ablenken lässt.« Wiegands Stimme übertönte ihn. »Konzentriere dich. In Ordnung?«

Neunhundert Meter. Achthundert.

»Ich bin konzentriert, Peter. Konzentrierter, als du denkst ...«

Das Wasser draußen wurde weniger dunkel. Nicht heller, nur weniger dunkel.

»Lass den Tiefenmesser nicht aus den Augen, Dominik ...«

Das ständige, beruhigende Surren der Motoren verstummte.

»Peter ...«

»Halt dich fest, Dominik!« Wiegands Stimme war eindringlich. »Ich muss die Tanks leeren. Halt dich fest!«

Etwas donnerte neben Korn. Betäubend. Nicht komprimierbarer Petroleumballast wurde aus den Auftriebtanks entleert, Eisenschrotballast dem elektromagnetischen Griff der Pharos One entzogen. Nun spürte er Bewegung. Durch den Schub wurde er an seinen Stuhl gepresst. Er klammerte sich an die Armlehnen und versuchte, seine Atmung unter Kontrolle zu halten. Sein Puls pochte in seinen Ohren.

»Peter?«

Die Sprechverbindung war erneut zusammengebrochen. Er war wieder allein, doch er schoss zu der Umgebung hinauf, in die er gehörte. Zu seinem wahren Platz auf der Welt. Aus den Tiefen. *De profundis*.

Fünfhundert Meter. Vierhundert. Dreihundert. Er ließ den roten Deckel über dem Auslöser des Notsprengbolzens zurückschnappen und legte seinen Finger auf den Abzugsbügel. Er musste den richtigen Zeitpunkt finden. Genau den richtigen. Zweihundertachtzig Meter. Nur noch ein bisschen mehr.

Korn begriff, was er sah, aber er wollte es nicht sehen. Sein Aufstieg verlangsamte sich. Zweihundertvierzig ... zweihundertzwanzig ... zweihundert. Zu tief. Immer noch zu tief. Die Anzeige blieb eine Ewigkeit lang bei hundertsiebzig stehen.

Jetzt. Tu es jetzt. Seine Vernunft schrie geradezu auf. Er wusste, dass die schlagartige Entleerung der Tanks keine Kraft mehr lieferte. Nun konnte nur noch eines geschehen: die Rückkehr in den Abgrund. Doch irgendetwas ließ ihn erstarren – die irrationale Hoffnung, dass das Tauchboot die allgemeinen Gesetze der Physik besiegen würde.

Hundertachtzig.

Korn hatte zehn wichtige Meter verloren und eine Atmosphäre zusätzlichen Drucks gewonnen. Er vergewisserte sich, dass seine Sicherheitsgurte geschlossen waren, und legte den

Schalter um, sodass der Sprengbolzen abgefeuert wurde und die Luke öffnete.

Es war wie der Aufprall eines Autos. Das Wasser wälzte sich nicht in die Kabine, sondern es rammte sich wie eine feste Masse in die Rückenlehne des Kommandostuhls. Ein scharfer Schmerz durchfuhr seinen Arm und seine Schulter. Er wusste, dass sein Unterarm gebrochen war, doch er betastete seinen Ärmel nicht, um den Bruch zu untersuchen, sondern um sich zu überzeugen, dass der Evak-Anzug nicht eingerissen war. Er konnte keinen Riss entdecken.

Korn schlug mit seiner unverletzten Hand gegen den Klemmbügel und löste den Sicherheitsgurt. Er achtete nicht auf die bohrenden Schmerzen in seinem Arm, sondern schob sich durch die einzige Luke am Heck der Pharos One hinter seinem Stuhl. Da das Tauchboot rasch sank, musste er es schnell verlassen. Wenn ein Ärmel oder ein Gurt hängen blieb oder wenn er sich am Roboterarm verhakte, konnte er mit der Tauchkapsel zurück in die Tiefe gerissen werden. Ohnehin hatte er wahrscheinlich zehn, wenn nicht zwanzig Meter verloren. Plötzlich war er draußen im offenen Wasser und stieß sich von dem Gefährt ab. Der Überlebensanzug, von der eingefangenen Luft aufgebläht, isolierte ihn gegen die Kälte und widerstand dem schlimmsten Druck, doch sein Auftrieb drückte Korn nach oben ans Heck des sinkenden Tauchboots.

Er stemmte die Beine an den hellgelben Rumpf und stieß sich mit den Füßen ab. Er war frei. Frei und ungehindert.

Er sah, wie die Pharos One unter ihm verschwand. Ohne einen Laut. Sie wurde im dunklen Wasser kleiner und dann allmählich unsichtbar. Er schaute auf den Tiefenmesser an seinem Handgelenk. Hundertsechzig und steigend.

Es war gefährlich, aber hier konnte er eindeutig überleben. Er würde es schaffen.

Korn trieb mit dekompressionssicherer Geschwindigkeit weitere siebenundneunzig Meter in die Höhe. Über sich konnte er den abgeschwächten Glanz des Tages, vage und fern, erkennen.

Die Oberfläche.

In diesem Moment platzte sein Evak-Anzug, der sich ohne Korns Wissen an einer Niete des Kapselrumpfes verfangen hatte und nach seiner Flucht aus der Pharos One überdehnt worden war. Die Explosion setzte eine Flut von Luftblasen frei.

2. Zwei Wochen vor dem Sturm

Meliha glitt so dicht an der Straßenmauer entlang, als wären die roten Ziegel magnetisiert. Sie waren hinter ihr her und würden sie finden. Ihre Verfolger fanden jeden. Und wenn sie Meliha gefunden hatten, würden sie sie wahrscheinlich töten. Vielleicht nicht sofort. Vielleicht nicht einmal so, wie sich die meisten einen Mord vorstellten. Sie konnten den Geist eines Menschen töten, seine Persönlichkeit vernichten und den Körper, der sich weiter bewegte und atmete, am Leben lassen. Doch als Person, als Individuum würde sie so gut wie tot sein.

Es war kalt. So kalt. Und feucht. Und dunkel. Und die Füße schmerzten ihr. Sie hatte eine sehr große Strecke zurückgelegt. Aber vor allem hatte Meliha Angst vor denen, die sie verfolgten, weil das keine Menschen mehr zu sein schienen. Irgendwie hatten ihre Verfolger das erreicht, was sie sich immer gewünscht und für sich beansprucht hatten. Sie waren nichtmenschlich geworden. Meliha erschienen sie nicht mehr als Einzelne, sondern als Kollektivwesen. Als Einheit.

Ein Gesamtwesen.

Meliha versuchte, ihre Furcht zu verdrängen. Furcht war eine Emotion, der sie nie viel Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Sie war ein kluges, mutiges, wissbegieriges Kind gewesen. Ein kühnes kleines Mädchen, das der Welt kämpferisch gegenübergetreten war. Furchtlos. »Benim küçük cesur kaplanım ...« – so hatte ihr Vater sie immer genannt: »Meine mutige kleine Tigerin.« Sie dachte zurück an jene Zeiten, an die Stunden, in denen sie mit ihm zusammengesessen, mit ihm geredet und verwegene Fragen nach der Welt gestellt

hatte. Auf jede Frage wusste er eine Antwort. Nicht immer die *richtige* Antwort, wie er betonte, doch *eine* Antwort.

Einmal hatte er ihr einen Briefbeschwerer aus Kristall gezeigt, den er auf seinem Schreibtisch aufbewahrte. Ein Souvenir, das an seine vielen Jahre und zahllosen Reisen als Geologe erinnerte. Er erzählte ihr, dass überall auf der Welt schöne Dinge wie Kristalle und Juwelen verstreut seien und nur darauf warteten, gefunden zu werden; manchmal seien sie tief in Felsen verborgen, manchmal würden sie dicht unter der Oberfläche liegen. Hin und wieder könne man sie zufällig entdecken, und bisweilen müsse man schwer arbeiten – sorgfältig Ausschau halten und tief graben –, um zu ihnen vorzudringen.

Mit Antworten, hatte er erklärt, sei es genauso. Sie seien über die ganze Welt verteilt und am kostbarsten, wenn man sie selbst gefunden habe.

Das war ihr Leitprinzip geworden. Sie hatte nach Antworten, nach der Wahrheit, gesucht. Und nun war sie hier, in einer fremden Stadt im kalten Norden, und wurde wegen der Antworten gejagt, die sie entdeckt hatte.

Meliha war in der Hamburger Speicherstadt, einer Stadt innerhalb der Stadt. Die alten Lagerhäuser für zollfreie Waren ragten neben ihr und am dunklen Wasser des Kanals an ihrer Seite empor. Ein Licht, hoch oben an einem der Warenhäuser angebracht, ließ eine helle Pfütze entstehen, und der Hamburger Regen tanzte silbern plätschernd über die Pflastersteine. Sie versuchte, sich zu orientieren. Das Lagerhaus, das sie ansteuerte, lag in der Nähe. Wenn sie es erreichen konnte, würden die anderen sie vielleicht nicht finden. Zumindest würde sie Zeit haben, um über ihren nächsten Schachzug nachzudenken.

Meliha kramte wieder in ihren Taschen. Das Handy war weg. Sie hatte es in dem Café, das sie am Mittag aufgesucht

hatte, liegen lassen. Sie hatte es eingeschaltet auf den Tisch gelegt und mit ihrer Serviette zugedeckt. Als sie dann aus dem Café hinausging, hatte sie es auf dem Tisch liegen lassen.

Noch eine Nachprüfung. Unlogisch, weil sie wusste, dass es im Café geblieben war, aber sie wollte sich noch einmal überzeugen. Sicherheitshalber.

Möglicherweise hatte das Personal im Café das Handy gefunden und es beiseitegelegt, damit sie es später abholen konnte. Aber das Café befand sich in einem heruntergekommenen Teil von Wilhelmsburg, und Meliha hielt es für wahrscheinlicher, dass jemand das Handy eingesteckt hatte. Sie dachte an den fetten Mann am Nachbartisch, der beim Essen ekelhafte Geräusche gemacht hatte. Doch in erster Linie hatten nicht seine Essgewohnheiten ihre Aufmerksamkeit erregt, sondern die Tatsache, dass er ein Smartphone oder einen PDA besaß, auf den er, wenn er sich nicht gerade den Mund vollstopfte, ständig mit einem Griffel eintippte.

Vielleicht hatte er ihr Handy an sich genommen. Oder vielleicht spazierte ein anderer Cafébesucher damit durch Hamburg.

Genau das wollte sie. Meliha hatte ihre Taschen erneut durchsucht, um sich zu vergewissern, dass sie ihr Mobiltelefon nicht mehr bei sich hatte. Nun war es irgendwo dort draußen wie eine Flaschenpost, die man dem Meer anvertraut hatte. Vielleicht würde jemand die Bedeutung des Klingeltons erfassen und die Botschaft des Handys entschlüsseln. Zumindest würde es ihre Verfolger auf eine falsche Fährte locken.

Meliha zog ihren Stadtplan aus der Tasche. Ein Büchlein, auf Papier gedruckt, kein Satnav- oder GPS-Gerät. Sie stellte ihren Standort fest, indem sie ihren Weg vom Eingang in die Speicherstadt über die Brücke, am Kibbelsteg und dann am Sandtorkai entlang nachvollzog. Das Lagerhaus war in der Nähe. Wenn sie sich nicht geirrt hatte, brauchte sie nur um die

Ecke zu biegen und einen weiteren Block hinter sich zu bringen.

Die Lagerhäuser in der Speicherstadt waren riesige Handelskathedralen aus roten Ziegeln. Man hatte sie im neunzehnten Jahrhundert gebaut. Doch nun änderte sich alles. Die ursprüngliche Speicherstadt war durch eine für das einundzwanzigste Jahrhundert sehr typische Version ihrer selbst erweitert worden: Der mächtige Kaispeicher A, das westlichste Lagerhaus der Speicherstadt, das einst gewaltige Tee- und Tabakvorräte verwahrt hatte, wurde zu einem enormen Segelschiff ausgebaut, das den Horizont beherrschte. Dieses Bauprojekt zog sich über Jahre hin und diente dazu, das Lagerhaus in einen grandiosen Konzertsaal mit angegliederten Hotels und Apartments zu verwandeln. Wie die Speicherstadt im neunzehnten und die Köhlbrandbrücke im zwanzigsten Jahrhundert sollte die Elbphilharmonie das Wahrzeichen werden, das Hamburg im einundzwanzigsten Jahrhundert und darüber hinaus charakterisierte – so einzigartig wie das Opernhaus von Sydney und zugleich eine Erinnerung an die maritime Vergangenheit der Stadt.

Selbst dieser Teil der ursprünglichen Speicherstadt wandelte sich. Werbeagenturen und trendige Bar-Restaurants schoben sich heran – hauptsächlich, weil die Eigentümer in der Nähe der eleganten neuen HafenCity sein wollten, die sich bis zu den alten Lagerhäusern erstreckte.

Aber die Gebäudereihe, die Meliha nun erreichte, hatte sich kaum verändert. Wie seit zwei Jahrhunderten war die gepflasterte Kanalgasse mit gigantischen Speichern gesäumt, die Teppiche und Textilien aus der Türkei und dem Iran sowie aus Aserbaidschan, Kasachstan und Pakistan enthielten.

Sie trat aus dem Lichtkegel der Lampe des Lagerhauses und blickte das Kopfsteinpflaster der Kanalgasse hinauf und hinunter. Niemand. Kein Zeichen von ihnen. Aber sie wusste,

dass das nichts zu bedeuten hatte. Es war ihre Aufgabe, andere ungesehen zu beschatten; die Verfolgten zu finden und ihre eigene Anwesenheit erst im letzten Moment preiszugeben. Und natürlich verfügten sie über eine Technologie, die man normalerweise nur beim Nachrichtendienst einer Supermacht vermuten würde. Vielleicht beobachteten sie Meliha nun in der Dunkelheit. Vielleicht war sie ein helles Infrarotlicht in der kalten Finsternis der Speicherstadt.

So nahe. Meliha lief weiter. Ihre Füße schmerzten von Schritt zu Schritt mehr. Sie hatte etliche Kilometer zurückgelegt. Ohne Taxi. Ohne öffentliche Verkehrsmittel. Ohne alles, was sich über ein Computersystem oder ein Funknetz oder eine andere Technologie kontrollieren ließ, hatte sie die Stadt durchquert. Sogar die wenigen von Videokameras überwachten Bereiche, die auf ihrer Karte mit Rotstift markiert waren, hatte sie durch weiträumige Umwege gemieden.

Plötzlich blieb sie stehen. Sie hatte das gesuchte Lagerhaus erreicht. Die Schilder trugen türkische, englische und deutsche Aufschriften. Kein Zweifel. Es gab kein mit einem Alarm verbundenes elektronisches Türschloss, nur ein altes Messingschlüsselloch in einer stabilen, traditionellen deutschen Lagerhaustür aus festem, mit Messingblech verstärktem Holz. Beruhigend einfach: eine Tür, die den Inhalt des Lagerhauses seit mehr als hundert Jahren schützte. Meliha nahm den schweren Schlüssel aus ihrer Handtasche und öffnete die Tür. Sie schlüpfte in die Dunkelheit des Gebäudes, nachdem sie einen letzten Blick in die Kanalgasse geworfen hatte.

Vielleicht würde sie hier in Sicherheit sein. Meliha griff nach einer aufladbaren LED-Lampe in ihrer Handtasche und sah sich um. Sie befand sich in einer Eingangshalle, und eine Tafel mit den Namen der Mieter zeigte an, dass sich die Fir-

ma, nach der sie suchte – Demeril Importing –, in der dritten Etage befand.

Sie stieß die Glastür auf und gelangte in den Hauptbereich des Speichers. An einer Seite war ein großer Lastenaufzug, doch Meliha beschloss, lieber die Treppe zu benutzen, um so wenig Lärm wie möglich zu machen. Bei Demeril Importing angekommen, holte sie einen zweiten Schlüssel aus der Tasche und öffnete die kunstvolle Jugendstiltür. Sie schwenkte die Taschenlampe und ließ den Strahl über hoch aufgestapelte Läufer und Teppiche gleiten, darunter zahlreiche Kelims. An den Falträndern waren reichhaltige türkische Muster zu sehen. Auf Etiketten standen Namen, die sie so gut kannte: Kayseri, Yeşilhisar, Kirsehir, Konya, Dazkırı ... Aus irgendeinem Grund wurde sie durch die Vertrautheit der Namen getrübt.

Neben der Tür standen ein robuster, verschnörkelter Holzschreibtisch und ein mit einem Kelim bedeckter Stuhl. Auf dem Schreibtisch stapelten sich Papiere und Hauptbücher. Auf zwei Spießen steckten Rechnungen und Auftragsformulare. Hier wurden Geschäfte wie in den vergangenen Jahrhunderten gemacht. Ohne Computer. Ohne Websites. Ohne Elektronik.

Meliha ging suchend weiter, bis sie am Ende der Hauptspeicherfläche eine Nische fand, in der weniger sorgfältig gestapelte Teppiche lagen. Sie wählte einen relativ niedrigen Stoß im hintersten Winkel der Nische aus, ließ sich darauf nieder und schaltete ihre Taschenlampe aus. Nun konnte sie sich ausruhen, durfte jedoch nicht schlafen. Das wäre gefährlich. Bis zum Morgen würde sie hier in Sicherheit sein. Dann ... dann würde sie versuchen, mit Berthold Kontakt aufzunehmen. Wie sie das ohne Telefon oder ein anderes elektronisches Hilfsmittel bewerkstelligen konnte, hatte sie sich noch nicht überlegt. Aber sie musste Berthold erreichen

und ihm mitteilen, was sie wusste. Bis dahin durfte sie sich ausruhen, doch nicht schlafen.

Sie schlief ein.

Es war vermutlich ein sehr leises Geräusch gewesen. Vielleicht war es vom Haupteingang, drei Etagen unter ihr, heraufgedrungen: ein undeutlicher, dumpfer Laut, der ihr schlafendes Gehirn wie eine Kugel getroffen hatte. Wie auch immer, nach ihrer Schlafpause war sie nun nervenzermürend wach. Einen Sekundenbruchteil lang fragte sie sich, ob sie die Nacht durchgeschlafen und die Ankunft des Lagerhauspersonals überhört hatte. Aber es war draußen noch dunkel. Meliha hob nur den Kopf und blieb still auf dem Teppichstapel liegen. Sie hielt die Luft an und lauschte angespannt nach weiteren Geräuschen. Ein paar Sekunden der Stille vergingen durch das ihren Körper überflutende Adrenalin unerträglich langsam. Dann ließ ein weiteres Geräusch sie zusammenschrecken. Schwach und gedämpft. Stimmen. Zwei, drei, vielleicht mehr. In dem Stockwerk unter ihr. Weit voneinander entfernt, doch ruhig und gelassen.

Sie konnte die Worte nicht verstehen, aber sie wusste, dass ihre Verfolger sich auf Englisch verständigten. Wie immer. Ihr Herz hämmerte. Natürlich brauchten sie nicht lauter zu sprechen. All ihre Sinne waren geschärft. Sie konnten sich über eine große Distanz verständigen, im Dunkeln sehen und das geringste Geräusch wahrnehmen.

Wahrscheinlich durchsuchten sie die Etage unter ihr. Systematisch, methodisch. So, wie sie alles taten. Ein einziges Bewusstsein. Ein Gruppengeist. Ein Egregor.

Meliha richtete ihre Taschenlampe in die Dunkelheit, um ein Versteck oder eine Fluchtmöglichkeit zu finden. Das LED-Licht war trübe. Hinter ihr, ganz am Ende der Nische, befand sich ein Abstellschrank, kaum sichtbar hinter einem

Stapel Teppiche, von denen einige auf den Boden gefallen waren. Wenn sie sich dort verbergen und vielleicht eine Teppichrolle vor die Tür schieben konnte, würde man sie möglicherweise nicht entdecken.

Sie streifte ihre Schuhe von den schmerzenden Füßen, glitt vorsichtig den Teppichstapel hinunter und überquerte den groben Holzfußboden bis zum Abstellschrank. Dieser war viel größer, als sie gedacht hatte, und enthielt nur ein paar Musterbücher in einer Ecke und eine anderthalb Meter lange Stoffrolle, die an der Wand lehnte. Der Stoff wirkte zu leicht für Teppiche, doch zu schwer für Vorhänge.

Meliha schob sich hinter die Musterbücher und ordnete sie neu an, bis sie ein notdürftiges Versteck bildeten. Zusätzlich wollte sie die Rolle vor sich hinstellen, aber das Gewebe war schwerer, als sie erwartet hatte, und rutschte ihr langsam aus den Fingern. Meliha griff verzweifelt danach und konnte in letzter Sekunde verhindern, dass die Rolle an die Holzwand des Schrankes schlug und so die Aufmerksamkeit ihrer Verfolger weckte. Mit äußerster Anstrengung lehnte sie die Textilrolle schräg vor sich an die Wand wie die Diagonalstange eines Gittertores. Dann zog sie sich so weit wie möglich an die Schrankwand zurück, schaltete ihre Taschenlampe aus und war sofort in Schwärze getaucht. Nachdem sich ihre Augen an diesen neuen Grad der Dunkelheit gewöhnt hatten, spähte sie zwischen dem obersten Musterbuch und der schräg an der Wand lehrenden Stoffrolle durch einen Spalt in der Tür. Aber sie konnte nur einen schmalen Ausschnitt der Nische und nichts von der Hauptfläche des Teppichlagerhauses sehen.

Und sie konnte nichts hören. Keine Bewegung. Keine Stimmen.

Dann schien ein Schatten an ihr vorbeizuhuschen.

Genau vor ihr. Jemand oder etwas bewegte sich rasch und geräuschlos durch ihren engen Blickwinkel. Von rechts nach links. Ein dunkles Flattern, das sich nicht als Person identifizieren ließ.

Sie fuhr zusammen, beherrschte sich jedoch sofort, rührte sich nicht und hielt die Luft an. Ihre Verfolger waren angekommen. Auf ihrer Etage. Nun vernahm sie die schwachen Geräusche von Bewegungen. Einige leise englische Worte.

Der Schatten huschte erneut vorbei, diesmal von links nach rechts. Näher.

Meliha regte sich nicht. Sie hielt immer noch den Atem an, weil sie Angst hatte, sich zu verraten. Eine Träne stieg ihr ins Auge und lief an ihrer Wange hinunter. Die Qual des Wartens auf den Moment, in dem sie in ihr behelfsmäßiges Versteck stürmen würden, wurde unerträglich. Weitere Geräusche. Dann Stille.

Minuten vergingen. Meliha konzentrierte sich so sehr auf die Stille, dass sie ein wenig zusammen schrak, als sie beendet wurde. Aber diesmal waren die Geräusche gedämpfter. Und über ihr. Im nächsten Stockwerk.

Langsam und ruhig atmete Meliha aus. Sie waren nun eindeutig über ihr. Und sie agierten nicht so geschickt, wie sie dachten. Sie hatten immer noch sehr menschliche Schwächen.

Es fiel ihr schwer festzustellen, wie viel Zeit verstrichen war, denn ihre Furcht ließ ihr jede Sekunde unermesslich lang werden. Aber sie vermutete, dass es eine Stunde her war, seit ihre Verfolger die Etage über ihr durchsucht hatten. Keine Geräusche, keine ruhigen, Englisch sprechenden Stimmen. Sie spähte in die Dunkelheit. Nichts. Vorsichtig, langsam, ohne etwas zu berühren, drehte sie ihr Handgelenk, doch da ihre Uhr kein Leuchtzifferblatt hatte, konnte sie die Anzeige nicht erkennen. Ihre Beine verkrampften sich, doch Meliha bewegte sie nicht. Der Schmerz wuchs und wuchs, während

sich ihre Muskelfasern zusammenzogen. Aber sie konzentrierte sich erneut darauf, ihre Furcht zu vertreiben.

»*Benim küçük cesur kaplanım ...*« Sie erinnerte sich an die Stimme ihres Vaters. An den sanften Tonfall seiner Worte und seinen Stolz. »*Benim küçük cesur kaplanım ...*«

Meliha wartete eine weitere Stunde. Außerhalb des Lagerhauses wurde es fast unmerklich heller. Ein Hauch von Morgen.

Sie hatte nichts mehr gehört. Ihre Verfolger waren gescheitert. Oder vielleicht hatten sie nicht gewusst, sondern bloß vermutet, dass sie sich in diesem Gebäude aufhielt. Es gab weitere Orte, von denen sie möglicherweise wussten und die sie nun vielleicht absuchten.

Meliha beschloss, an keinen ihrer früheren Aufenthaltsorte mehr zurückzukehren. Aber sie musste in Bewegung bleiben. Das Versagen ihrer Verfolger bot ihr die Gelegenheit, den Vorsprung zu vergrößern. Sie konnte die Stadt und auch das Land verlassen, wenn sie sofort handelte.

Meliha hob die Stoffrolle so sachte wie möglich und ohne jedes Geräusch an. Nachdem sie hinter den Musterbüchern hervorgekrochen war, musterte sie den sichtbaren Teil des Lagerraums und trat vorsichtig aus dem Schrank und dann aus der Nische heraus.

Vier von ihnen warteten auf sie. Sie standen reglos in der Mitte des Lagerhauses. Vier dunkle Silhouetten. Schatten. Geschlechtslos, alterslos. Sie hoben sich von dem milchigen Glühen des breiten Fensters ab. Zwei von ihnen hatten etwas Unförmiges vor den Augen. Nachtsichtbrillen. Keiner rührte sich, als Meliha erschien; keine Spur einer Reaktion. Sie hatten seit zwei Stunden hier gestanden und darauf gewartet, dass Meliha aus ihrem Versteck kam. Auf diese Weise war es effektiver, ruhiger.

Sie waren das, was Meliha vermutet hatte. Was sie am meisten fürchtete.

Konsolidierer.

Der Verfolger, der Meliha am nächsten stand, hob jetzt langsam den dunklen Arm, als zeige er auf sie. Ein Knall, und sie spürte einen scharfen Schmerz in der Brust.

Während sie auf denselben Teppichstapel zurücksank, auf dem sie zuvor geschlafen hatte, glaubte sie, die Stimme ihres Vaters zu hören.

»*Benim küçük cesur kaplanım ...*«

3. Die Nacht des Sturmes

Kein Sturm wütete. Man sah nur ein weites, offenes, dunkles Meer. Kein Land, keine Schiffe. Niemand konnte die nächtliche Geburt des Sturmes miterleben. Aber es gab eine Syzygie: eine ekliptikale Gleichstellung von Sonne, Mond und Erde, wobei der Mond der Erde am nächsten war und das sehnsüchtige Meer den Rücken unter der Anziehungskraft des Mondes wölbte.

Über dem Meer war die Luft kühl. Trocken. Und weiter oben verharrte eine gewaltige Masse noch kälterer Luft, die irgendwo im Norden und im Osten entstanden und über den Baltischen Schild nach Südwesten gedriftet war. Gleichzeitig hatte sie sich höher in die Troposphäre erhoben. Ihre sibirische Kälte hatte sich noch verstärkt. Und nun, äußerst kalt und äußerst hoch, schob sie sich still und verachtungsvoll über den Atlantik.

Aber sie würde nicht weiterziehen können.

Etwas bewegte sich dicht über den gewölbten Rücken des Meeres hinweg; etwas, das genauso enorm war wie die Kälte hoch oben. Diese Luftmasse, in den Tropen entstanden, trug Wärme und Feuchtigkeit in sich. Und genau wie ihr Gegenstück kälter als im Durchschnitt war, wies sie ganze drei Wärmegrade mehr auf als die übliche Drift.

Warme Luft steigt auf, kalte Luft sinkt hinab – eine schlichte Tatsache der Physik, der Meteorologie. Der Sturm wurde geboren. Er sog die warme, feuchte Luft in einem heftigen mesozyklonalen Wirbel nach oben, wodurch die nun zerrissene Luft Geschwindigkeiten von 180 Stundenkilometer

erreichte. Eine Wasserhose bildete sich und verband das Meer mit dem Himmel. Der sich kondensierende Wasserdampf aus der warmen Luft knisterte vor Elektrizität. Wolken schwollen kochend und tobend an.

Über dem Atlantik bildete sich eine mächtige Superzellen-Sturmwolke, einem gigantischen Amboss gleich, und die Nacht wurde noch dunkler. Mit Millionen Tonnen Wasser gefüllt, drehte sie sich langsam und böswillig und wälzte sich auf das Land zu.

4.

Kreysig erkannte das Flattern in seiner Brust schuldbewusst als Adrenalinstoß. Eine Katastrophe war passiert. Gebäude waren beschädigt und Menschen verletzt worden; einige hatten vielleicht sogar ihr Leben verloren. Kreysigs Heimatstadt hatte einen wütenden, unbarmherzigen, gnadenlosen Angriff erlebt. Doch Kreysig, umgeben von Tumult und Lärm, war erregt. Er fühlte sich in seinem Element.

Die Nacht war erfüllt vom Donnern schwerer Geräte und Maschinen und mobiler Generatoren, vom durchdringenden, hartnäckigen Piepen zurücksetzender Feuerlöschfahrzeuge und dem unerbittlichen Gurgeln der Wasserpumpen. Von Menschen gemachter Donner wetteiferte mit dem Wind- und Regensturm der Natur. Alles glänzte feucht und funkelte unter den Bogenlampen und den rot, blau und orange blitzenden Lichtern der Löschzüge, der Einsatzfahrzeuge und der schweren, mit Raupenketten versehenen Bulldozer. Der Höhepunkt des Sturmes war vorbei, und die Ebbe hatte eingesetzt, doch der Wind der verachtungsvollen Natur zerrte weiterhin an Kreysigs gelbem Schutzanzug, und Regenkügelchen trommelten wütend auf seinen Helm.

Wie der Hals eines unwirklichen, nachtaktiven Dinosauriers schwang der massive Arm eines Gittermastkrans vom Typ Liebherr LTM 1130–5.2 über Kreysig hinweg, wobei schwere Kabel und Ketten aneinanderschlugen. Mehrere Feuerwehrleute befestigten die Ketten an einem Gewirr aus Holz und Metall, das auf den überfluteten Boden neben dem

Fischmarkt geschwemmt worden war. Der Gittermast hievte das Treibgut hoch und senkte es auf einen Tieflader.

Ein zweiter, kleinerer Kran ließ einen gepanzerten Entleerungsstutzen nieder. Dieselben Feuerwehrleute eilten vor und schlossen die Camlock-Kupplung, die den Stutzen nun mit dem Rest eines Rohres verband. Danach brüllte Kreysig einen Befehl in sein Funkgerät, und zwei weitere Pumpen kamen zum Einsatz.

Immer noch genoss er die Erregung der Schlacht. Hier kämpfte der Mensch gegen die Natur, und er war mittendrin.

Er hatte seit Stunden gewusst, dass sich der Sturm näherte, und schon vorher waren überall in Frankreich und England Verwüstungen angerichtet worden. Das Norddeutsche Klimabüro und der Deutsche Wetterdienst hatten die Entwicklung des Unwetters verfolgt und zudem festgestellt, dass sich ein weiterer Sturm über der Nordsee, hundertachtzig Kilometer südwestlich von Jütland, zusammenballte. Es war, als sammelten sich zwei Heere, um ihre Kräfte zu einem Angriff auf die Niederlande, Dänemark und Norddeutschland zu vereinen.

Kreysig erlebte nicht zum ersten Mal, dass Hamburg von einer Flut übel zugerichtet wurde. Die Flut von 1953 hatte sich vor seiner Geburt ereignet, und er war noch ein Kleinkind gewesen, als der Sturm von 1962 zuschlug, mehr als dreihundert Menschen tötete und sechzigtausend Stadtbewohner obdachlos machte. Aber an 1976 erinnerte er sich noch sehr genau, und 2007 war er als hoher Beamter des Feuerwehr- und Rettungsdienstes im Einsatz gewesen. Jedes Mal hatte das Wasser einen höheren Stand erreicht, doch jedes Mal war Hamburg ein wenig besser vorbereitet, ein wenig besser geschützt gewesen.

Diesmal hatten sich Millionen Euro teure Flutsperrren auf einen Schlag dadurch bezahlt gemacht, dass sie die Sturmflut

eindämmten und kanalisiert. Aber eine gewisse Überschwemmung war unvermeidlich, und sie hatten gewusst, wo es bereitzustehen galt und wo die Schlachtlinien gezogen werden würden. Zum Beispiel hier am Fischmarkt, wo St. Pauli und das Stadtzentrum zusammentrafen.

Sein Stellvertreter Tramberger kam auf ihn zu, wandte ihm sein wettergegerbtes Gesicht zu und rief laut, um den Lärm des Sturmes und der Maschinen zu übertönen: »Alle elektrischen Tauchpumpen und alle Dieselpumpen sind nun im Einsatz. Wir haben Ebbe und sind runter auf plus drei Meter.«

Kreysig grinste und klopfte seinem Stellvertreter auf die Schulter. Sie würden siegen. Er blickte sich nach seinen Teams um. Alle waren noch mit voller Kraft im Einsatz. Es war eine schwere, zermürbende Arbeit gegen einen viel stärkeren Gegner, doch niemand ließ ein Zeichen der Erschöpfung erkennen, die mittlerweile jede Bewegung bleiern werden ließ. Es waren gute Teams, verdammt gute Teams. Er hatte sie selbst zusammengestellt, indem er die besten Angehörigen des Hamburger Feuerwehrdienstes, der Hafenpolizei und der Abteilung Ingenieurwesen auswählte.

Er ließ sich von seinen anderen Mannschaften, weiter im Westen in der Klopstockstraße und der Königstraße, auf den laufenden Stand bringen. Die gleichen Informationen. Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr: Es war fast fünf. Sie kämpften seit zwölf Stunden gegen die Flut. Kreysig schaute zum immer noch dunklen Himmel hinauf und sah, wie die schweren Wolken boshaft über die Stadt hinwegeilten. Es war, als beobachte er ein Bombergeschwader, voll von potenzieller Vernichtung, das über ihm vorbeijagte. Er wusste, dass diese Wolken anderswo Verheerung anrichten würden. Aber Hamburg war nicht mehr an der Reihe. Vorläufig nicht.

Dann bemerkte er, dass eines der Teams nicht mehr arbeitete. Die Feuerwehrleute hatten einen Kreis gebildet und be-

trachteten etwas auf dem gerade leergeräumten Asphalt der Elbstraße. Der Teamführer blickte zu Kreysig und Tramberger hinüber und winkte sie hastig heran.

Kreysig war klar, dass etwas nicht stimmte.

ERSTER TEIL

5.

Jan Fabel wachte auf. Nach und nach. Er hatte geträumt. Davon, dass er in dem Haus in Norddeich, in dem er aufgewachsen war, im alten Arbeitszimmer seines Vaters saß und sich mit einem jungen Mann unterhielt, der, wie Fabel wusste, tot war und das ebenfalls wusste. Fabel wollte den Traum hinter sich lassen und ihn vergessen.

Langsam tauchte er aus den Tiefen seines Schlafes auf und wurde sich des Kluges von Stimmen bewusst. Der Radio- wecker. NDR. Eine Debatte. Eine der Stimmen schien er zu kennen.

Einen Moment lang betrachtete er die Decke, fügte die vom Schlaf zerstreuten Stücke seines Bewusstseins zusammen und versuchte zu erfassen, wovon die Stimme im Radio sprach. Und *wem* sie gehörte. Fabel begriff, dass er die Männerstimme tatsächlich aus irgendeinem Bereich seiner wachen Welt kannte, doch er war noch zu schläfrig, um sie zu identifizieren. Er rollte sich auf die Seite; Susanne hatte ihm den Rücken zugewandt. Fabel schüttelte ihre Schulter, und sie gab ein Geräusch von sich, das zwischen schläfriger Zufriedenheit und Ärger lag.

»Zeit aufzustehen«, sagte er.

Ein weiteres leises, nun schläfrig unzufriedenes Murmeln.

Er schwenkte die Beine nach draußen und setzte sich auf den Bettrand. Berthold Müller-Voigt. Das war die Stimme des Mannes im Radio. Er war sicher gewesen, dass er sie nicht

zum ersten Mal hörte. Müller-Voigt war Umweltsenator in Hamburg und jemand, mit dem er früher zu tun gehabt hatte.

Fabel runzelte die Stirn und schob sich das blonde Haar aus den Augen. Er schüttelte Susanne erneut: noch eine mürrische Reaktion. Nachdem er den Radiowecker abgeschaltet hatte, stand er auf, streckte sich und schlurfte zur Dusche. Susanne und er lebten seit mehr als zwei Jahren in dieser Wohnung zusammen, doch er musste sich frühmorgens noch immer an ihren Grundriss gewöhnen. Er duschte und rasierte sich und zog sich an. Rollkragenpullover, teure englische Tweedjacke, Chinos, feste Schuhe.

Gerade hatte er Kaffee gekocht, als Susanne, immer noch im Morgenmantel, in die Küche kam. Ihr dichtes dunkles Haar fiel ihr ins Gesicht und bekundete ihren anhaltenden Widerwillen, sich dem Tag zu stellen.

»Du wirst dich verspäten«, sagte Fabel. Er meinte damit, dass *sie* sich verspäten würden. Susanne arbeitete gewöhnlich in ihrem Büro im Institut für Rechtsmedizin in Eppendorf, doch an zwei Tagen in der Woche war sie dem Polizeipräsidium zugeordnet. An solchen Tagen benutzten beide nur ein Auto, und an solchen Tagen regte Fabel sich immer über ihre Saumseligkeit auf. Heute Morgen war er noch nervöser, denn Susanne würde an einem Seminar im Bundeskriminalamt in Wiesbaden teilnehmen, und er hatte ihr angeboten, sie zum Flughafen zu fahren, damit sie den Frühmorgenflug nach Frankfurt erwischte.

»Ich schaffe es schon.« Sie griff nach der Tasse Kaffee, die er ihr hinhielt, und lehnte sich an den Küchentresen. »Hast du gut geschlafen?«, fragte sie. »Der verflixte Sturm hat mich die halbe Nacht wach gehalten.«

»Ich glaube, er hat mich geweckt«, log Fabel. Es war nicht der Sturm gewesen, der ihn mitten in der Nacht aus dem

Schlaf gerissen hatte, aber sie sprachen nicht mehr über seine Träume. Seine Albträume.

Susanne schaltete das kleine Fernsehgerät in der Küche an. Es war einer der Kompromisse, die Fabel akzeptiert hatte. Er selbst war kein großer Fernsehfan und hatte nie verstanden, weshalb manche Menschen mehr als ein Gerät in ihrer Wohnung benötigten. Doch eines Tages war er von der Arbeit zurückgekehrt und hatte ihn auf dem Tresen vorgefunden. Einen neuen, glänzenden Eindringling in seine Welt. Ein *Fait accompli*, einen weiteren Hinweis darauf, dass er seine Wohnung und sein Leben nun mit jemandem teilte.

»Sieh mal«, sagte Susanne. Im Fernsehen wurde über schwere Überschwemmungen an sämtlichen Elbufern berichtet. Ein Teil des Filmmaterials handelte von den Flutsperrern, die am Hafen und am Fischmarkt errichtet worden waren. Der Reporter sprach mit geübter Eindringlichkeit in die Kamera.

»Ein Glück, dass wir heute Morgen nicht über die Elbchaussee fahren«, meinte Susanne.

»Trotzdem könnte es auf der Strecke zum Flughafen Probleme geben. Womöglich wird der Verkehr durch die Umleitungen dichter. Wir müssen ein bisschen früher aufbrechen«, erwiderte Fabel und schaute demonstrativ auf seine Uhr.

Susanne verzog das Gesicht und widmete sich wieder genüsslich ihrem Kaffee.

»Ich rufe lieber in Fuhlsbüttel an, um die Flugzeiten zu checken.« Fabel griff nach dem Telefon.

»Warum denn?«, fragte Susanne, die Kaffeetasse am Mund. »Mach's doch online.«

»Man kann nie wissen, wann diese Dinge aktualisiert werden«, sagte Fabel. »Mit einem Menschen hat man wenigstens ...«

Susanne schnaubte. »Mit einem Menschen? Wir reden doch von jemandem, der in einem Flughafen arbeitet. Glaub

mir, der Computer ist weniger roboterhaft. Also gut, ich kümmere mich darum, wenn ich angezogen bin. Ich verstehe einfach nicht, warum du so technikfeindlich bist.«

»Ich bin nicht technikfeindlich«, murmelte Fabel. »Ich bin *traditionell*. Aber ich will gern zugeben, dass ich nicht gerade begeistert vom digitalen Zeitalter bin. Nehmen wir den sogenannten Network-Killer, hinter dem wir her sind ... Oder das Chaos, das durch das Vertrauen auf Computer ausgelöst wird. Wir haben alle möglichen Memos über das Klabautermann-Virus erhalten, das ins E-Mail-System der Stadt Hamburg eingehackt worden ist.«

Susanne lachte. »Man kann ein Virus nicht *einhacken*. Wieso hast du eigentlich überlebt, als der Meteor aufprallte?«

»Was für ein Meteor?«, fragte Fabel gereizt.

»Du weißt doch: derjenige, der all die anderen *Dinosaurier* ausgerottet hat ...« Susanne lachte über ihren Scherz. »Egal, nach meinen Informationen hat das Klabautermann-Virus die Sicherheit der Polizei Hamburg nicht gefährdet. Wir haben es auch im Institut für Rechtsmedizin, und es ist eine Plage, das muss ich zugeben. Aber wir konnten Kopien von all unseren E-Mails machen, bevor es zuschlug.«

»Ich habe eine einfachere Lösung. Sie hat mit Ausdrucken und Papier zu tun.«

»Tatsächlich?« Susanne setzte ihre Tasse ab und schlen-
derte mit schwingenden Hüften an ihm vorbei. »Dann
brauchten wir uns keine Sorgen mehr über Klabauter-
mann-Viren oder Systemabstürze zu machen ... sondern nur
über kleine Bücherwürmer wie dich, stimmt's, Schatz?« Sie
zerzauste im Vorbeigehen sein Haar. Fabel runzelte die Stirn.

Es hatte aufgehört zu regnen, als Fabel und Susanne sich der
Stelle näherten, wo er sein BMW-Cabriolet geparkt hatte,

aber der Himmel, der die Farbe von Schiffsstahl hatte, war finster und schwer.

»Noch ein beschissener Tag«, sagte Susanne düster. Sie schloss die Autotür und fluchte, als Regenwasser vom Dach in ihr Haar tröpfelte. »Diese Kiste hat ein Leck, weißt du das?«

»Das ist nie ein Problem gewesen«, murrte Fabel. »Bei meiner alten Wohnung hatte ich einen überdachten Parkplatz.«

Susanne ignorierte seine Bemerkung. »Du solltest wirklich daran denken, den Wagen gegen einen neuen in Zahlung zu geben. Er ist bestimmt schon zehn Jahre alt. Du lässt dich dauernd über die Umwelt aus, aber dieses Auto kann nicht so benzinsparend oder umweltfreundlich sein wie die heutigen Modelle.«

»Es erfüllt seinen Zweck«, erwiderte Fabel und manövierte den Wagen aus der Parklücke hinaus. »Außerdem sehe ich nicht ein, weshalb es umweltfreundlich sein soll, sich ständig neue Autos zu kaufen. Aber wenn du so grün bist, weshalb fliegst du dann nach Frankfurt? Du hättest mit dem Zug fahren können.«

»Du bist der Baumliebhaber, nicht ich.« Sie grinste boshaft. »Wahrscheinlich weil du kaum einen Baum gesehen hast, als du auf den guten alten Ebenen von Ostfriesland groß geworden bist. Der Wind muss sie alle umgeblasen haben.«

»Wir hatten Bäume. Vielleicht nicht so viele wie bei euch im finstersten Bayern, aber wir hatten Bäume.«

»Wir erst recht«, sagte Susanne. »Ganze Wälder voll. Und Berge. Du weißt doch, was ein Berg ist, Friesenjunge? Ein wirklich, wirklich, wirklich großer Deich.«

»Sehr komisch.«

»Es überrascht mich, dass du nach Hamburg gezogen bist. Hier sind wir doch mindestens zwei Meter über dem Meeresspiegel. Blutet dir nicht die Nase?«

Fabel lachte. »Wenn Leute wie du dauernd Inlandflüge machen, werden wir schon früh genug unter dem Meeresspiegel sein.«

»Und ich werde mit dem Schiff reisen. Oder mit einem U-Boot.« Susanne stimmte die Melodie von *Yellow Submarine* an und lächelte vergnügt.

Fabel wollte sich nicht durch die Stadt kämpfen und schlug den Weg über die Behringstraße und die A7 ein. Während sie sich der Abfahrt näherten, bemerkte er ein riesiges Plakat am Straßenrand: das Bild einer turbulenten See unter einem stürmischen Himmel. Ein kleiner, ferner Leuchtturm warf einen Lichtstrahl über das Wasser. Darunter war eine Art Logo zu sehen: die Worte THE PHAROS ENVIRONMENTAL PROJECT, auf Englisch, daneben ein, wie es schien, stilisiertes Auge. Die Parole unter der Überschrift hieß in deutscher Sprache: *Der Sturm kommt*.

»Glaubst du, dass die Sache ernst zu nehmen ist?«, fragte Susanne unvermittelt, während ein mächtiger Mercedes-Geländewagen an ihnen vorbeidonnerte.

»Welche denn?«

»Der anthropogene Klimawandel«, ergänzte Susanne und bog den Rückspiegel in ihre Richtung, um sich Lippenstift aufzutragen. »Meinst du, dass es stimmt? Dass wir für die Verhunzung des Klimas verantwortlich sind und Stürme wie den von gestern Nacht verursachen?«

»Natürlich stimmt das.« Fabel bog den Spiegel in die korrekte Position zurück und seufzte dabei, um seinen Ärger deutlich zu machen. »Alles weist darauf hin, dass es zutrifft. Du bist Wissenschaftlerin und hast die Daten gesehen. Willst du behaupten, dass du ihnen nicht glaubst?«

»Nein ... Das will ich nicht behaupten. Aber vielleicht liegt es nicht nur an uns. Vielleicht findet eine natürliche Verschiebung statt. Es wäre nicht das erste Mal. Davon abgesehen kann ein einziger Vulkan mehr Schaden anrichten als wir in der ganzen Menschheitsgeschichte. Guck dir die Auswirkungen an, die die isländische Asche hatte, als sie in die Atmosphäre gerülpst wurde. Wenn dieses Baby oder einer seiner größeren Brüder wirklich explodiert, könnte es zu einem jahrelangen Winter kommen. Massenhunger. Oder sogar zu einem totalen, unumkehrbaren Klimawandel. Das wäre dann nicht unsere Schuld, sondern die der Natur.«

»Wenn es eine natürliche Verschiebung gibt, verstärken wir sie unzweifelhaft. Es liegt auf der Hand: Schließlich haben wir Kohlenstoffvorräte, die sich in Millionen Jahren angesammelt haben, innerhalb von anderthalb Jahrhunderten freigesetzt.« Fabel seufzte erneut und blickte auf seine Uhr. Die Straße war noch stärker verstopft, als er erwartet hatte. Ein Luxus-Stau: Nach der Zahl der Range Rover und schlachtschiffgroßen Mercedes- und Lexus-Limousinen zu schließen, war der übliche Pendelverkehr aus dem vermögenden Vorort Blankenese – ein wenig weiter flussaufwärts und in einer höheren Preisklasse als Ottensen, wo seine Wohnung lag – von der Elbchaussee, der Hauptstrecke am Fluss entlang, umgelenkt worden.

»Vielleicht sollte ich wirklich daran denken, mir ein besseres Modell zuzulegen«, sagte er finster, während er die langsame Prozession der Luxus-Limousinen beobachtete.

»Ich hoffe, wir reden immer noch von Autos ...« Susanne grinste ihn an. »Ich melde mich heute Abend, nach dem Seminar, aus meinem Hotel.«

»Wahrscheinlich werde ich noch in der Kommission sein.«

»Der Network-Killer-Fall?«

»Ja. Ich werde bis Mitternacht elektronische Geister jagen«, sagte Fabel bedrückt. Er wollte noch etwas hinzufügen, als er vom Summen seines Autotelefons unterbrochen wurde.

»Hallo, Chef, hier ist Anna ...«

»Hallo, Anna. Was gibt's?«

»Bist du unterwegs zum Präsidium?«

»Nein ... oder jedenfalls noch nicht. Zuerst muss ich noch Susanne am Flughafen absetzen. Was ist los?«

»Du solltest einen Abstecher zum Fischmarkt machen. Wir haben eine Wasserleiche.«

»*Shit*.« Fabel machte eine kurze Pause. Nicht schon wieder. »Sieht es nach dem Network-Killer aus?«

»Nein, diesmal nicht. Es sei denn, er hat seinen Modus operandi völlig geändert. Es ist eine unvollständige Leiche. Zerstückelt.«

»Aber weiblich?«

»Ja. Sie passt nicht zu den anderen Opfern des Network-Killers, aber sie scheint trotzdem in unsere Zuständigkeit zu fallen.«

»Okay«, sagte Fabel. »Ich fahre vom Flughafen direkt dorthin.«

6.

Der Mann am Schreibtisch saß mit dem Rücken zur Aussicht. Die Wand hinter ihm bestand aus gehärtetem Glas, verstärkt mit blassblauem Stahl: ein rahmenloses Fenster, das auf eine randlose Fläche natriumgrauen Wassers unter einem natriumgrauen Himmel blickte. Dadurch wurde der Eindruck erzeugt, dass das Büro mit nichts verbunden war und frei von der Schwerkraft in der Luft hing. Wie aus seiner Umgebung herausgelöst.

Der stämmige Mann am Schreibtisch war Ende vierzig, hatte kräftige Schultern und einen geschorenen Kopf. Seine Kiefer waren von einem dunklen, kurz gestutzten Spitzbart gesäumt. Er trug eine randlose Brille und einen schwarzen Anzug über einem dunkelgrauen Hemd mit Nehru-Kragen. Der Mann, die Ordnung auf seinem Schreibtisch und die Ausgestaltung seines Büros wirkten unnatürlich akkurat. Sogar seine Bewegungen hatten eine unnatürliche Methodik, während er den Memorystick am Laptop anschloss und sich durch die darauf gespeicherten Bilder hindurchklickte.

»Es gibt also keinen Zweifel?«, fragte er den großen, dünnen Mann im grauen Anzug, der vor dem Schreibtisch stand. Er hatte ein blasses Gesicht und kurze, pechschwarze Haare.

»Leider nicht, Herr Direktor.«

»Wie zum Teufel konnten wir das übersehen? Wie konnte eine Außenseiterin all das aufdecken ... dieses *Chaos*? Und wieso war unser eigenes Konsolidierungs- und Vollstreckungsbüro völlig im Dunkeln über die Vorgänge?«

»Entschuldigung, Herr Direktor. Das übersteigt wirklich alles, was wir uns hätten vorstellen können. Es ist ein so extremes Verhalten, besonders von einem unserer eigenen Mitglieder. Ich weiß, dass es keine Rechtfertigung ist, aber wir haben nach solchen Dingen nicht Ausschau gehalten. Die Frau hat sich gezielt in das Projekt eingeschmuggelt, um etwas zu finden, das sie gegen uns verwenden kann. Vermutlich hat sie selbst nicht erwartet, etwas von dieser Größenordnung zu enthüllen. Aber ich kann Ihnen versichern, dass ich in dem Moment, als es sichtbar wurde – nachdem ich aus der Akte erfahren hatte, um wen es sich handelt und welche Stellung er in der Organisation bekleidet –, jeden seiner Schritte rund um die Uhr von meinen besten Sicherheitsleuten habe überwachen lassen. Gleichzeitig haben wir seine Internet-, E-Mail- und Mobiltelefon-Verbindungen überwacht, genau wie seine Unternehmungen und Kontakte. Unsere Überwachung bestätigte den Inhalt des USB-Sticks, den wir bei der Frau gefunden haben.«

»Und es gibt keine Möglichkeit, dass sie irgendetwas davon an einen Dritten weitergegeben hat?«

»Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen, Herr Direktor, aber ich glaube es nicht. Meiner Meinung nach wollte sie all diese Informationen an die Presse verkaufen oder sie im Web veröffentlichen. Sie dürfte niemanden eingeweiht haben, der ihre Exklusivmeldung hätte gefährden können. Und sie muss unseren Einflussbereich gekannt haben, weshalb sie es nicht riskiert haben wird, ihren Namen vor der Veröffentlichung preiszugeben.«

»Und sie war Ihrer Ansicht nach Journalistin?«

»Das kann ich nicht beantworten. Sie hat sich geweigert, eine Aussage zu machen, und reagiert nicht auf Fragen. Wir glauben jedoch, dass der Verbleib eines Handys ungeklärt ist.«

»Was meinen Sie mit ›ungeklärt‹?«

»Einfach nur, dass wir ihr Mobiltelefon nicht haben finden können. Ein Nokia 5800. Aber wir haben ein Ortungsgerät darauf angesetzt. Es wird gefunden werden, Herr Direktor.«

»Das will ich hoffen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie viele Daten auf einem Handy gespeichert werden können.« Der Mann hinter dem Schreibtisch machte eine nachdenkliche Pause, bevor er zu dem Bild auf seinem Laptop-Schirm hinübernickte. »Was ist mit ihm? Weiß er, dass er entlarvt worden ist?«

»Bestimmt nicht, Herr Direktor. Mir scheint, dass er sich für immun gegen jede Entdeckung hält. Seine Handlungen lassen auf eine gewisse Arroganz schließen. Und meine Konsolidierer sind Experten in verdeckter Observation. Er weiß nicht, dass er beobachtet wird. Dessen bin ich mir sicher.«

»Haben Sie schon vom Observationseffekt gehört, Bädorf?«

»Das kann ich nicht behaupten, Herr Direktor.«

»Der Begriff stammt aus der Quantenmechanik, aus der Beobachtung subatomarer Partikel. Die Observation selbst ändert das Verhalten der observierten Partikel.« Der Direktor betrachtete das Bild auf dem Schirm sehr lange. »Er darf auf keinen Fall erfahren, dass wir ihm auf die Schliche gekommen sind. Und niemand außerhalb Ihres engeren Teams darf etwas davon wissen. Ihnen ist klar, wie gefährlich seine Aktionen für uns sind, Bädorf? Wie gefährlich für das gesamte Projekt?«

»Natürlich. Ich habe den beteiligten Konsolidierern befohlen, sämtliche Unterlagen ihrer Überwachung – außer denen, die nun in Ihrem Besitz sind – zu vernichten. Aber wir glauben, dass wir die Frau erwischt haben, bevor sie irgendeine Information weiterreichen konnte. Und wir könnten uns ... *unserem Problem* ... widmen, bevor er noch etwas unter-

nimmt, um dem Projekt zu schaden. Wie lauten Ihre Anweisungen?»

Wiegand klickte erneut ein Bild nach dem anderen an. »Nichts Übereiltes. Dies erfordert Planung. Er muss unbedingt gestoppt werden, aber nicht so, dass eine Spur zu uns führt.«

»Wenn ich einen Vorschlag machen darf, Herr Direktor: Vielleicht sollte Mister Korn unterrichtet werden.«

»Sie reden mit mir, Bädorf. Das ist das Gleiche. Ich möchte, dass Sie sich etwas Diskretes und Effektives einfallen lassen. Etwas *Bahnbrechendes*. Sind Sie dazu in der Lage?»

»Bestimmt, Herr Direktor. Wir verfügen über verschiedene Mittel, die man nicht direkt mit uns in Verbindung bringen kann. Ich werde unsere Alternativen prüfen und Ihnen Bericht erstatten.«

Nachdem Bädorf das Büro verlassen hatte, schwenkte der Direktor seinen Sessel zur Glaswand herum. Die Farbe des Himmels war subtil in ein grüneres Grau übergegangen und deutete nun auf Turbulenzen hin. Vielleicht zog ein weiterer Sturm herauf.

7.

Ein Moment der Ruhe vor dem Sturm.

Still im Auto sitzend, lauschte Fabel seiner Musik und sah durch die Windschutzscheibe zu, wie sich der Regen zu einem Nieseln abschwächte. Er wusste, was ihn erwartete.

Dies war sein Geschäft, sein Beruf. Den Tod zu betrachten, um ihn zu verstehen. Aber es spielte keine Rolle, wie oft er den Tod – den gewaltsamen Tod – vor sich sah; er wühlte ihn trotzdem auf. Vielleicht nicht so sehr wie vor zehn, fünfzehn Jahren und vor zahllosen Fällen, aber es war immer noch da: das vage Beben in seinem Innern, ausgelöst durch eine natürliche Kampf-oder-Flucht-Reaktion, die irgendwo im ältesten Teil des menschlichen Gehirns entfacht wird. Besonders wenn eine Menge Blut den Tod begleitet. Etwas verdrängt die Vernunft, wenn viel Blut vergossen wird. Und später, lange nachdem er den Schauplatz verlassen hatte, kehrten die Bilder der Toten zu ihm zurück. Ungebeten und in den unpassendsten Momenten: bei einer Mahlzeit, beim Sex, bei der Unterhaltung mit Freunden.

Jan Fabel nahm sich einen Moment Zeit, blieb mit abgeschalteten Scheibenwischern im Auto sitzen und beobachtete den zähflüssigen Regen, der nun wieder an die Scheibe trommelte. Der Tag war grau: der Himmel, das Wasser, die Gebäude mit ihren Grafitönen. Ein grauer Moment des Friedens.

Die Musik schien perfekt zu seiner Stimmung – und dem Wetter – zu passen: das Esbjörn Svensson Trio aus dem MP3-Player, den er an die BMW-Lautsprecheranlage ange-

schlossen hatte. *From Gagarin's Point of View*. Ein prächtiger Titel. Ein prächtiges Stück für die Grafitöne dieses Hamburger Morgens. Angenehm melancholisch auf eine Art, wie sie anscheinend nur die Skandinavier zustande brachten.

Kalte, feuchte Fingerknöchel pochten an das Beifahrerfenster und ließen ihn aus seinem grauen Frieden aufschrecken. Er öffnete das Fenster, und die kalten Nadelspitzen des Regens stachen in seine Haut.

»Kommst du bald, Chef?« Anna Wolff lehnte sich ins Fenster und verzog das Gesicht in der Kälte. Ungeduldig. Anna hatte immer hübsch und frisch ausgesehen: mit dunklen Augen und dunklem, kurz geschnittenem Haar. Mädchenhaft. Aber hier im Regen deutete etwas auf eine künftige, ältere Anna hin: auf eine Frau, deren typische Energie gezügelt war. Fabel spürte den subtilen Wandel und fühlte sich schuldig. Dann, als sie vom Auto zurücktrat, fiel ihm ihr leichtes Hinken auf, und ihm war noch schlechter zumute. Das Team hatte im Laufe der Jahre mehr als seinen Anteil an Opfern hinnehmen müssen.

»Du siehst wirklich munter aus«, sagte sie, als er aus dem Wagen stieg.

»Also, womit haben wir es zu tun, Anna?«

»Wie gesagt, mit einer angespülten Leiche. Und sei gewarnt: Sie stinkt. Das Katastrophenabwehrteam, das hier arbeitete, hat sie gefunden. Der Leiter ist ein Mann namens Kreysig.«

»Lars Kreysig?«

»Du kennst ihn?«, fragte Anna.

»Besser gesagt, ich weiß von ihm, aber ich bin ihm auch schon begegnet. Er ist eine Art Legende im Hamburger Feuerwehrdienst. Viele Menschen würden heute nicht mehr atmen, wenn Kreysig nicht ihre Haut gerettet hätte. Buchstäblich. Ist er noch hier?«

»Wir haben ihn gebeten, bis zu deiner Ankunft zu warten. Was war das für ein Mist, den du dir im Auto angehört hast?«

Fabel blieb stehen und wandte sich Anna zu. »Du hast keine Seele, Kommissarin Wolff, weißt du das? Kein Verständnis für die schöneren Dinge im Leben. Lass mich in Ruhe, Anna ... Susanne hat sich schon auf der ganzen Fahrt zum Flughafen über mein Auto ausgelassen.«

»Wirklich? Ich persönlich mag Antiquitäten. Davon abgesehen hat Susanne einen guten Einfluss auf dich. Du bist heutzutage weniger grantig. Ans Werk?«

Sie bahnten sich einen Weg zum weißen Spurensicherungszelt, traten über Rohre und Schläuche hinweg und wichen dabei den dunklen Regenbogenpfützen aus Öl und Wasser und dem schwarzen Strandgutgewirr aus, das die Flut angeschwemmt hatte.

»Ich hatte schon das Vergnügen«, sagte Anna, als sie das Zelt erreichten. »Wenn es dir nichts ausmacht, warte ich hier auf dich.«

Fabel nickte. Anna war zäh und hatte die Überreste etlicher gewaltsamer Todesfälle gesehen, doch ihre Achillessehne war die Betrachtung von übel zugerichteten Leichen. Und Fabel wusste, dass nichts übler zugerichtet ist als ein Mensch, der länger als ein paar Tage im Wasser gelegen hat. Dort beschleunigt sich der Verwesungsprozess stark: Das Fleisch wird weich, und der Körper schwillt durch die eingefangenen Gase an, sodass er wie eine verfaulende Boje an der Oberfläche auf und ab hüpfte.

Vor dem Zelt war ein Tisch mit Spurensicherungsutensilien aufgestellt. Anna reichte Fabel einen weißen Papieranzug, Latexhandschuhe, blaue, dehnbare Überschuhe und eine Atemschutzmaske. Dann zog sie einen Parfümzerstäuber aus der Jackentasche und besprühte das Innere der Maske.

»Das wirst du benötigen«, sagte sie. »Diese hier ist überreif. Und mach den Overall bloß nicht auf. Wenn der Gestank erst mal an deiner Kleidung haftet, wirst du ihn nie wieder los.«

»Das ist nicht meine erste Wasserleiche, Anna. Ich weiß, wie man vorgeht.« Fabel lächelte, denn er hatte bemerkt, dass Annas Gesicht noch blasser geworden war. Vermutlich erinnerte sie sich an ihren eigenen Aufenthalt in dem Zelt.

Er schaute zum Himmel hinauf, der nach dem Sturm immer noch grau war, und betrachtete das Sanierungsgelände mit seinem provisorischen Dorf aus Generatoren, Kränen, Lastwagen und Feuerwehrfahrzeugen. Er atmete tief durch und versuchte, ein paar Takte aus *From Gagarin's Point of View* heraufzubeschwören, um das Flattern in seiner Brust abzuschwächen. Dann stülpte er sich die stark parfümierte Maske über Nase und Mund und betrat das weiße Spurensicherungszelt.

Trotz der Maske und des Parfümduftes setzte ihm der Gestank sofort zu. Es gab keinen anderen derartigen Geruch auf der Welt: zugleich ranzig und sauer und widerlich süß. Fabel war ihm bei zwei anderen aus dem Wasser geborgenen Toten und einer bereits geschwärmten Leiche begegnet, die man in den Wäldern gefunden hatte. Schwarz war das vierte Stadium der Fäulnis, zwischen zehn und zwanzig Tage nach dem Tod. Und es war das mit dem schlimmsten Gestank. Obwohl ein Absauggebläse auf hohen Touren arbeitete, war die Luft im Zelt mit den Ausdünstungen des verwesenden Fleisches gesättigt.

Fabel fragte sich häufig, wie die Hamburger Hafenpolizei mit so vielen Wasserleichen fertig wurde. Es gab eine Trennungslinie der Zuständigkeit für aufgefundene Leichen zwischen der Hafenpolizei und der Polizei Hamburg: das Hochwasserzeichen. Für Tote oberhalb des Zeichens war die

Stadtpolizei, für solche unterhalb des Zeichens die Hafenpolizei zuständig. Gerüchten zufolge wurden etliche am Strand angeschwemmte Leichen vom Stiefel eines zimperlichen Schutzpolizisten angestoßen, sodass sie unter die Hochwassermarke und damit in die Zuständigkeit der Hafenpolizei rollten.

»Hallo, Jan, wie geht's?« Holger Brauner war ein kurz geratener, kräftig gebauter Mann in den Vierzigern. Der Spurensicherungschef der Polizei Hamburg begrüßte Fabel vergnügt hinter seiner Schutzmaske. Brauner schien von unverwüstlichem Frohsinn erfüllt zu sein. Fabel und er waren seit Jahren befreundet, und der Hauptkommissar hatte es nie geschafft, Holgers Lebensfreude mit dessen grimmigem Beruf in Einklang zu bringen.

Fabel antwortete nicht sogleich. All seine Aufmerksamkeit galt dem Bemühen, sich nicht zu erbrechen. Die Quelle des Geruchs lag auf dem feuchten Asphalt. Ein Rumpf mit gerunzelter Haut, teils grünlich-schwarz, teils lila und grünlich-weiß. Kopf, Arme und Beine fehlten. An den Amputationsstellen war das Fleisch faltig und aufgequollen; es wirkte ekelerregend rosig und roh. Der Rumpf schien einer krankhaft fettleibigen Person zu gehören, denn der Bauch war straff gespannt, und die Brüste hingen zu beiden Seiten über, doch Fabel wusste, dass es der Druck der Gase im Innern war, der den Körper hatte anschwellen lassen.

»Mir geht es besser als ihr. Wie hältst du den Gestank bloß aus?«, fragte Fabel zwischen vorsichtigen Atemzügen.

Brauner tat so, als schnuppere er genüsslich. »Ich liebe den Geruch von Putreszin und Cadaverin am Morgen. Wusstest du, dass auch Sperma nach Cadaverin riecht? Es ist am Beginn und am Ende des Lebens dabei.«

»Du solltest dir ein paar Hobbys zulegen, Holger.« Fabel nickte zum Rumpf hinüber. »Von der Flut angespült?«

»Tja, ich glaube nicht, dass sie hierher geschwommen ist ...« Irgendwo hinter seiner Maske stieß Brauner ein leises Lachen aus.

»Der Verlust des Kopfes und der Gliedmaßen – es könnte kein Unfall sein? Durch eine Schiffsschraube oder etwas Ähnliches?«

»Nein. Unzweifelhaft vorsätzlich. Und ausgesprochen fachmännisch. Disartikulative Amputation der Arme, transfemorale Amputation der Beine. Saubere Arbeit, um ehrlich zu sein.«

»Wenn wir den Mörder fassen, werde ich ihm deine Anerkennung übermitteln.« Fabels Stimme war straff, denn er versuchte unbewusst, schnell und flach zu atmen. »Jedenfalls will er nicht, dass wir sie identifizieren. Oder wenigstens möchte er uns das erschweren.«

»Ja ...«, sagte Brauner geistesabwesend und neigte den Kopf, um den durchtrennten Hals zu mustern. »Soooo altmodisch. Wer braucht heutzutage noch Fingerabdrücke? Wir könnten die Leiche durch Familien-DNA mit einer vermissten Person in Verbindung bringen.«

»Wenn sie als vermisst gemeldet ist und wir einen Verwandten aufspüren können.« Fabels Blick fiel auf etwas, das wie ein Netz von Tätowierungen aussah. An einigen Stellen war die Haut geplatzt, sodass schleimiges Fett und Fleisch, das an zu lange gekochtes Huhn erinnerte, hervordrangen. Sein Ekel verstärkte sich plötzlich, und er musste zur Seite schauen.

»Es handelt sich um *anserita cutis*. Gänsehaut«, erläuterte Brauner. »Und einiges deutet auf Hauterweichung hin. Aber es gibt kein nennenswertes Leichenwachs in der subkutanen Schicht. Das bedeutet, dass dieser Körper länger als ein oder zwei, aber kürzer als sechs Wochen im Wasser gewesen ist.«

»Sind das Tätowierungen auf der Haut?«

»Nein, die Linien sind das Werk unserer alten Freunde *Bacillus prodigiosus* und *Bacillus violaceum*. Sie sind die Tätowierer der Natur ..., chromogene Bakterien, die die Haut rot beziehungsweise purpurn färben. Ein Anzeichen für eine lange Versenkung im Wasser.«

»Kannst du schon etwas über die Todesursache sagen?«, fragte Fabel.

»Die Tatsache, dass ihr der Kopf abgeschnitten wurde, dürfte gereicht haben«, erwiderte Brauner. »Haben sie dir denn in der Mordermittlungsschule überhaupt nichts beigebracht?«

»Sehr lustig. Ich nehme an, dass die Gliedmaßen und der Kopf *post mortem* entfernt worden sind. Irgendwelche Spuren von Gewalt am Körper?«

»Tut mir leid, Jan, du musst auf die Ergebnisse der Autopsie warten. Bei einer gut abgelagerten Wasserleiche wie dieser ist eine genaue Untersuchung erforderlich, um festzustellen, was vor und nach dem Tod passiert ist. Es könnten Einschusslöcher vorhanden sein, die durch das Aufquellen der Leiche geschlossen wurden und nun verborgen sind. Und solche Leichen werden im Wasser herumgestoßen, von Schiffen angefahren und von allen möglichen Tieren angeknabbert. Die Autopsie wird auch Aufschluss darüber geben, ob die Zersetzung ausschließlich auf Wasserbakterien zurückzuführen ist, oder ob die Frau nach ihrem Tod noch einige Zeit an Land war.«

»Danke, Holger. Gib Anna Wolff deinen Bericht, sobald er fertig ist.« Fabel drehte sich um, um das Zelt zu verlassen.

»Wie fühlt sich Anna übrigens?«, fragte Brauner. »Wie kommt sie über die Runden?«

»Gut. Sie ist gesund und seit sechs Monaten wieder im Dienst. Du kennst Anna doch.«

»Was meinst du?«, wollte Anna wissen, als Fabel aus dem Zelt trat. »Eine Zerstückelung wie diese lässt auf ein organisiertes Verbrechen schließen.«

»Alles ist denkbar«, antwortete Fabel. »Es *könnte* unser Mann sein, aber vielleicht auch die Tat einer Organisation, ein Sexualmord ... oder einfach ein wütender Ehemann mit einer Fleischersäge und einem Ruderboot.« Er blieb stehen, und beide wandten sich zum Zelt um, in dem eine Melodie geflütet wurde.

»Anscheinend hat er sich gestern Abend den *Lion King* angesehen«, erklärte Anna. »Er ist ganz gierig auf flotte Melodien, behauptet er. Brauner ist mit dir befreundet, oder?«

»Richtig«, sagte Fabel. »Holger ist ein feiner Kerl.«

»Mag sein ... Aber du musst zugeben, dass er sich ein bisschen seltsam benimmt. Wenn er kein Spurensicherer wäre, würde ich ihn wahrscheinlich auf eine Liste potenzieller Serienmörder setzen.«

Fabel lachte leise und halbherzig, bevor er zum Himmel aufblickte und gründlich durchatmete. Die Luft war kühl, sauber und frisch, doch der ekelhaft süße Geruch des Todes verharrte in seiner Nase.

»Schrecklich da drinnen, nicht?«

Er nickte. »Ich hasse Wasserleichen. Man riecht sie eine ganze Woche lang. Du kannst den Fall mit Henk übernehmen. Zeig mir den Spurensicherungs- und den Autopsiebericht, wenn sie eintreffen. Du hast recht, es ist nicht der Modus operandi des Network-Killers. Das ist genau das, was wir brauchen: noch jemand, der Leichen in die Hamburger Wasserwege wirft. Äußerst förderlich für den Tourismus. Apropos Network-Killer – welche Fortschritte machen deine Ermittlungen in Sachen Kontaktpersonen?«

Anna zuckte die Achseln. »Wir haben weitere dreißig Identitäten auf Social Networking Sites, die die Opfer besucht

hatten, ausfindig gemacht. Da wir eine gerichtliche Anordnung haben, können wir die IP-Adressen von den Site-Administratoren erfahren. Sie sollten bis Mittag vorliegen.«

»Okay, wir sprechen im Büro darüber. Wo ist Lars Kreysig?«

Anna deutete auf ein paar Männer an der anderen Seite der Elbstraße, die sich an ein Feuerwehrfahrzeug lehnten. Sogar aus dieser Entfernung konnte Fabel erkennen, wie erschöpft sie wirkten. Während Anna und er auf sie zugingen, richtete einer der Feuerwehroleute sich auf und lächelte schwach.

»Leitender Hauptkommissar Fabel?« Der Mann war größer als Fabel. Schlank, mit tiefen Furchen in einem langen Gesicht unter widerspenstigem, vorzeitig ergrautem Haar.

»Ja. Herr Kreysig?«

»Ich nehme an, Sie wollen mit mir über die Wasserleiche sprechen?«

»Sie haben Kommissarin Wolff sämtliche Details über den Fundort genannt. Ich möchte Sie fragen, ob Sie mutmaßen können, woher sie kam. Aus welcher Flussrichtung, meine ich.«

»Da sollten Sie nicht mich fragen.« Kreysig rief über die Schulter hinweg zu der Gruppe Männer am Feuerwehrfahrzeug hinüber: »Sepp ... Kommst du mal kurz her?« Er wandte sich wieder an Fabel. »Mein Stellvertreter, Sepp Tramberger, ist einer Ihrer Kollegen. Zumindest gehört er zur Hafenpolizei. Er ist dieser speziellen Flutabwehr-Einheit zugewiesen worden. Ich versichere Ihnen, dass *niemand* die Elbe besser kennt als Sepp. Wenn er nicht ganz real *auf* dem Fluss ist, besucht er ihn virtuell.«

»Ich verstehe nicht ...«, sagte Fabel.

»Er hat eine ›virtuelle Elbe‹ erschaffen. In seiner Freizeit. Ein Computermodell des Flusses und seiner Strömungen. Zu-

sammen mit irgendeinem Wissenschaftler von der Universität. Sie können es sich im Internet ansehen – oder jedenfalls eine Version davon. Es ist sehr beeindruckend.«

Nachdem Kreysig seinen Stellvertreter mit den Kriminalbeamten bekannt gemacht hatte, wiederholte er Fabels Frage. Tramberger war ein recht kleiner, stämmiger, wie gescheuert wirkender Mann mit einer blonden Stoppelfrisur und einem Gesicht, das nicht nur vom Wetter geerbt worden zu sein schien. Fabel wusste, dass die meisten Hafenpolizisten ein Seepatent besaßen. Folglich setzte sich die Hafenpolizei überwiegend aus ehemaligen Seeleuten zusammen, die sich gründlich in der Welt umgeschaut hatten, bevor sie begannen, die Ladeplätze und Kais von Hamburg abzupatrouillieren. Tramberger spähte in die unbestimmte Ferne und verzog sein verwittertes Gesicht zu der nachdenklichen Miene, die Fabel mit Klempnern assoziierte, die zur Erläuterung eines offenen Kostenvoranschlags ansetzten.

»Schwer zu sagen ...« Tramberger rieb sich das Kinn. »Es hängt davon ab, wie lange sie laut dem Befund des Gerichtsmediziners im Wasser war.«

»Länger als zwei Wochen, kürzer als sechs, meint unser Spurensicherungsexperte«, antwortete Fabel.

Tramberger rieb sich erneut das Kinn und starrte weiterhin stirnrunzelnd ins Leere.

»Wichtig an Wasserleichen ist, dass sie anfangs nicht dahintreiben, sondern nach unten sinken. Manchmal bis zum Boden, und manchmal schweben sie rund einen Meter darüber. Wenn die Wassertemperatur niedrig ist, bleiben sie dort. Bisweilen für immer. Aber wenn die Wassertemperatur höher ist und sie nicht aufgerissen worden sind, kehren sie an die Oberfläche zurück und dümpeln dahin. Wenn Ihr Mädchen länger als eine Woche im Wasser war, würde ich schätzen, dass sie irgendwo flussaufwärts reingeworfen wurde. Aber

nicht weit von hier. Die Leiche war nicht allzu verschrammt und zerschnitten. Und sie sah nicht so aus, als hätte sie Aalen und anderen Fischen als Nahrung gedient. Vielleicht bloß an der anderen Seite der Elbe und ein bisschen flussaufwärts.«

»Danke«, sagte Fabel.

»Warum geben Sie mir nicht Bescheid, wenn Sie mehr Einzelheiten vom Gerichtsmediziner haben? Ich könnte die Daten in den Computer eingeben und versuchen, die Leiche zurückzuverfolgen. Dann würde ich ihnen einen genaueren Ort für ihre Versenkung im Fluss nennen können.«

»In Ordnung«, antwortete Fabel. »Das tue ich. Vielen Dank.«

»Ist dies noch ein Opfer des Internet-Killers, nach dem Sie fahnden?«, fragte Kreysig mit müder Neugier. Er kam Fabel völlig ermattet vor.

»Kann sein«, erwiderte Fabel. »Allerdings bezweifle ich das. Unser Mann zerstückelt seine Opfer nicht. Aber wer weiß?«

»Er passt genau, nicht?«, bemerkte Kreysig.

»Wer?«

»Der Name, den sie diesem Sturm gegeben haben.« Kreysigs abgespannte Miene zeigte an, dass er seinen Kommentar für leicht verständlich hielt. »Der Sturm ... der Deutsche Wetterdienst hat ihn Störtebeker genannt.«

Fabel machte ein verwirrtes Gesicht.

»Es passt gut, dass ein Sturm namens *Störtebeker* eine kopflose Leiche preisgegeben hat«, fuhr Kreysig fort.

»Oh ... ich verstehe. Ja, da haben Sie wohl recht.«

»Was war das denn?«, fragte Anna, als sie zum Verbrechensschauplatz zurückkehrten. »Dieses Geschwafel von Störtebeker.«

Fabel blieb stehen und betrachtete sie mit gespielter Überraschung. »Zuerst bezeichnest du meine Musik als Scheiße, und nun willst du nicht wissen, wer Störtebeker war?«

»Natürlich weiß ich das. Klaus Störtebeker, Hamburgs Robin Hood des Meeres und all der Blödsinn. Was hat das mit der Wasserleiche zu tun?«

»Offenbar kennst du die Legende über Störtebekers Hinrichtung nicht ...«

Anna machte ein gleichgültiges Gesicht. »Dann degradier mich doch.«

»Klaus Störtebeker war der größte Stachel im Fleisch des hanseatischen Hamburg. Seine Vitalienbrüder und er überfielen nur hanseatische Schiffe und teilten sich ihre Beute zu gleichen Teilen. Schließlich wurde Simon von Utrecht zum Bürgermeister von Hamburg gemacht, baute eine Flotte aus neuen Kriegsschiffen und brachte Störtebeker zur Strecke.« Fabel winkte vage nach Osten. »Du weißt, wo die neue Elbphilharmonie entsteht? Damals, lange bevor die Speicherstadt existierte, war da bloß eine lange Sandbank. Dort wurden alle von Hamburg gefangenen Piraten exekutiert.«

»Und ...«, fragte Anna ungeduldig.

»Und als Störtebeker mit über siebenzig seiner Männer durch Enthauptung hingerichtet werden sollte, bat er um eine letzte Gunst: nämlich die, dass der Hamburger Senat alle Männer freilassen würde, an denen er *nach* seiner Enthauptung noch vorbeilaufen konnte. In der Legende heißt es, dass sein kopfloser Körper nach der Hinrichtung aufstand und an elf seiner Männer vorbeischritt, bevor der Scharfrichter ihm ein Bein stellte.«

»Und ließ der Senat die elf Männer frei?«

»Nein. Die Senatoren waren alle in erster Linie Politiker und Geschäftsleute ... Deshalb hielten sie ihr Versprechen natürlich nicht. Alle Piraten wurden einen Kopf kürzer ge-

macht. Aber als die siebzig tot waren, fragte der Bürgermeister den Scharfrichter, ob er nach den vielen Axthieben nicht erschöpft sei. Der scherzte, er habe, wenn nötig, noch genug Kraft, den Bürgermeister und den gesamten Senat zu köpfen. Da Politiker und Geschäftsleute nicht für ihren Humor bekannt sind, ließen sie den Scharfrichter ebenfalls auf der Stelle enthaupten.«

Fabel lächelte. »Insgesamt ist es also durchaus angemessen, dass der Deutsche Wetterdienst diesen Sturm Störtebeker genannt hat. Und es ist, wie Kreysig meint, sehr ironisch, dass *Störtebeker* eine kopflose Leiche angeliefert hat.«

»Was soll ich sagen, Chef?«, erwiderte Anna gleichgültig.
»Es ist immer wieder lehrreich ...«

8.

Es war kurz nach Mittag, als Fabel sich mit seinem Team zusammensetzte.

Bevor er zu der Besprechung ging, war ihm über das interne E-Mail-System des Präsidiums mitgeteilt worden, dass Kriminaldirektor van Heiden, Leiter der Ermittlungsabteilung und Fabels Chef, ihn gegen 15.30 Uhr sehen wolle. Nach mehrjähriger Arbeit mit van Heiden wusste Fabel, dass dies Punkt 15.30 Uhr bedeutete. Wie Fabel bereitwillig zugab, hatte er selbst einen Hang zu großer Pünktlichkeit, doch sein Chef ließ jede Atomuhr nachlässig wirken.

Fabel konnte erraten, was van Heiden von ihm wollte: Ebenso viel Wert wie auf eine exakte Zeitplanung legte der Kriminaldirektor darauf, über sämtliche Entwicklungen in jedem halbwegs aufsehenerregenden Fall unterrichtet zu werden, und unzweifelhaft hatte man ihm bereits über die Leiche unten am Fischmarkt Meldung gemacht.

Als Fabel das Hauptkonferenzzimmer am Ende des Korridors der Mordkommission betrat, hatte sich sein Team bereits versammelt. Das Konferenzzimmer war geräumig und in neutralen Tönen gestrichen: sauber, doch langweilig, irgendwo zwischen leinenfarben und beige. Einen auffälligen Kontrast dazu bildeten zwei große, rahmenlose Gemälde an der Seitenwand, deren lebhaftes Farben den Betrachter geradezu ansprangen. Die beiden abstrakten Bilder hätte Fabel als »Unternehmenskunst« bezeichnet: zu finden in den Empfangsbereichen von Banken, Versicherungsgesellschaften, Werbeagenturen und Steuerberaterbüros, wo sie die Besucher

davon überzeugen sollten, dass sie sich in einer zeitgemäß aufgewerteten Umgebung aufhielten.

Die breiten Fenster des Konferenzzimmers blickten über die Baumkronen des Winterhuder Stadtparks hinweg. Eine Kanne mit Eiswasser, eine weiße Thermoskaffeekanne und etliche Tassen – sie sahen aus, als stammten sie von Ikea – standen auf einem Kirschholztisch. Die um den Tisch herum sitzenden Beamten hatten Klemmbretter und Notizbücher wie Gedecke vor sich liegen.

Fabel nahm am Kopf des Tisches Platz, ein elektronisches Whiteboard hinter sich, und kam sich vor, als würden sie gleich monatliche Absatzziele oder den Start einer neuen Produktlinie oder einer Werbekampagne erörtern. Die ganze Welt schien geschäftlich zu werden. Politiker, Mediziner und nun sogar Polizisten vermittelten alle den Eindruck, als wollten sie etwas verkaufen. Das Geschäft der Polizeiarbeit.

Er war erst achtundvierzig Jahre alt, doch manchmal hatte er das Gefühl, ein oder zwei Jahrzehnte zu spät geboren worden zu sein. Alles erschien ihm weniger real als am Anfang seiner Karriere. Er bemerkte, dass sich sogar die rebellische Anna Wolff nun konservativer kleidete. Jede Rebellion endete offenbar in resignierter Konformität.

Außer Fabels regulärem Team saß ein großer, dünner Mann am anderen Ende des Kirschholztisches. Er musste Anfang vierzig sein, legte jedoch einen Ernst an den Tag, der ihn im Verein mit seinem konservativen Anzug und seinem hageren, aus knöchigen Winkeln bestehenden Gesicht älter aussehen ließ. Fabel hatte dem Besucher beim Eintreten zugenickt.

»Kannst du das Ding für mich bedienen?«, bat er Anna, um sich nicht selbst dem Whiteboard widmen zu müssen. Wie so vieles, hatte sich auch die Technologie an Fabel herangeschlichen: Irgendwann war der Mord digitalisiert worden.

»Okay ...« Er stand auf. »Der sogenannte Network-Killer. Wir haben drei Opfer, und ihr alle kennt die bisherige Vorgeschichte der Morde. Jedem Ermittlungsteam ist eine Fallakte zugewiesen worden. Aber bevor wir beginnen, muss ich euch mitteilen, dass wir heute Morgen eine weitere Leiche aus dem Wasser geborgen haben. Oder besser gesagt, das Wasser hat uns heute Morgen eine Leiche geliefert. Sie wurde durch den Sturm am Fischmarkt angeschwemmt.«

Ein leises Stöhnen war vom Team zu hören.

»Toll ...«, ließ sich ein bulliger Mann vernehmen, der die Schultern hochgezogen hatte und die Ellbogen auf den Konferenztisch stützte. Er war Ende fünfzig mit grauem, kurz gestutztem Haar und erinnerte an einen Boxer. Oberkommissar Werner Meyer, Fabels Stellvertreter. »Noch eine.«

»Wahrscheinlich nicht«, warf Anna ein. »Die Leiche heute Morgen war nur ein verstümelter Rumpf. Kein Kopf, keine Beine oder Arme. Wenn wir irgendwas über unseren Mann wissen, dann doch wohl, dass er nicht von seinem Muster abweicht.«

»Vielleicht nicht.« Fabel bedachte Anna mit einem bedeutungsvollen Blick. »Die Leiche sieht unzweifelhaft anders aus, und das heißt wahrscheinlich, dass es jemand anders getan hat. Deshalb hat es keinen Zweck, sie in diesen Fall einzubeziehen, bevor wir nicht die vollständigen Spurensicherungs- und Autopsieberichte haben. Meine Hauptbefürchtung ist, dass es sich vielleicht um einen Nachahmungstäter handelt. Oder es ist unser Mann, und er experimentiert schlicht mit seiner Kunst. Aber wie Kommissar Wolff so hilfreich hervorhebt, weicht unser Mörder nie von seinem Muster ab. Und er scheint nicht der Typ zu sein, der mit seiner Beute spielt. Er verfolgt seine Opfer, stellt ihnen eine Falle, und dann vergewaltigt und erwürgt er sie. Das ist das Hauptereignis. Alles, was er danach tut, gehört zum Aufräumen. Zur

Beseitigung. Er hat nie den Drang verspürt, die Leichen zu zerstückeln. Also lassen wir diese Sache außen vor, bis wir die Berichte haben.«

Fabel nickte Anna zu, die auf eine Taste der kabellosen Tastatur drückte. Vier Reihen mit Fotos erschienen. Drei zeigten die üblichen, von Blitzlichtern erhellten Tatortbilder der jungen weiblichen Opfer. In der vierten rasten zahlreiche Fotos von jungen Männern über das Whiteboard. Dutzende. Hunderte. In rascher Folge.

»Wir haben es hier mit einem ganz neuen Verbrechensbereich zu tun«, erklärte Fabel. »Der Mörder zeigt ein vertrautes Vorgehen für jeden, der schon mal an einem sexuellen Serienmordfall gearbeitet hat. Alle in diesem Raum haben Erfahrung mit Ermittlungsprozessen, durch die Mörder identifiziert und ausfindig gemacht werden. Wir stützen uns auf die forensischen Details, die Chronologie des Mordes und die Beziehungen zwischen Zeugen, Schlüsselereignissen und Schauplätzen. Wir können die Orte aufsuchen, Zeugen und Beweismaterial ausfindig machen und uns Hintergrundinformationen verschaffen. Aus alledem können wir uns ein Bild zusammensetzen und sogar eine Beschreibung des Verdächtigen erhalten.

Aber in diesem Fall findet der Mörder seine Opfer im Cyberspace. Drei Frauen, bisher ohne jede Verbindung miteinander, sind von einem dieser Männer in den Tod gelockt worden ...« Fabel deutete auf die immer noch flackernde Abfolge von Fotos.

»Dies sind die Männer, von denen wir wissen, dass die Opfer über Social Networking Sites im Internet mit ihnen Kontakt hatten. Geht's ein bisschen langsamer, Anna?«

Anna Wolff drückte auf eine Taste, wonach sich die Bilderfolge verlangsamte. Es waren Amateurfotos von jungen Männern, teils mit einem Handy oder einer Digitalkamera vor

einem Spiegel aufgenommen. Mehrere Gesichter waren undeutlich, verschwommen oder durch das reflektierte Blitzlicht überlagert. Man sah eine Vielfalt der üblichen Grimassen und Posen, einige hemdlose, muskulöse Oberkörper, und die meisten Abgebildeten machten die zu erwartenden albernen Hörnergesten oder demonstrierten Lässigkeit.

»Unser Problem ist folgendes: Normalerweise könnten wir aus dieser Auswahl eine einzige Person identifizieren, die Kontakt mit allen Opfern gehabt hat, und ihr ein Gesicht geben. Aber im Internet kann der Mann mehrere Gesichter haben, ohne dass eines davon tatsächlich ihm gehört. Es ist fast sicher, dass er für jede Frau, der er im Internet »begegnet«, eine andere Identität benutzt und dass keine seine eigene ist. Es ist sogar denkbar, dass er gar nicht als Mann auftritt. Er könnte sich mit seinen Opfern als Frau oder auch als Vertreter einer Organisation verabredet haben.

Wie ich eingangs gesagt habe: Wir müssen vor allem berücksichtigen, dass keine der Regeln, die wir im Lauf der Jahre erlernt haben, in der Umgebung des Internets gilt. Hier kann jeder sein, was er sein möchte. Selbst wenn wir das Gesicht des Mannes finden, mit dem sich die Opfer verabredet hatten, ist es nahezu sicher, dass er im wirklichen Leben anders aussieht.«

»Was ist mit der Spurensicherung? Nichts ist realer, als vergewaltigt und erwürgt zu werden. Haben wir keine DNA von Sperma, Haar oder Haut, die er an den Opfern hinterlassen hat?«, fragte Dirk Hechtner, ein kleiner dunkelhaariger Kripobeamter, der noch nicht lange zum Team gehörte.

Fabel schüttelte den Kopf. »Der Mann ist gewissenhaft. Er benutzt ein Kondom, und wir glauben, dass er sein Schamhaar abrasiert hat. Bis jetzt haben wir keine einzige nicht vom Opfer stammende DNA-Spur gefunden. Auch seine Methode, die

Leichen ins Wasser zu werfen, ist gerichtsmedizinisch von Nachteil.«

»Wo also fangen wir an«, wollte Werner Meyer wissen.

»Dies scheint mir ein guter Zeitpunkt zu sein, um Hauptkommissar Kroeger vorzustellen ...« Fabel deutete auf den Mann am anderen Ende des Tisches. »Herr Kroeger leitet das IT-Team des Präsidiums. Bitte!«

Kroeger nickte mit seinem schmalen, knochigen Kopf. »Wie Leitender Hauptkommissar Fabel erwähnt hat, beinhaltet die Informationstechnologie für die Strafverfolgung genauso viele Herausforderungen wie Möglichkeiten. Eines unserer größten Probleme betrifft die Pädophilen. Und leider haben wir gerade in diesem Bereich eine steile Lernkurve bewältigen müssen. Denn es war diese Gruppe von Straftätern, die als Erste erkannt hat, welche Vorteile das Internet ihnen bietet. Es hat ihre gesamte Methode geändert, wie sie Opfer finden und in die Falle locken, wie sie Bilder von Missbräuchen austauschen und wie sie sich vor allem miteinander verständigen und Informationen übermitteln können, ohne ihre Identität preiszugeben.

Früher, vor der Existenz des Internet, handelten diese Leute allein und waren überwiegend isoliert. Sehr selten trafen sie auf gleichgesinnte Individuen, zumeist im Gefängnis. Auch früher gab es hin und wieder organisierte Pädophilenringe. Aber eine darüber hinausgehende Kommunikation, von Zusammenarbeit gar nicht zu reden, war recht ungewöhnlich. Wenn sie vorkam, dann innerhalb eines spezifischen geografischen Gebiets.

Das änderte sich durchs Internet. Plötzlich konnten diese Leute, zum allerersten Mal, ein Gemeinschaftsgefühl entwickeln. Sie waren nicht mehr voneinander isoliert, sondern in der Lage, Informationen und Bilder im ganzen Land und in der ganzen Welt auszutauschen. Weil es so viele andere gab,

die ihre Perversionen teilten, konnten sie sich einreden, dass es gar keine Perversionen waren. Dass ihr Verhalten nicht anormal, krankhaft, deformiert war.«

Kroeger legte eine Pause ein. Fabel hatte bemerkt, dass das lange, schmale Gesicht des Internet-Verbrechensexperten teilnahmslos geblieben war, dass die knochigen Züge keine Lebhaftigkeit erkennen ließen. Auch die grauen Augen waren weiterhin trüb und träge. Vielleicht, dachte Fabel, ist das die Folge, wenn man dauernd mit Technik, mit Maschinen, arbeitet; vielleicht wird man dann weniger aktiv, weniger menschlich.

»Dazu ist das Internet imstande: den kränksten und perversesten Geistern durch ein ihnen entsprechendes Umfeld den Eindruck der Normalität zu geben«, fuhr Kroeger fort. »Entscheidend dabei ist, dass es diesen Leuten ein Gefühl der Sicherheit, der Ungestraftheit vermittelt. Und nun schalten wir uns ein. Im Internet existiert nämlich keine Anonymität. Herr Fabel hat einen Vergleich mit den üblichen Ermittlungen angestellt, bei denen man einen Straftäter ausfindig machen, Augenzeugen befragen kann usw. Es ist jedoch falsch zu glauben, dass so etwas bei Internet-Tätern nicht möglich ist. Das Internet stellt eben nur eine virtuelle statt einer materiellen Welt dar. Man hinterlässt trotzdem überall Spuren. Und wie sehr man auch bemüht ist, sich als jemand anders zu verkleiden, man kann seine eigene Identität nie gänzlich verschleiern.«

»Wie ist das möglich?«, fragte Fabel. »Wenn jemand behauptet, statt wie in Wirklichkeit ein vierzigjähriger Mann ein vierzehnjähriges Mädchen zu sein, wie wollen Sie das durchschauen?«

»Gut, beginnen wir mit den Grundlagen. Viele Browser bieten ein verdecktes Surfen an, bei dem nichts in der Internet-Historie verzeichnet wird und der Computer keine Coo-

kies oder andere Spuren des Ausflugs im Netz aufzeichnet. Aber in Wirklichkeit gibt es kein verdecktes Browsing. Der Internet-Provider stellt ein Protokoll aller Sites und Webseiten her, die man besucht. Und die Administratoren dieser Sites speichern unsere IT-Adresse. Jedes Mal, wenn man sich mit dem Internet verbinden lässt, bleibt eine Spur zurück. Und wenn jemand dumm genug ist, einen Computer am Arbeitsplatz oder zu Hause zu benutzen, dann brauchen wir nur noch eine gerichtliche Verfügung, um den Namen und die Adresse des Benutzers zu erfahren.«

»Aber unser Mann ist nicht dumm«, sagte Anna.

»Nein ...« Kroeger griff in die Tasche und holte einen USB-Stick hervor. »Dies ist ein Dongle. Er ermöglicht den Zugang zu jedem WiFi-HotSpot. Natürlich hat man weiterhin eine IP-Adresse, aber wenn jemand ein Prepaid-Dongle mit Bargeld erwirbt, werden Name und Adresse des Käufers nirgends aufgeführt. Ich vermute, dass der Network-Killer, wenn er klug ist, eines dieser Geräte benutzt.

Aber selbst dann bleibt er auffindbar. Wann immer er online ist, kann er seinen Aufenthaltsort nicht verbergen. Oder zumindest nicht ohne recht komplizierte Software. Wir können den Standort des Geräts ausfindig machen. Falls er ein Prepaid-Dongle hat, muss er ihn irgendwo aufladen, was bedeutet, dass er sich wieder in die reale Welt begibt. Der Verkäufer im Zeitungs- oder Handyladen, der sein Guthaben erneuert, ist der Zeuge, von dem Herr Fabel gesprochen hat. Das heißt, mein Revier unterscheidet sich gar nicht so sehr von Ihrem. Es gibt immer irgendwelche Spuren, irgendwelche Anhaltspunkte. Der Aufwand und das Geschick, mit denen der Straftäter versucht, seine Spuren zu verwischen, hängen von seiner Intelligenz und Fachkenntnis ab. Genau wie in der realen Welt.«

»Aber damit wird immer noch nicht die Frage beantwortet, wie sich eine falsche Identität durchschauen lässt«, sagte Werner.

»Ich weiß nicht, wie viele von Ihnen Mitglieder einer Social Networking Site sind, aber wer es ist, wird das ziemlich beunruhigende Phänomen kennen, dass Anzeigen in genau dem Moment auftauchen, in dem sie für einen besonders relevant zu sein scheinen ... Werbung für Hochzeitsfotografen, wenn man sich gerade verlobt hat, für ein Restaurant kurz vor einem Geburtstag, für ein Sportgeschäft, das Sonderangebote für unser Hobby hat ... Es ist so, als könne irgendein Cyber-Hellseher unsere Gedanken lesen. Aber in Wirklichkeit streuen wir unmäßig viele Details von uns.

Da wir in normalen Dimensionen denken, setzen wir voraus, dass niemand in der Lage ist, all diese kleinen Informationsfetzen zusammenzufügen. Aber das System kann sie zusammenfügen, und zwar auf der Stelle. Von manchen Informationen wissen wir nicht einmal, dass wir sie hinterlassen haben: Unsere persönlichen Daten und unser Browsing-Verhalten werden analysiert, bisweilen automatisch. Nichts, was wir im Internet tun, ist zufällig. Wir glauben, dass wir spontan, impulsiv von einer Website oder einer Seite zur anderen springen, aber alledem liegt eine Logik oder ein psychologisches Motiv zugrunde. Je entspannter und zielloser wir surfen, desto mehr enthüllt unser Verhalten unsere Psyche, unsere Identität.

In der Arbeitsgruppe Cyberverbrechen haben wir Zugang zu allen möglichen Experten: IT-Spezialisten, Soziologen, Psychologen, Kriminologen. Wir setzen sogar Linguisten ein, die Vokabular, Syntax und Grammatik eines Users analysieren und so seinen Bildungsgrad, sein Alter usw. bestimmen. Außerdem besitzen wir eine analytische Software, die in der Lage ist, einen Benutzer innerhalb von Sekunden zu charakte-

risieren. Um also Ihre Frage zu beantworten, Herr Meyer: Ja, es kann schwierig sein, eine sorgfältig aufgebaute Avatar-Identität im Netz zu durchschauen, aber wir verfügen über ein effektives Instrumentarium, und es ist viel mühsamer, sich hinter einer erfundenen Identität zu verstecken, als man annehmen sollte.«

»Vielen Dank«, sagte Fabel. »Hauptkommissar Kroeger wird mit uns zusammenarbeiten und die Verbindung zu den anderen Experten in seiner Gruppe herstellen. Anna hat ihm die vollständige Liste sich möglicherweise überschneidender Identitäten aus den Social Networking Sites übergeben. Die Auswahl wird dadurch eingegrenzt, dass jedes der Opfer offenbar eine andere Site bevorzugt hat. Es ist uns schwergefallen, Überschneidungen in ihrem realen Alltagsleben und auch in ihren Online-Aktivitäten zu finden, aber wir wissen, dass alle vier Frauen regelmäßig Social Networking Sites aufsuchten, um Männer kennenzulernen.«

»Ich habe noch vergessen zu erwähnen«, meinte Kroeger, »dass wir die von den Frauen benutzten Computer beschlagnahmen konnten. Unsere Technologie ermöglicht es uns nun, ihre Schritte zurückzuverfolgen. Vielleicht gelingt es uns sogar, einen erheblichen Teil ihrer Chatroom-Nachrichten wiederherzustellen. Und dann könnten wir sehr spezifische Spuren verfolgen.«

»Wie weit sind Sie bisher gekommen?«, fragte Fabel.

»Es dauert nicht mehr lange. Vielleicht noch ein oder zwei Tage, bis uns eine Menge Hinweise vorliegen – eine sehr mühselige Arbeit.«

»Natürlich.« Kroeger schien nur aus Zahlen zu bestehen und keine Persönlichkeit zu haben. Aber hier handelte es sich nicht um ein Spiel oder eine professionelle Herausforderung. In zwei Tagen würde möglicherweise eine weitere Frau tot sein. Unter Umständen plante sie gerade, ihren Mörder zu

treffen. Sie plauderte, flirtete, verabredete sich mit der elektronischen Fiktion. »Andererseits wissen Sie bestimmt, dass es auf jede Minute ankommt.«

»Selbstverständlich räumen wir diesem Fall absolute Priorität ein.« Kroeger schien immer die richtigen Worte zu finden, doch an seiner Miene oder an seinen grauen Augen war nicht abzulesen, ob sich für ihn damit irgendwelche Emotionen verbanden. Der Mann ist beinahe selbst eine Maschine, dachte Fabel.

Er hatte schon einmal mit Kroeger zusammengearbeitet: bei der Ermordung eines Kindes durch einen internetgestützten Pädophilenring. Damals hatte Kroeger kein Hehl aus seiner Meinung gemacht, dass Fabels technologische Unwissenheit ihn als Ermittler bremse. Aber vor allem hatte Fabel die Tatsache verärgert, dass Kroeger das menschliche Leid der Betroffenen so distanziert betrachtete. Die Tatsache, dass ein Kind ermordet und eine Familie durch Entsetzen und Trauer zerstört worden war, schien bei Kroeger auf so viel Interesse und Verständnis zu stoßen wie der Unterschied zwischen einem Kilobyte und einem Gigabyte bei Fabel. Die Folge war eine andauernde gegenseitige Abneigung. Doch Kroegers Fachwissen war zum Fassen des Network-Killers unverzichtbar.

»Leider steht mein Team zurzeit unter einem außerordentlich großen Arbeitsdruck«, fuhr Kroeger fort. »Wir sind beauftragt worden, die Quelle des Klabautermann-Virus aufzuspüren, der die interne elektronische Kommunikation der Hamburger Verwaltung lahmlegt. Aber, wie gesagt, dieser Fall hat natürlich Priorität.«

»Das weiß ich zu schätzen.«

Fabel verwendete den Rest der Besprechung auf die üblichen Details einer großen Ermittlung. Jede aus jeweils zwei Beam-

ten bestehende Gruppe machte Meldung über den Stand ihrer Arbeit, gefolgt von einer allgemeinen Diskussion und der Verteilung weiterer Aufgaben durch Fabel.

»Dieser Kroeger ist mir nicht ganz geheuer ...«, meinte Werner und trat auf Fabel zu, nachdem die anderen den Raum verlassen hatten. »Ich bin sicher, dass ich ihn in einem Science-Fiction-Film gesehen habe. Du weißt schon, *Matrix*.«

»Er ist gut auf seinem Gebiet«, sagte Fabel. »Einer der Besten in Europa, wie ich höre. Nur darauf kommt es an. Und in diesem Fall brauchen wir ihn unbedingt.«

»Vielleicht habe ich ihn nicht in *Matrix* gesehen. Als Kind habe ich mir eine Menge Western angeguckt«, fuhr Werner fort. »Da passiert es dauernd, dass sich die Kavallerie auf dem Territorium feindlicher Indianer befindet, sich aber auf einen eingeborenen Spurenleser vom selben Stamm verlassen muss, um zu überleben. Warum habe ich das Gefühl, dass Kroeger genauso gern Leute skalpieren würde wie jene Schurken?«

»Er ist ein seltsamer Bursche, das ist alles, Werner. Außerdem kann ich mich nicht daran erinnern, dass Kroeger je Federn im Haar getragen hat.«

»Wahrscheinlich nicht.« Werner kratzte sich mit einer Schaufelhand seine stoppelige Kopfhaut. »Aber ich muss zugeben, dass ich bei all dem elektronischen Zeug überfordert bin, Jan. Diese Social Networking Sites habe ich noch nie verstanden. Warum müssen Menschen Computer benutzen, um Kontakt miteinander aufzunehmen? Warum treten sie all ihren persönlichen Kram im Internet breit? Aber wenn du in der S-Bahn neben einem von ihnen sitzt, kannst du nicht mit ihm sprechen, weil er die Stöpsel seines MP3-Players im Ohr hat.«

»So ist das eben mit der technologischen Gesellschaft«, sagte Fabel. »Nichts als Technologie und keine Gesellschaft.«

Die meisten im Präsidium arbeitenden Beamten nahmen ihr Mittagessen in der riesigen Kantine zu sich. Auch Fabel suchte sie häufig auf, doch hin und wieder zog er es vor, sich mittags für eine Dreiviertelstunde aus der Kommission abzusetzen. Zeit zum Nachdenken, wie er es nannte. Gerade wollte er das Gebäude verlassen, als er durch ein Biepen seines Handys erfuhr, dass es eine SMS empfangen hatte.

»Sicher in Wiesbaden angekommen. Wetter Mist. Seelenlos. Rufe heute Abend an. Sx«, las er auf dem Display.

Fabel seufzte. Er begriff nicht, weshalb Susanne ihm Textnachrichten schickte, wo sie doch wusste, dass er nicht antworten würde. Es dauerte ihm zu lange, mit den Tasten herumzufummeln, und außerdem ging alles schief, oder er löschte versehentlich die beiden Sätze, für deren Eingabe er fünfzehn Minuten gebraucht hatte. Warum redeten die Menschen nicht mehr miteinander? Ihm fiel ein, dass Werner fast das Gleiche gesagt hatte. Fabel fand sich damit ab, ein Mitglied der Alte-Knacker-Gemeinde zu sein.

Einer der Orte, an denen Fabel gern Mittag aß, war ein Café an einem der vielen Dutzend Kanäle, die die Stadt kreuz und quer durchzogen. Es lag am Alsterstreek, neben dem Winterhuder Fährhaus, wo Touristen in die rot-weißen Wasserbusse stiegen, die die Alster befuhren. Das Café, das sich unterhalb der es umgebenden Stadt befand und dicht an die Brücke gedrängt war, vermittelte Fabel ein seltsames Gefühl der Sicherheit. Es war in Gehweite des Präsidiums, und wenn das Wetter es zuließ, konnte er draußen an einem der Tische neben dem Geländer des Alsterstreeks sitzen und die Schwäne beobachten, die den Wasserweg abpatrouillierten. Die Nähe des Wassers behagte Fabel und beruhigte ihn. Das war seltsam, denn als er in Norddeich aufwuchs, hatte er ein wenig Angst vor dem Wasser gehabt, besonders vor dem Meer. Er führte dies auf die instinktive Furcht der Ostfriesen und ihrer

Nachbarn, der Niederländer, vor Überschwemmungen zurück. Fabels Elternhaus stand dicht hinter einem Deich, und in manchen Nächten – wenn auch nicht in vielen – hatte er wach gelegen und an die dunkle Masse des Meeres gedacht, die nur durch einen schlichten, von Menschenhand geschaffenen Wall zurückgehalten wurde.

Ein Kellner kam herbei, um den Tisch abzuwischen, bevor er Fabels Bestellung aufnahm. Er begrüßte ihn mit einem Lächeln und erkundigte sich nach seinem Befinden. Es war ein Ritual und eine Bestätigung: Man kannte Fabel hier, doch er wusste, dass niemand vom Personal ahnte, womit er sich seinen Lebensunterhalt verdiente, und das verstärkte sein Gefühl der Behaglichkeit. Häufig fragte er sich, wie die Leute ihn einschätzten, denn sie konnten ja nicht wissen, dass seine tägliche Arbeit mit Gewalt und Tod zu tun hatte. Sah er aus wie ein Hochschullehrer, was ihm am liebsten gewesen wäre, oder hielten sie ihn für einen Geschäftsmann? Der Gedanke an Letzteres deprimierte ihn.

Fabel hatte gründlich darüber nachgedacht, wie die Menschen ihn und einander wahrnahmen – hauptsächlich deshalb, weil diese Frage sich häufig stellte, wenn er Gespräche mit Angehörigen und Freunden von Mördern führen musste. Natürlich geschah das nicht in der Mehrheit der Fälle, in denen der Mord von jemandem begangen worden war, der der Polizei als gewalttätig und potenziell gefährlich bekannt war. Die Mehrzahl der Morde, die Fabel untersuchte, fanden innerhalb eines gewissen Milieus statt und geschahen unter dem Einfluss von Alkohol oder Drogen. Aber es gab Fälle – besonders bei Sexualmorden –, in denen alle voller Verblüffung feststellten, dass der Mörder jemand war, den sie kannten; ein Wie-ist-das-nur-möglich-Mörder. Die aufgedunsene Leiche, die ohne Kopf und Gliedmaßen am Fischmarkt angetrieben

worden war, konnte durchaus das Opfer eines solchen Täters sein.

Im Lauf der Jahre hatte sich Fabel an den Schock und den Unglauben des Umfelds gewöhnt. Häufig mussten diejenigen, die den Mörder kannten, ihre Perspektive völlig ändern. Sie mussten lernen, jeden mit einem neuen Element des Miss-trauens zu betrachten.

Wir alle haben ein Gesicht, das wir der Welt zeigen, und ein Gesicht, das nur wir selbst sehen dürfen. Diese Worte stammten von Uwe Hoffmann, Fabels erstem Chef in der Mordkommission. Vielleicht war an diesem Network-Killer-Fall gar nicht so viel Neues. Vielleicht war das Internet nur eine Erweiterung der Dinge, wie sie immer gewesen waren. Fabel bestellte einen Salat und ein Mineralwasser und betrachtete die Schwäne, ohne an irgendetwas Bestimmtes zu denken, als sein Handy erneut biepste.

Er las die Nachricht. Sie ergab keinen Sinn. Überhaupt keinen Sinn.

9.

Das Eckhaus lag an der Grenze zwischen dem Schanzenviertel und St. Pauli. An seiner Rückseite führte eine Eisenbahnlinie entlang. Vor langer Zeit hatte es der Welt mit einiger Würde entgegengeblickt. Nun jedoch war seine Fassade mit einem fortlaufenden Gewirr aus zwei Meter hohem Graffiti tätowiert, und die Parterrefenster, die zur Hälfte von den Graffiti eingerahmt wurden, waren dunkel vor Ruß und Schmutz.

Der junge Mann, der auf der anderen Straßenseite, unweit der Ecke, zögernd und vorsichtig in beide Richtungen schaute, hieß Niels Freese. Er überzeugte sich davon, dass keine Polizisten, weder in Uniform noch in Zivil, zu sehen waren, bevor er die Straße überquerte und an die schwere Tür des besetzten Hauses klopfte.

Die dreckige Fensterscheibe war einen Moment lang noch dunkler geworden, während jemand im Innern die sich nähernde Gestalt musterte. Man würde ihn, wie ihm klar war, an seinem Hinken erkennen.

Die Tür öffnete sich beim ersten Klopfen, und er schlüpfte in die dunkle Höhle des Hauses. Der Mann, der ihn einließ, war groß und schlaksig, ein bisschen älter als Niels, vielleicht dreißig, und hatte die Art von derbem Aussehen, welche die Aufmerksamkeit der Polizei erregte. Aber obwohl er den Mann sofort erkannt hatte, konnte er sich nicht an seinen Namen erinnern. Dann begriff er, dass er dem anderen noch nie begegnet war. Es fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, dass der Mann an der Tür ebenfalls Niels sein könnte, wenn auch

in einer Verkleidung, aber er verdrängte den Gedanken, indem er, wie die Ärzte in Hamburg-Eilbek ihm beigebracht hatten, einer unvernünftigen und unlogischen Überlegung Vernunft und Logik entgegenstellte. Nein, der Mann an der Tür war real und keine weitere Version von Niels. Auch das Haus war real und keine exakte Kopie in einem Duplikat Hamburgs, die ihn irreführen sollte.

Ohnehin konnte er den Namen des Mannes nicht kennen, denn das hätte gegen die Vorschriften verstoßen: Niemand erfuhr die Namen von Mitgliedern außerhalb seiner eigenen Zelle. Die Faschisten der Polizei Hamburg oder des BfV konnten dir keine Information durch Folter entlocken, wenn du sie nicht hattest. Niels nickte dem Mann im Vorbeigehen wortlos zu. Er traute ihm nicht, denn er traute fast niemandem, der älter als er selbst war. Schließlich hatten diese Leute der Welt all das Böse angetan. Außerdem war Vertrauen Niels sowieso fremd. Er mochte seine Wahnvorstellungen unter eine gewisse Kontrolle gebracht haben, aber er war immer noch argwöhnisch gegenüber der Welt, die er um sich herum wahrnahm.

Im Haus war es düster. Hatte das Äußere bereits heruntergekommen gewirkt, so erschien das Innere ganz und gar baufällig. Große Brocken Putz waren von den Wänden gefallen, und eine Kruste aus Putzstaub, Schmutz und Unrat überzog die Dielenbretter.

Ein etwa zwanzigjähriges Mädchen mit glattem blondem Haar stand am Ende des Flures neben dem Fuß der Treppe.

»Er erwartet dich.« Sie neigte das mit Akne übersäte Kinn in Richtung der ersten Etage. »Zweite Tür rechts. Geh direkt rein. Ist dir jemand gefolgt?«

»Niemand ist mir gefolgt.«

»Bist du sicher?«

»Ich bin sicher.«

Tatsächlich hielt sich Niels nicht nur an die Sicherheitsvorschriften der Beschützer Gaias, sondern er folgte auch einer Prozedur, die zehnmal ausgeklügelter war als die von den Beschützern geforderte. Er erklärte niemandem sein Verfahren, denn sein Bedürfnis, sich abzusichern, erschien anderen absurd. Das Mädchen nickte, und Niels stieg die Treppe hinauf. Obwohl er angewiesen worden war, sofort einzutreten, klopfte er vorher an die Tür.

Der Raum war irgendwann ein Schlafzimmer gewesen. Ein recht eindrucksvolles. Nun hatte man die Fenster von innen zugenagelt, sodass der Raum einer großen, versiegelten Kiste ähnelte. Aber hier war mehr Licht als in jedem anderen Teil des verlassenen Hauses: künstliches Licht von den überall im Zimmer stehenden Schreibtischlampen. Es fehlten die Unordnung und die Abfälle der anderen Räume: Die Fußbodenbretter waren sauber gefegt, und jemand hatte Kabel an ihnen befestigt. Es gab drei Computerarbeitsplätze an der Wand rechts von Niels, jeweils mit einem großen Monitor, und er konnte das monotone Summen von fünf mächtigen Gebläsen hören.

Bei diesem Anblick hätte Niels sich erbrechen können. Diese Technologie repräsentierte alles, was die Beschützer Gaias bekämpften, sie war die völlige Verleugnung des Öko- und Anarchoprimitivismus der Organisation. Aber Niels wusste vom Kommandeur, dass solche technologischen Mittel, wie abscheulich sie auch sein mochten, für den Krieg gegen die Kräfte der Verschmutzung und Globalisierung unentbehrlich waren.

Doch die Theorie half Niels nicht, mit der Realität fertig zu werden. Ironischerweise hätte dieses Zimmer, abgesehen von den schäbigen Wänden und den zugenaegelten Fenstern, das Büro einer beliebigen Hamburger Firma sein können.

Aber das war nicht der Fall. Direkt vor Niels stand ein breiter Schreibtisch, an dem der Kommandeur saß, ein vier-schrötiger Mann von Ende dreißig mit dichten schwarzen Locken. Links vom Kommandeur hatte zu Niels' Bestürzung ein Paar in grauer Geschäftskleidung Platz genommen. Sowohl der Mann als auch die Frau hätten aus einer Bank oder einer Versicherungsgesellschaft kommen können, und Niels fiel auf, dass sie die gleichen ausdruckslosen Mienen hatten.

»Setz dich, Freese«, sagte der Kommandeur.

»Wer sind die?« Niels nickte zu dem Paar hinüber.

»Freunde.«

»Gehören sie zu den Beschützern?«

»Dies ist ein Krieg mit vielen Heeren, Niels, und unsere hier anwesenden Freunde sind mit uns verbündet. Sie kämpfen genau wie wir für Gaia, auf derselben Seite, aber auf einem anderen Schlachtfeld. Mehr als das braucht dich nicht zu interessieren.«

Niels musterte das Paar. Es erwiderte seinen Blick, doch ohne Aggressivität und ohne eine Miene zu verziehen. Warum waren sie so gekleidet? Niels konnte seinen Anzug und ihr Kostüm genauso wenig leiden wie die Computer in der besetzten Wohnung. Woher stammten die Geräte überhaupt? Woher war das Geld gekommen, mit dem sie bezahlt worden waren? Aber vielleicht hatte der Kommandeur diese Dinge stehlen lassen. Der Gedanke munterte ihn ein wenig auf.

»Die globalen Umweltverschmutzer bereiten ihren eigenen Untergang vor«, fuhr der Kommandeur fort. »Unseren Untergang. Sogar ihre eigenen Wissenschaftler sprechen von einer malthusianischen Bevölkerungsfalle, vom Großen Sterben. Also sind sie nicht blind gegenüber der Katastrophe, die sie jeden Tag durch die Jagd nach dem Mythos des Fortschritts vorantreiben. Sie können nicht behaupten, die Folgen ihres Handelns nicht zu kennen.«

»Eine malthusianische Bevölkerungsfalle wäre gar nicht so schlecht, Herr Kommandeur«, erwiderte Niels eifrig. »Die Menschheit ist eine Seuche, die eingedämmt werden muss, wenn Gaia überleben soll.«

»Mmm ...«, machte der Kommandeur. »Aber bis dahin müssen wir alles uns Mögliche tun, um diesen Krieg zu führen. Unser Kampf ist der größte in der Geschichte der Menschheit. Während wir hier sitzen, Freese, werden unsere Welt und unser Ökosystem vergewaltigt. In der Zeit, die unser Gespräch in Anspruch nimmt, werden vier Millionen Barrel Öl aus der Erde gepumpt. Und genauso schnell wird all der Kohlenstoff in die Atmosphäre gepumpt werden.« Der Kommandeur machte eine Pause, damit Niels das Gesagte verarbeiten konnte. Er wusste, dass der jüngere Mann dafür Zeit brauchte. Als Niels das Zimmer betrat, hatte der Kommandeur erneut dessen Hinken bemerkt. Und er wusste auch, dass dieser neurologische Schaden die gleiche Ursache hatte wie Niels' einzigartige intellektuelle Fähigkeit. Sauerstoffentzug bei der Geburt.

»Dies ist ein Krieg«, bekräftigte der Kommandeur. »Ein realer Krieg. Und dafür braucht man gute Soldaten. Ich brauche gute Soldaten. Und du, Freese, bist einer der besten. Deshalb betraue ich dich mit einer der wichtigsten Aufgaben, die wir je übernommen haben.«

Niels spürte, wie der Stolz seine Brust schwellen ließ. Er hatte sich nie etwas anderes gewünscht, als ein guter Soldat für Gaia zu sein. »Ich werde tun, was erforderlich ist, um Gaia zu schützen«, versicherte er.

»Du sollst diesen Krieg auf ein neues Niveau heben, Freese. Autos im Schanzenviertel zu verbrennen genügt nicht. Es ist ein höherer Einsatz gefordert.« Der Kommandeur nickte zu dem grau gekleideten Mann hinüber, der einen Umschlag über den Tisch schob. Niels öffnete ihn. Er enthielt zwei Fotos,

eines von einem etwa Anfang vierzig Jahre alten Mann und ein zweites von einem protzigen Mercedes-Cabriolet. Außerdem lag ein Zettel mit einer Zeit- und Adressangabe in dem Umschlag.

»Wer ist das?«, fragte Niels.

»Du brauchst nur zu wissen, dass er ein Feind Gaias ist. Ein wirklicher Feind. Seinen Aktivitäten muss ein Ende gesetzt werden. Du hast zusammen mit Harald eine Reihe erfolgreicher Autoverbrennungen durchgeführt. Ich möchte, dass du dich wieder mit ihm zusammentust und dieses Auto anzündest ...«, der Kommandeur pochte auf das Foto des Mercedes, »... während es vor dem Café mit dieser Adresse geparkt ist. Verstehst du?«

»Ich verstehe, was ich tun muss, aber nicht, warum sein Verhalten sich ändern wird, wenn wir sein Auto verbrennen.«

Der Kommandeur drehte sich zu dem schweigenden grau gekleideten Paar hin. Die Frau griff in ihre Handtasche, zog eine durchsichtige Plastiktüte hervor und reichte sie dem Kommandeur, der sie über den Tisch zu Niels schob.

»Wenn sein Auto hochgeht, wird er im Café sein. Dort trifft er sich mit einer Frau. Du wartest, bis beide im Innern sind, bevor du den Wagen anzündest. Es muss aufsehenerregend sein. Ich möchte, dass du ihn aus dem Café lockst, und dann musst du das da benutzen.« Er nickte zu der Plastiktüte hinüber, die Niels noch nicht angerührt hatte. »Kannst du die bedienen?«, fragte der Kommandeur. »Es ist der erste Auftrag dieser Art.«

»Der Mann ist ein Feind von Gaia.« Niels starrte die Tüte immer noch an.

»Mehr als das. Er bedroht den Erfolg der Bewegung. Er hat Dinge getan ... Also, wie gesagt, seine Aktionen könnten katastrophal für alles sein, was wir vertreten.«

Niels hob die Plastiktüte hoch, öffnete sie, nahm die Automatikpistole und das Magazin heraus und steckte beide in die aufgesetzte Tasche seiner Feldjacke. Er hatte das Gefühl, die Waffe schon ein Dutzend Mal in der Hand gehalten zu haben, obwohl er noch nie eine Pistole angefasst hatte.

»Ich mache es«, versprach Niels.

10.

Horst van Heiden war ein Mann von mittlerer Größe, gedrungen und mit einem grüblerischen Gesicht, das von grauweißem Haar und einem ebensolchen Bart umrahmt war. Als Fabel van Heidens Büro betrat, hatte er den gleichen Eindruck wie immer, wenn er dem Kriminaldirektor begegnete: dass dieser seinen teuren Anzug wie eine Uniform trug. Tatsächlich hatte van Heiden den größten Teil seiner Laufbahn in uniformierten Polizeiabteilungen verbracht – zum Beispiel war er vorübergehend zur Hafenpolizei versetzt worden –, und sogar nach zehn Jahren auf seinem jetzigen Posten schien er sich nicht für die Rolle des Landeskriminalamtsleiters zu eignen.

Van Heiden blickte auf seine Uhr, als Fabel die Tür öffnete. Damit verfolgte er keinen bestimmten Zweck, sondern er hatte schlicht die Gewohnheit, die Zeit am Beginn und am Ende jeder Besprechung oder jedes Besprechungsabschnitts oder zwischen Besprechungen zu prüfen. Die Zeit war wichtig für van Heiden. Seit sieben Jahren arbeitete Fabel mit ihm zusammen, und die Beziehung war so entspannt und eng, wie eine Beziehung zu van Heiden nur sein konnte. Fabel hatte keinen Zweifel daran, dass der Kriminaldirektor ihn respektierte und sogar mochte, doch es war schwierig, ihn einzuschätzen. Er wirkte distanziert und schien sich abzuschotten.

Zwei weitere Männer saßen in van Heidens Büro, dem Schreibtisch gegenüber. Beide drehten sich auf ihren Sesseln um, als Fabel das Zimmer betrat. Einen von ihnen erkannte er sofort: Es war ein nicht sonderlich großer, fit aussehender

Mann von Mitte fünfzig mit zurückweichendem, grau werdendem Haar, das er straff zurückgekämmt hatte, und mit einem sorgfältig gestutzten Bart. Wie bei ihrer ersten Begegnung wurde Fabel an einen erfolgreichen Filmregisseur, Künstler oder Schriftsteller erinnert. Er war verblüfft über die Synchronizität der Ereignisse.

»Ah, Jan ... Danke, dass Sie so kurzfristig kommen konnten«, sagte van Heiden und deutete auf den Sessel zwischen den beiden Männern. »Sie kennen Herrn Müller-Voigt, glaube ich?«

»Das stimmt.« Fabel schüttelte Müller-Voigt die Hand. »Wie geht es Ihnen, Herr Senator? Ich habe Sie heute Morgen im Radio gehört.«

»Ach das?« Müller-Voigt schien die Erinnerung an das Programm ein wenig zu irritieren. »Ich weiß nicht, warum sie mir diesen Idioten zugeteilt hatten ...«

Fabel machte ein vages Geräusch des Einverständnisses, womit er verbergen wollte, dass er zu schläfrig gewesen war, um den Namen des Idioten oder die Einzelheiten der erörterten Thematik zur Kenntnis zu nehmen.

»Darf ich Ihnen Herrn Fabian Menke vom BfV vorstellen?« Van Heiden wies auf den anderen Mann. Menke war wohl Ende dreißig, hatte sich lichtendes blondes Haar und blaue Augen hinter einer rahmenlosen Brille. Sein Anzug war mehrere hundert Euro billiger als Müller-Voigts lässiger Designer-Chic.

Das Bundesamt für Verfassungsschutz widmete sich allem, was als Gefahr für die deutsche Demokratie galt: Skinheads und Neonazis, linksextremistischen Gruppen, islamischen Terroristen, destruktiven Sekten, antidemokratischen Gruppen sowie ausländischer Spionage. Umstrittener war, dass das BfV die Aktivitäten von Scientology in Deutschland über-

wachte. Auch der Hamburger Innensenat verfügte über eine Scientology-Arbeitsgruppe.

Obwohl Fabel Menke nie begegnet war, hatte er von ihm gehört und wusste, dass er als Hauptverbindungsman zwischen dem BfV und den Hamburger Strafverfolgungsbehörden fungierte. Van Heiden wandte sich an Menke. »Darf ich Sie mit Leitendem Hauptkommissar Fabel bekannt machen, dem Chef unserer Sondermordkommission?«

Fabel schüttelte auch Menke die Hand und setzte sich.

»Ich habe einiges über Ihr Team gehört, Herr Fabel«, sagte Menke. »Anscheinend helfen Sie nun auch anderen Mordkommissionen überall in der Bundesrepublik bei komplexen Fällen.«

»Wenn wir die Möglichkeit haben«, antwortete Fabel. »Im Moment haben wir ein zu großes eigenes Arbeitspensum.«

»Sie meinen wohl den Network-Killer-Fall?«, schaltete Müller-Voigt sich ein. »Ist heute Morgen nicht noch eine Leiche gefunden worden?«

»Wir haben eine Leiche gefunden, ja, Herr Senator. Aber wir haben noch nicht ermitteln können, ob hier eine Verbindung zu den anderen Morden besteht.«

»Meinen Sie, dass es separate Fälle sind?«, fragte Müller-Voigt.

Fabel schwieg einen Moment lang und unterdrückte die Versuchung, dem Politiker zu erwidern, dass solche Informationen Sache der Polizei seien und ihn einen Dreck angingen. »Unsere Ermittlungen setzen sich fort«, sagte Fabel schließlich ausdruckslos. Dann wandte er sich an van Heiden. »Sie wollten etwas mit mir besprechen, Herr Kriminaldirektor?«

»Ähm, ja. Das stimmt.« Van Heiden hatte die Spannung zwischen Fabel und Müller-Voigt offenbar gespürt. Er streckte den Arm über die weite Fläche seines Schreibtisches aus und hielt Fabel eine Akte hin. »Wie Sie wissen, findet hier

demnächst ein wichtiger Umweltgipfel statt: GlobalConcern Hamburg. Als Umweltsenator führt Herr Müller-Voigt den Vorsitz im Organisationsausschuss. Aber das wissen Sie natürlich, denn Sie haben ja heute Morgen die Debatte im Radio gehört.«

»Nur einen Teil davon ...« Fabel bedauerte nun wirklich, dass er Müller-Voigts Auftritt erwähnt hatte. Doch immerhin wusste er jetzt etwas über die Gipfelkonferenz in Hamburg.

»Es ist eine ungewöhnliche Konferenz«, sagte Menke, »weil man sich nicht nur darauf konzentriert, den Planeten zu retten, sondern vor allem über die geschäftlichen Möglichkeiten reden wird, die die Umwelttechnologien bieten können. Heutzutage beteiligen sich viele bedeutende Unternehmen an Umweltschutzaktivitäten. Neu ist, dass diese Akteure nicht von revolutionärem Eifer motiviert werden, sondern von dem alten Gebot, Gewinne zu machen. Nicht, dass es daran etwas auszusetzen gäbe, wenn sie gleichzeitig einen positiven Beitrag zum Umweltschutz leisten.«

»Aha.« Fabel blickte van Heiden mit einer verwirrten »Was habe ich damit zu tun«-Miene an.

»Sie wissen sicher, dass es in der Freien und Hansestadt geradezu eine Tradition ist, seine Unzufriedenheit zum Ausdruck zu bringen, indem man die Autos anderer Bürger in Brand setzt?«, fuhr Menke fort.

»Wie die erste Schwalbe oder die erste Blüte an den Bäumen«, bemerkte Fabel. »Man weiß, dass der Sommer in Hamburg angebrochen ist, wenn der Geruch brennender Autofarbe in der Luft liegt.« Niemand reagierte auf den Scherz, und Fabel fragte: »Was hat das mit der Mordkommission zu tun?«

»Letztes Jahr sind in Deutschland vierunddreißigtausend politisch motivierte Verbrechen begangen worden«, erwiderte Menke. »Ein erheblicher Prozentsatz davon besteht aus

Brandanschlägen auf Autos und Geschäfte in Berlin und Hamburg.«

»Ich kann die Zahlen nennen, Jan«, ergänzte van Heiden. »Im vergangenen Jahr sind in Hamburg zweihundert Autos abgebrannt worden. Zehn in einer einzigen Nacht in Flottbek, ein Dutzend im Laufe einer Woche in Harvestehude. Hinzu kommt natürlich der Überfall auf das Polizeirevier im Schanzenviertel. Unglaublich. Ein Streifenwagen ist verbrannt, und mitten in der Stadt wird ein Revier von maskierten Rowdys angegriffen ...« Van Heiden schüttelte verständnislos den Kopf. Fabel wusste, dass der Kriminaldirektor niemals würde begreifen können, weshalb in der wohlhabendsten Stadt Deutschlands, in seinem geliebten Hamburg, so viel Wut grassierte.

»In allen Fällen waren linksextreme oder anarchistische Gruppen verantwortlich«, setzte Menke die Ausführungen fort. »Und das ist ein beunruhigender Trend. Die überwältigende Mehrheit der politisch motivierten Taten, die wir beim BfV untersuchen, wird von Skinheads oder anderen Neonazis begangen. Fakt ist, dass die radikale Rechte zweimal so viele Straftaten verübt wie die radikale Linke. Aber im Moment ändert sich die Situation. Wir stoßen auf immer mehr Neidvergehen. Und die Indizien häufen sich, dass extremistische Umweltschutzgruppen daran beteiligt sind.«

»Ich glaube nicht, dass es fair ist, diese Gruppen ausschließlich den extremen Umweltschützern zuzuordnen«, warf Müller-Voigt ein. »Man könnte genauso gut von Anarchisten oder Linksextremisten sprechen.«

»Andererseits wäre es nicht das erste Mal, dass sich die beiden Denkrichtungen überschneiden.« Fabel achtete darauf, dass sein Tonfall ruhig und plaudernd blieb, als mache er eine allgemeine Bemerkung. Doch alle Anwesenden wussten, dass Müller-Voigt, ein Altersgenosse von Joschka Fischer und

Daniel Cohn-Bendit, in den Achtzigern in die linksradikale Szene verwickelt gewesen war. Und man hatte Fragen danach gestellt, wie aktiv er in einigen der extremeren Gruppen mitgearbeitet hatte.

»Jedenfalls lassen unsere Informationen vermuten ...«, Menke wandte sich weiterhin an Fabel, »... dass es Elemente gibt, die immer aggressivere Aktionen planen.«

»Kurzum, Jan«, sagte van Heiden, »es ist nur eine Frage der Zeit, bis jemand getötet wird. Wir glauben, dass die Situation während des GlobalConcern-Gipfels in Hamburg eskalieren könnte. Durch Gewalt und Zerstörung von Eigentum. Außerdem haben wir Indizien dafür, dass während der Konferenz Delegierte aufs Korn genommen werden könnten.«

»Aber das ist doch unlogisch«, meinte Fabel. »Haben diese Leute es nicht darauf abgesehen, der Umwelt zu helfen?«

»Wie erwähnt, geht es auf diesem Gipfel um das Geschäft mit dem Umweltschutz«, erwiderte Menke. »Man will einen grünen Euro verdienen. Und manche vertreten den Standpunkt, dass dies gegen die Prinzipien des Umweltschutzes verstößt.«

»Aber andere«, schaltete sich Müller-Voigt ein, »finden, dass es sich um ein natürliches Entwicklungsstadium handelt: Das Wertesystem, das früher nur von einer Minderheit vertreten wurde, wird zur allgemein akzeptierten Wahrheit für die Gesellschaft. Allerdings weiß ich aus persönlicher Erfahrung, dass jedes politische Glaubenssystem Anhänger hat, die sich am liebsten als Missionare betätigen und nicht begeistert sind, wenn ihre Botschaft schließlich akzeptiert wird. Dadurch verlieren sie ihr Gefühl der moralischen Überlegenheit und Exklusivität. Niemand ist verbitterter als ein Rebell, der keinen Gegner mehr hat.«

»Außerdem gibt es Hinweise auf eine wachsende Übereinstimmung zwischen der extremen Linken, extremen Umwelt-

schützern und Globalisierungsgegnern«, sagte Menke. »Und GlobalConcern Hamburg repräsentiert alles, was sie hassen.«

»Haben wir denn konkrete Hinweise darauf, dass man es auf eine bestimmte Person abgesehen hat?«, fragte Fabel.

»Nicht auf eine bestimmte Person, aber wir rechnen mit heftigen Protesten und organisierter Straßengewalt. Auch eine einmalige *demonstrative Aktion* wurde angekündigt.«

»Und Sie glauben, dass es sich dabei um einen Mord handeln könnte?«

»Das ist möglich«, bestätigte Menke. »Das BfV und die Abteilung Staatsschutz der Polizei Hamburg arbeiten bereits zusammen, aber jemand hat vorgeschlagen, Sie über die Situation zu unterrichten, weil Ihre Einschätzung und Erfahrung nützlich sein könnten.«

»Oh? Wer hat das vorgeschlagen?« Fabel warf van Heiden einen scharfen Blick zu. Er hatte genug am Hals, und es überraschte ihn, dass sein Chef dies nicht zur Kenntnis nahm.

»Das war ich«, erklärte Müller-Voigt. Er musterte Fabels erstaunte Miene. »Die Sache vor ein paar Jahren. Die Mühlhaus-Angelegenheit. Es hat mich sehr beeindruckt, wie Sie mit ...«, er suchte nach dem richtigen Wort, »... mit den Dingen umgegangen sind. Sehr effektiv, aber auch sehr sensibel.«

Fabel nickte dankend. Er bemerkte, dass Müller-Voigt, der normalerweise höchst beherrscht war, weniger selbstsicher auftrat.

»Ich habe dem Senator bereits erklärt, dass Sie, wie Sie ja auch erwähnt haben, zurzeit in einigen dringenden Fällen ermitteln«, sagte van Heyden. »Wir haben eine Einsatzgruppe aus Beamten unserer eigenen Anti-Terror-Koordinationsstelle, des Bundeskriminalamts und des BfV eingerichtet. Im Moment möchten wir nur, dass Sie sich mit dem Inhalt der Akte

vertraut machen. Aber vielleicht werden wir später auf Ihre Dienste zurückgreifen.«

Damit kann ich den Abend abschreiben, dachte Fabel, nachdem er die Dicke der Akte registriert hatte.

»Sie brauchen sie nicht mitzunehmen«, schlug Menke vor. »Ich schicke sie Ihnen per E-Mail.«

»Per E-Mail? Ist das denn sicher?«

Menke lachte gönnerhaft, was ihm Fabels sofortige Abneigung einbrachte. Er stufte den BfV-Mann in dieselbe Kategorie ein wie Kroeger, den Cybercop. »Ja, Herr Hauptkommissar, das ist sicher. Wir benutzen nur bestens geschützte Server und Systeme. Genau wie die Polizei Hamburg.«

Fabel zuckte die Achseln. »Tja, das E-Mail-System der Hamburger Verwaltung war angeblich auch sicher. Trotzdem ist es vom Klabautermann-Virus infiziert worden. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, nehme ich diesen Ausdruck mit. Er ist auch schneller zu lesen.«

Die nächsten Minuten wurden der Logistik der Gipfelkonferenz gewidmet. Neben Wirtschaftsführern würden auch einige hohe Politiker aus der Bundesrepublik und aus dem Ausland an GlobalConcern Hamburg teilnehmen. Darunter natürlich Müller-Voigt als Vorsitzender. Fabel konzidierte, dass es, wie bei jeder wichtigen Konferenz in der Stadt, Grund zur Besorgnis gab, aber er begriff nicht so recht, welchen Zweck seine Anwesenheit hatte. Er war Kriminalbeamter, Mordermittler. Seine Arbeit fand *nach* einem Verbrechen statt; sie diente nicht dessen Verhinderung. Noch erstaunlicher kam es ihm vor, dass ausgerechnet Müller-Voigt seine Mitwirkung erbeten hatte. Fabel schaute unwillkürlich auf seine Uhr, was van Heiden nicht entging, doch Zeitkontrolle gehörte zu den Angewohnheiten des Kriminaldirektors, und er ließ keinen Ärger erkennen.

»Hören Sie, Jan«, kam ihm van Heiden entgegen. »Ich glaube, Sie sind auf dem Laufenden. Ich möchte Sie nicht aufhalten, da Sie noch eine Menge zu erledigen haben.«

»Vielen Dank.« Fabel hob die Akte hoch, als wolle er ihr Gewicht abschätzen. »Ich werde mich heute Abend damit beschäftigen.«

Fabel stand auf und schüttelte den drei Männern zum Abschied die Hand.

»Übrigens ...« Müller-Voigt sah ebenfalls auf seine Uhr und runzelte die Stirn. »Es ist höchste Zeit für meinen nächsten Termin. Ich muss ebenfalls aufbrechen.«

»In Ordnung, Herr Senator«, sagte van Heiden und runzelte seinerseits die Stirn, denn der Gedanke, dass sich jemand zu einem Termin verspätete, bedrückte ihn. »Ich hoffe, wir haben Sie nicht zu sehr aufgehalten ...«

»Nein, nein ... überhaupt nicht. Herr Fabel, würden Sie mich hinausbegleiten? Ich möchte noch etwas mit Ihnen besprechen.«

»Gern ...«

Das Hamburger Polizeipräsidium bildete einen Zylinder mit einem Innenhof in der Mitte und davon ausgehenden Flügeln. Dadurch sollte ein Polizeistern nachgebildet werden. Während Fabel und Müller-Voigt durch den gebogenen Korridor zum Lift gingen, machte der Politiker den üblichen Smalltalk. Fabel brauchte nur zwei Etagen hinunterzufahren, und sie stiegen gemeinsam in den Lift ein. Sobald sich die Türen schlossen, änderte sich Müller-Voigts Benehmen grundlegend. Er zeigte eine Aufgeregtheit, die Fabel niemals bei dem Umweltsenator erwartet hätte.

»Herr Fabel, ich muss mit Ihnen reden. Dringend.«

»Worüber?«

»Es ist eine lange Geschichte, aber sehr, sehr wichtig. Ich brauche wirklich Ihre Hilfe.«

»Ich verstehe nicht. Sie meinen, in beruflicher Hinsicht?«

»Ja ... nein. Vielleicht. Aber es geht um Leben oder Tod. Um etwas, das ich vorläufig streng vertraulich behandeln möchte. Sie werden es verstehen, wenn wir miteinander sprechen. Können Sie mich heute Abend besuchen? Gegen 19.30 Uhr?«

Fabel hob die Akte. »Ich hatte geplant, etliche Seiten zu lesen ...«

»Dies hier ist wichtiger, Herr Fabel.«

Sie erreichten das Stockwerk der Mordkommission, und die Türen öffneten sich. Fabel trat hinaus, hielt jedoch eine der Türen fest, damit sie sich nicht schloss.

»Wenn dies eine offizielle Angelegenheit ist ...«

»Tun Sie mir den Gefallen, Herr Fabel. Ich muss wirklich mit Ihnen reden. Ich habe sonst niemanden. Können Sie kommen oder nicht?«

Fabel musterte den Umweltsenator einen Moment lang. »Ich werde da sein.« Er ließ die Türen zufallen. Während er den Korridor entlang zu seinem Büro schritt, wurde er von Müller-Voigts Miene verfolgt. Er hatte noch nie erlebt, dass der Politiker die Fassung verlor – nicht einmal an dem Tag, als er den Senator als potenziellen Mordverdächtigen vernommen hatte.

Was ihn beunruhigte, war der Umstand, dass Müller-Voigt nicht nur aufgewühlt, sondern geradezu verängstigt gewirkt hatte.

11.

Niels Freese wartete unter einem Baum an der Straßenecke und schaute zum Café hinüber. In einer Hand hielt er eine schwarze Reisetasche, deren Griff er fest umklammerte. Er trug eine weite Feldjacke, Jeans und auf seinem schmalen, langen Kopf eine schwarze Wollmütze. Es war eine hochgerollte Sturmmütze, die er über sein mageres Gesicht ziehen konnte, wenn der Moment eintrat.

Und der Moment näherte sich.

Niels überzeugte sich rasch, dass Harald in Position war und den Leerlauf des gestohlenen Motorrads eingelegt hatte. Dann schloss er die Hand um die geladene Automatikpistole in seiner Jackentasche, bevor er seine Aufmerksamkeit wieder dem heranrollenden Mercedes zuwandte.

Niels Freese war achtundzwanzig Jahre alt und so wütend, wie ein junger Mann es nur sein konnte. Aber Wut war kein ausreichendes Wort, kein hinreichend umfassender Begriff, um Niels' Gefühle zu beschreiben, während er dastand und wartete, bis der Mercedes parkte. Er war ein Sehender in einem Land der Blinden. Der vorsätzlich Blinden. Niels hingegen hatte sein ganzes Leben hindurch eine andere Sichtweise gehabt.

Die Beschützer Gaias hatten es geschafft, Niels' Wut und Frustration nutzbar zu machen, ihnen eine Form und einen Zweck zu verleihen. Er war ein wandelndes – oder hinkendes – Beispiel dafür, was der arrogante Missbrauch der Umwelt durch den Menschen angerichtet hatte. Die Ärzte hatten versucht, ihm etwas anderes einzureden, doch er wusste, dass

die Chemikalien in der Fabrik, in der seine Mutter gearbeitet hatte, schuld waren. Sie hatten die Probleme bei seiner Geburt und seinen Gehirnschaden verursacht.

Er war nicht etwa dumm. Der neurologische Schaden hatte lediglich zu einer begrenzten Lähmung und einem leichten Hinken geführt. Aber er litt auch unter anderen, schwerwiegenderen Symptomen. Vom Anfang seines Lebens an war es ihm schwergefallen, Informationen zu verarbeiten und unmittelbar auf seine Umgebung zu reagieren. Die Ärzte hatten von minimalen Entwicklungsproblemen gesprochen. Da war zum Beispiel das Déjà-vu. Jeder kannte das Phänomen, doch Niels erlebte es jeden Tag, manchmal sogar zwanzigmal innerhalb von vierundzwanzig Stunden. Es war, als würden seine Schaltungen jeden Tag kurzgeschlossen. Phasenweise hatten sich seine Déjà-vu-Erlebnisse zu einer ausgeprägten reduplikativen Paramnesie ausgewachsen.

Zu Beginn seiner Teenagerzeit hatte Niels Episoden der Depersonalisation durchgemacht und geglaubt, nicht wirklich zu existieren. Oft verfolgte ihn die Wahnvorstellung, nicht mehr in seinem realen Zuhause, sondern in einer exakten Nachbildung davon zu wohnen. Und die Nachbildung war, wie ihm schien, Millionen Lichtjahre von der Realität entfernt. Eine Zeit lang war er in der psychiatrischen Abteilung des Krankenhauses Hamburg-Eilbek behandelt worden, zuerst mit Lithium und dann mit Immunglobulin und Kortikosteroiden. Die Wahnvorstellungen schwächten sich ab, ohne jedoch völlig zu verschwinden. Aber Niels lernte, mit ihnen fertig zu werden. Die Déjà-vu-Erlebnisse dagegen blieben so ausgeprägt wie immer.

Seine psychische Erkrankung isolierte Niels in der Schule, sodass er ohne Freunde heranwuchs. Oder fast ohne Freunde, denn er hatte Kontakt zu Roman, dem dicken Jungen, der ebenfalls ein Einzelgänger gewesen und sogar Niels seltsam

vorgekommen war. Sie hatten einander im Grunde nicht gemocht, aber sie waren sich einer gewissen Gemeinsamkeit bewusst gewesen.

Nach der Schule, als Niels für das Forstamt arbeitete, fixierte er sich auf die Umwelt. Er begann, seine unterschiedliche Wahrnehmung der Dinge nicht als Nachteil, sondern als Vorteil zu sehen. Damals wurde ihm klar, dass er – und vielleicht nur er – erkennen konnte, was wirklich mit der Welt geschah.

Niels blickte einen Moment lang durch die kahlen Äste zum Himmel hinauf. Das Laub war in diesem Jahr an allen Bäumen der Stadt erst spät erschienen, doch dieser hier wies noch nicht einmal Knospen auf. Er hat keine Chance, dachte Niels, seine Wurzeln werden vom Asphalt eingeengt, sein Laub wird von Abgasen erstickt. Der Himmel, den er durch das Gitter aus nackten Ästen betrachtete, schien genau dem zu entsprechen, was Niels empfand. Es war eine Emotion, die er kaum beschreiben konnte: Hass und Wut und, stärker als beides, ein überwältigendes Gefühl der Frustration darüber, dass andere das, was Niels so schmerzlich klar war, nicht erkennen konnten. Und im Kern der Emotion, die in ihm brannte, schwelte ein unverfälschter Kummer: eine Trauer um einen Tod, den er vorhersehen, doch anscheinend nicht verhindern konnte.

Aber auch wenn sich die Emotion nicht genau erfassen ließ, so war es doch möglich, sie zum Ausdruck zu bringen. Davon war er nicht mehr lange entfernt.

Niels konzentrierte sich wieder auf das Mercedes-Cabriolet. Neu, vielleicht nur ein paar Wochen alt. Poliert. Es wurde auf der anderen Straßenseite geparkt. Der Mann, der aus dem Wagen stieg, sah genauso aus, wie man es von jemandem erwartete, der ein teures Statussymbol vor einem demonstrativ modischen, gekünstelt alternativen Café

im Schanzenviertel abstellte: Er war Mitte dreißig, trug keine Krawatte, aber einen Designeranzug, der zu dem Auto passte, doch in einer traditionellen Vorstandsetage fehl am Platz gewirkt hätte. Er war typisch für das Dotcom-Zeitalter, voll im Trend, modebewusst, der Vertreter einer Zukunftsbranche. Vor zehn Jahren hätte er einen Pferdeschwanz gehabt.

Niels verachtete solche Leute noch mehr, als er die alte Garde hasste. Zumindest versuchte die alte Garde nicht zu verbergen, was sie war. Sie ließ keinen Zweifel daran, dass es ihr darum ging, Geld anzuhäufen und es jedem anderen vorzuenthalten. Sie pochte auf ihre Exklusivität und machte kein Hehl daraus, dass es ihr völlig egal war, wenn sie den Planeten zerstörte. Aber diese Scheißkerle – Scheißkerle wie der trendige Mercedes-Mann – waren viel schlimmer. Genauso von Geld und Status besessen, verbargen sie alles hinter einer politisch korrekten, gesellschaftlich engagierten, umweltfreundlichen Tarnung. Sie zerstörten den Planeten ebenso wie die anderen, aber sie taten es verstohlen. Heuchlerisch.

Er kannte den Mann nicht, der den Mercedes geparkt hatte; der Kommandeur hatte ihm weder dessen Namen noch sonstige Einzelheiten mitgeteilt. Doch Niels hasste den Mann. Hasste ihn mit jeder Faser seines Körpers. Und gleich würde er seinem Hass Luft machen. Dann würde der Mercedes-Mann begreifen, dass jede Entscheidung, jede Wahl, die man traf, Konsequenzen hatte, gleichgültig, wie wenig man über sie wusste.

Niels sah zu, wie eine Frau hinter dem Mercedes anhielt. Sie saß in einem genauso neuen, fast quadratischen, hässlichen Alfa Romeo Giulietta. Alles an ihr – ihr Aussehen, ihre Kleidung, ihr Haar – verriet Niels, dass sie ein weibliches Gegenstück zu dem Mercedes-Mann war. Sie begrüßte ihn mit einem Kuss und einem Lachen, und beide betraten gemeinsam das Café.

Hier war sie, die nächste Phase. Bisher hatte die Gruppe sich darauf beschränkt, nachts Autos wie dieses in Brand zu setzen. Aber es war fast zu einer allgemeinen Tradition geworden, dass die Autos der Reichen im Schanzenviertel hin und wieder als Zielscheiben dienten, und man wusste nie, welche Gruppe jeweils dafür verantwortlich war. In vielen Fällen handelte es sich schlicht um Einzelpersonen, die gegen die Veredelung des Schanzenviertels und die Aufweichung seines nonkonformistischen Charakters protestierten. Aber darum ging es Niels und der Gruppe nicht. Sie waren die Beschützer Gaias. Die Beschützer der Erde. Soldaten in einem Krieg zur Verteidigung der Luft, der Meere und des Bodens.

Er schaute wieder zum Ende der Straße. Harald stand weiterhin mit dem Motorrad bereit, das sie in der Nacht zuvor gestohlen hatten. Es würde ebenfalls in Brand gesetzt werden. Danach. Auf Befehl des Kommandeurs hatte Harald nichts von der Automatikpistole in Niels' Tasche erfahren und auch nichts davon, dass diese am helllichten Tag stattfindende Brandstiftung in Wirklichkeit eine Hinrichtung war.

Nun stellte Niels die Reisetasche auf den Boden und öffnete den Reißverschluss. Er nahm nichts heraus, sondern machte sie nur bereit. Dann hob er sie wieder auf und überquerte entschlossen die Straße. Von der Fahrbahn aus näherte er sich dem Mercedes und zog mit seiner freien Hand einen Klauenhammer aus der Feldjacke. Er hörte das wütende Brummen des Motorrads, als Harald hinter ihm heran jagte. Niels zertrümmerte das Fahrerfenster mit dem Hammer, und die Alarmanlage gab ein explosives Heulen von sich. Er warf die Reisetasche durch das Fenster, schritt weiter und steckte den Hammer wieder ein. Nach ein paar Metern drehte er sich um und sah, wie Harald, das Gesicht unter seinem Helm verborgen, neben dem Mercedes anhielt und den angezündeten Molotowcocktail hineinwarf, bevor er beschleunigte.

»Steig auf!«, rief Harald und hielt Niels einen Arm hin.

Das Paar war auf die Straße gelaufen, nachdem es den Alarm des Mercedes gehört hatte. Die Flammen im Auto loderten heftiger, aber bisher brannte nur der Molotowcocktail. Die in Plastikbeutel gehüllten fünf Liter Brandbeschleuniger hatten noch nicht Feuer gefangen.

»Steig auf!«, brüllte Harald noch lauter, doch Niels war von den Flammen hypnotisiert, die über das Innere der Windschutzscheibe züngelten. Der Stoff des Verdecks brannte nun auch und flackerte im Wind. Der Mercedes-Mann und seine Freundin hatten das Auto erreicht, konzentrierten sich jedoch zu sehr auf das Feuer, um in Niels' Richtung zu schauen. Der Mercedes-Mann sah verstört aus, zupfte an seinem Haar und tänzelte unschlüssig auf das Auto zu und wieder zurück. Er hatte keine Ahnung, was er tun sollte. Niels vermutete, dass er vorhatte, irgendetwas aus dem Wageninnern zu retten.

Niels schloss die Finger um den Griff der Pistole, die noch in seiner Tasche verborgen war. Aber aus irgendeinem Grund zögerte er. Diese Situation, diese Umgebung, dieses Ereignis hatten etwas an sich, das ihm plötzlich über alle Maßen vertraut erschien. Niels merkte, wie eine neue Déjà-vu-Erfahrung begann. Er hatte das Gefühl, die Pistole hervorgeholt zu haben, begriff jedoch, dass dies nicht stimmte.

Aber dann wurde Niels klar, dass er wusste, was geschehen würde, bevor es wirklich geschah, und dass diese Erkenntnis nichts mit einer Déjà-vu-Erfahrung zu tun hatte. Der Mercedes-Mann zog seinen Jackenärmel über die Handfläche, um eine Art Handschuh herzustellen, und zog am Griff des Autos. Die Tür schwang auf, und der Mann trat vor. Genau in diesem Moment fingen die fünf Liter Brandbeschleuniger Feuer, die Niels durch das zertrümmerte Fenster geworfen hatte.

Es war wie das Aufblühen einer Blume: Ein riesiger, schöner Feuerball barst durch die offene Tür und durch das

brennende Verdeck. Für ein paar Sekunden verschwand der Mercedes-Mann in der Flamme und wurde von ihr verzehrt. Dann hörte Niels Schreie. Die Freundin schrie. Zuschauer schrien. Er hörte sogar einen unterdrückten, kehligen Ruf, vom Helm gedämpft, den Harald hinter ihm ausstieß. Vor allem jedoch hörte er die unmenschlich schrillen Schreie des Mercedes-Mannes. Der Feuerball schoss zum Himmel hinauf, und der Mercedes-Mann wurde erneut sichtbar. Sein Körper brannte. Ganz und gar. Eine einzige sich bewegende, kreischende Flamme. Er torkelte vorwärts und stürzte aufs Pflaster. Zwei Zuschauer rannten herbei und warfen ihre Mäntel über das brennende Opfer. Zwei andere Männer in der Menge hatten Niels und Harald plötzlich bemerkt und deuteten auf sie.

Niels rührte sich nicht von der Stelle, sondern starrte auf den brennenden Mann und versuchte, sich daran zu erinnern, ob er den Mann wirklich schon unzählige Male hatte brennen sehen. In jenem Moment begriff er, dass nichts von alledem real war. Alles, was man ihm im Krankenhaus hatte einreden wollen, bestand aus Lügen. Dies war nicht die Realität, sondern eine Erfindung, eine Imitation. Er existierte nicht wirklich, und was er gerade erlebt hatte, war nicht wirklich geschehen.

»Um Himmels willen, Niels ...«, hörte er Haralds eindringliche Stimme hinter sich. »Steig auf das verdammte Motorrad. Sofort!«

Die Männer in der Menge brauchten eine Sekunde, um den Ablauf zu rekonstruieren und die Verantwortlichen ausfindig zu machen. Als sie auf Niels zuliefen, saß er bereits auf dem Rücksitz des gestohlenen Motorrads. Harald gab Gas, missachtete die Vorfahrt und zwang mehrere Autos, mit kreischenden Bremsen anzuhalten.

Auf dem Sozius-Sitz hatte Niels immer noch das Bild des schreienden, brennenden Mannes hell vor Augen, während sie durch die engen Straßen des Schanzenviertels entkamen. Und er hörte ein sehr sonderbares Geräusch. Gelächter.

Sein eigenes Gelächter.

12.

»Wo bist du jetzt?«

»Im Auto. Am Freihandtelefon.«

»Ich bin beeindruckt«, sagte Susanne. »Willkommen im einundzwanzigsten Jahrhundert.«

»Dies ist nicht das einundzwanzigste Jahrhundert«, widersprach Fabel. »Ich erinnere mich genau, dass uns in den Siebzigern im Fernsehen versprochen wurde, wir alle würden in Hovercars durch die Gegend sausen, silberne Overalls tragen und Urlaub auf dem Mond machen. Wie ist Wiesbaden?«

»Bourgeois. Noch bourgeoisier als Hamburg, wenn das möglich ist. Wohin fährst du? Nutzt du meine Abwesenheit, um dich mit einer geschmeidigen Blondine zu vergnügen?«

»Leider nicht. Ich bin unterwegs zu Berthold Müller-Voigt. Zu seiner Residenz, wenn du's genau wissen willst.«

»Seit wann stehst du denn mit der Schickeria auf so gutem Fuß? Was willst du mit ihm besprechen?«

»Weiß ich noch nicht. Er hat mich eingeladen. Komisch ...«

»Wieso komisch?«

»Weil er sonst immer so cool und beherrscht ist. Etwas hat ihn durcheinandergebracht. Was genau, werde ich wohl bald herausfinden. Vermisst du mich?«

»Schmerzlich, aber der junge italienische Kellner im Restaurant lenkt mich ab. Ich komme übermorgen zurück.«

»Übrigens, was meinstest du mit ›Poppenbütteler Schleuse?«

»Bitte?«

»Die SMS, die du mir geschickt hast. Rätselhaft, das muss ich dir zugestehen.«

»Jan, ich habe nicht die geringste Ahnung, wovon du redest.«

»Heute Mittag«, erläuterte er mit einem Seufzen. »Ich war beim Essen im Café am Fährhaus und bekam eine Nachricht von dir. Darin stand nur ›Poppenbütteler Schleuse‹. Mehr nicht.«

»Und ich dachte, dass du mittags nie Alkohol trinkst.«

»Es ist kein Witz, Susanne. Die SMS kam von deiner Nummer.«

»Mag sein, aber ich habe sie nicht geschickt. Bestimmt nicht. Vielleicht hast du doch irgendwo eine Blondine versteckt, und sie teilt dir mit, wo ihr euch treffen sollt. Gibt es dort nicht ein wirklich gutes Restaurant?«

»Ich meine es ernst, Susanne.«

»Ich auch«, erwiderte sie nachdrücklich. »Ich habe dir keine SMS geschickt. Ach, Jan, du weißt doch, welche Probleme du mit der Technik hast. Es hat ewig gedauert, bis ich dir beigebracht hatte, einen MP3-Player zu bedienen, und nun wärst du ohne ihn verloren. Die Nachricht kann nicht von mir gekommen sein. Frag mal bei der Arbeit nach. Vielleicht war es Anna Wolff. Weißt du was? Manchmal habe ich das Gefühl, dass Anna nichts gegen ein Rendezvous mit dir an der Poppenbütteler Schleuse hätte.«

»Anna?«, schnaubte Fabel. »Da liegst du völlig daneben. Für eine Psychologin hast du eine lausige Menschenkenntnis. Aber ich werde mich morgen im Büro erkundigen, ob mir jemand von dort die Nachricht geschickt hat.«

Fabel merkte, dass er sich bereits Stade näherte. Er hasste es, am Lenkrad zu telefonieren. Trotz der Freisprechanlage schien er der Straße nicht mehr seine ganze Aufmerksamkeit

widmen zu können. Zumal er darüber grübelte, wer ihm die mysteriöse SMS gesandt hatte und warum.

»Ich muss auflegen. Ich melde mich morgen wieder«, sagte er. »Schlaf gut.«

Der Himmel hatte sich ein wenig gelichtet, und die Sonne stand bereits niedrig und schminkte das Städtchen Stade rot. Es war wahrscheinlich seit Langem die einzige rote Schminke, mit der sich der Ort geschmückt hatte. Stade war ein schläfriges, malerisches Städtchen voller Kanäle, Pflasterstraßen und mittelalterlicher Giebelhäuser. Es lag am Rand des Alten Landes südöstlich der Elbmündung, ungefähr vierzig Kilometer westlich von Hamburg. Orte wie Stade behagten Fabel, denn sie sprachen den Historiker in ihm an. Über tausend Jahre alt, gehörte das Städtchen zu den ältesten Siedlungen Norddeutschlands. Es war zu verschiedenen Zeiten eine Hansestadt, in dänischer Hand und eine schwedische Festung. Nun befand es sich im Einzugsbereich der Großstadt Hamburg, doch nichts schien es allzu sehr verändern zu können. Ruhig, hübsch und bedächtig lag es an den Ufern der Schwinge, von wo es den Zeitläufen und den menschlichen Torheiten mit würdevoller Gelassenheit zusah.

Fabel fluchte, während er durch das alte Stadtzentrum fuhr. Er hatte Müller-Voigts außerhalb liegendes Haus schon früher besucht und brauchte die Stadt nicht zu durchqueren, um es zu erreichen. Weil er sicher gewesen war, es mühelos finden zu können, hatte er sich nicht die Mühe gemacht, die Adresse in sein Satnav einzutippen, das er fast nie benutzte. Er fand, dass nichts menschlicher war, als sich selbst zurechtzufinden, und dass man einige der besten Erfahrungen und Entdeckungen machte, wenn man vom Weg abkam. Das ist ja grundsätzlich alles schön und gut, dachte er, aber nicht, wenn man deshalb

zu spät zu einem Termin mit einem der einflussreichsten Politiker Hamburgs kommt.

Er ließ das schmucke Zentrum von Stade hinter sich, schaffte es, sich außerhalb der Stadt zu orientieren, und fuhr ein schmales, gerades Straßenband neben der hohen Böschung eines Kanals entlang. Die Sonne, durch die Baumwipfel gefiltert, drang durch einen Schlitz klaren Himmels zwischen der flachen Landschaft und einer dazu parallel stehenden dunklen Wolkenbank. Die Bäume an der Straßenseite rückten zu einem dichten Keil zusammen, und Fabel schwenkte in die lange Auffahrt ein, die, wie er wusste, zu Müller-Voigts Haus führte.

Es sah genauso aus wie in Fabels Erinnerung: groß, imposant, modern, nichts als Winkel und Glas. Und was nicht aus Glas bestand, schien mit blauem Marmor bedeckt zu sein. Doch Fabel wusste von seinem letzten Besuch, dass es in Wirklichkeit eine Fassade aus Solarpaneelen war.

Es handelte sich um ein Gebäude, mit dem sich Architekten gern schmückten. Eine Mischung aus Meisterwerk und solider Kapitalanlage.

Müller-Voigt trug Chinos, ein blaues, langärmeliges Schnürhemd mit einem weißen T-Shirt darunter und Segeltuchschuhe. Es war eine überaus lässige Ausstattung, doch Fabel schätzte, dass sie mehr gekostet hatte als einige seiner besten Anzüge.

»Danke, dass Sie gekommen sind«, sagte der Politiker und öffnete die Tür. Genau wie bei ihrem Gespräch im Lift des Präsidiums war Fabel sofort klar, dass er einen verstörten Mann vor sich hatte. Fabel war irritiert, denn er hatte Müller-Voigt noch nie verstört erlebt. Im Gegenteil, der Senator war ihm immer ruhig und entspannt erschienen. Und als Herr der Lage.

Wie eine Million anderer Deutscher hatte er Müller-Voigt in vielen belastenden Situationen gesehen und gehört. Der Hamburger Umweltsenator zählte zu den Gästen, die Produzenten von Fernsehtalkshows und Radioprogrammen liebten, denn er besaß das angeborene Talent, Statements abzugeben, die provozierend und kämpferisch wirkten, während er selbst ruhig und gelassen blieb. Es war ein Stil, der einen nonchalanten und zugleich aggressiven Eindruck hinterließ und großartige Talkshows ermöglichte. Müller-Voigt schien in einer konfliktgeladenen Atmosphäre aufzublühen, und sein Wert für die Programmacher bestand in der cleveren Art, wie er andere Politiker aus der Reserve locken konnte. Die Talkshows endeten gewöhnlich damit, dass seine Gegner ihre Selbstbeherrschung und Selbstsicherheit zu verlieren schienen. Müller-Voigt zog dabei den größtmöglichen Nutzen aus der Binsenweisheit, dass derjenige, der die Beherrschung verliert, zugleich als Verlierer einer Diskussion dasteht. Das passierte Müller-Voigt nie.

Aber heute Abend hatte Fabel etwas anderes vor sich. Jemand anderen.

Müller-Voigt führte Fabel in ein riesiges Wohnzimmer, das mit Kiefernholz ausgekleidet war. Unter einer gewölbten Decke von doppelter Höhe verlief eine durch ein Geländer gesicherte Galerie. Wie bei seinem letzten Besuch war Fabel verärgert über ein vages Stechen kleinlicher Eifersucht, das er in dem eleganten Haus des Politikers verspürte. Elegant, aber ganz und gar umweltverträglich. Das Haus kam einem Statement gleich: Es ist cool, grün zu sein.

Sie setzten sich auf ein großes Ecksofa gegenüber den hohen Panoramafenstern. Die Sonne schien durch das Glas eine andere Tönung zu erhalten.

»Ich kann es beliebig verändern«, sagte Müller-Voigt, als habe er Fabels Gedanken gelesen. »Das ist die neueste Tech-

nologie: Energiespeicherglas. Es isoliert das Haus nicht nur und verhindert, dass Wärme entweicht, sondern es fängt auch die Sonnenstrahlen ein und verwandelt sie in Energie.«

»Aha«, erwiderte Fabel. »Sehr beeindruckend.«

»Ich weiß, viele Leute – und vielleicht gehören Sie auch dazu – meinen, dass all das nur ein Werbegag für mich ist. Dass ich mich in Wirklichkeit stärker für die politische als für die natürliche Umwelt interessiere. Normalerweise wäre es mir gleichgültig, was Sie oder sonst wer über mich denken, aber ich möchte, dass Sie mich verstehen, Herr Fabel: Ich bin aufrichtig und unwiderruflich entschlossen, dafür zu kämpfen, dass sich das Verhalten der Menschheit gegenüber der Umwelt ändert. Das ist mehr als eine nach außen hin vertretene politische Überzeugung, es entspricht meiner Lebensanschauung.«

Fabel zuckte die Achseln. »Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln.«

»Also, wie gesagt, manche tun es.« Müller-Voigts Stimme enthielt einen Anflug von Bitterkeit. »Unsere Art ist vom Weg abgekommen, Herr Fabel. Und das wird uns zum Verhängnis werden. Wir haben unsere elementarste Fähigkeit verloren, die Gesetze der Natur, der Landschaft und des Klimas um uns herum zu verstehen. Nehmen wir die Gegend hier als Beispiel.« Er winkte vage zu der Fläche jenseits der Fenster hinüber. »Ich habe dieses Haus auf der Geest gebaut – auf einer Insel aus Sand und Kies, die in der letzten Eiszeit als Moräne mitten in einer flachen Gegend aus Heide, Marsch und Moor entstand. Wenn Sie sich hier umsehen, werden Sie feststellen, dass fast jeder Ort, Stade eingeschlossen, auf der Geest erbaut worden ist.

Als die ersten Siedlungen gegründet wurden, waren unsere Vorfahren noch mit der Natur und der Landschaft verbunden. Sie konnten die Zeichen lesen und aus der Erfahrung sich

wandelnder Wettermuster lernen. Und deshalb wussten sie, wo sie ihre Häuser zu bauen hatten. Wissen Sie was, diese Geesten waren für ein Jahrtausend der perfekte Schutz vor Sturmfluten. Die Marschen um sie herum wirken wie gewaltige Schwämme, und die Geesten selbst sind natürliche Hochwassersperren, gigantische natürliche Sandsäcke. Und sehen Sie all die Knicks, die sich hier an den Kanälen und Flüssen entlangziehen?« Müller-Voigt sprach von den mit Bäumen und Büschen bewachsenen Torfwällen, die das Alte Land und einen großen Teil der übrigen norddeutschen Landschaft durchzogen. »Manche dieser Knicks sind älter als die Pyramiden von Gizeh und wurden von unseren Vorfahren schon vor mehr als fünftausend Jahren angelegt. Und sie bleiben der beste Schutz gegen die Wind- und Flusserosion in dieser Landschaft.« Müller-Voigt lachte leise. »Sehen Sie sich die Abermillionen Euro an, die für die Hamburger Flutabwehr ausgegeben werden. Verstehen Sie mich nicht falsch, sie werden benötigt, um Menschen und Eigentum zu schützen, aber wenn Sie die historischen Hamburger Flutmuster etwa des letzten Jahrhunderts betrachten, finden Sie all die Bereiche, die unversehrt geblieben sind. Und stellen Sie sich vor, es sind ausschließlich die ältesten besiedelten Stadtteile an den Hamburger Geesthängen. Genau das haben wir verloren, Herr Fabel. Die Verbindung.«

»Ich verstehe, Herr Senator. Aber ich nehme an, dass Sie mich nicht deshalb hierherbestellt haben.«

»Nein? Ob Sie es glauben oder nicht, meine Worte sind für das, worüber ich mit Ihnen sprechen muss, wichtig. In den Medien wird heute viel über die Umwelt geschrieben, und das Thema hat sich allmählich auf der Leiter der politischen Prioritäten emporgearbeitet, aber es wird immer noch nicht wichtig genug genommen. Uns erwartet schon bald eine Katastrophe, Herr Fabel, und zahlreiche Menschen glauben, dass jetzt

extreme Maßnahmen ergriffen werden müssen. Sehr extreme Maßnahmen.« Müller-Voigt stand auf und ging zur Vitrine.
»Etwas zu trinken?«

»Nein, danke«, sagte Fabel.

»Natürlich. Niemals im Dienst ...« Müller-Voigt lächelte halbherzig.

»Nie, wenn ich Auto fahre. Ich bin ja nicht im Dienst, weil Sie mich um eine inoffizielle Unterredung baten.«

»Selbstverständlich. Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich ...?«

»Bitte sehr«, erwiderte Fabel. Ihm ging der Gedanke durch den Kopf, dass Müller-Voigt normalerweise keine Stärkung brauchen würde, um über ein Problem zu sprechen.

Eis klirrte an teures Kristall, als Müller-Voigt mit seinem Maltwhisky zurückkam und sich wieder zu Fabel setzte. »Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar, dass Sie so kurzfristig zu mir gekommen sind.« Müller-Voigt lehnte sich im Sofa zurück und starrte eine Weile auf sein Whiskyglas, bevor er fortfuhr. »Natürlich werde ich über alle Entwicklungen auf dem Laufenden gehalten, wenn Hamburg etwas so Gefährliches wie die gerade vergangene Sturmflut heimsucht. Unwetter und der von ihnen verursachte Schaden gehören schließlich in mein Ressort. Daher macht man mir auch sofort über alle damit verbundenen Todesfälle und Verletzungen Meldung. Zum Beispiel über die Leiche, die am Fischmarkt angeschwemmt wurde und über die ich heute schon mit Ihnen gesprochen habe.«

»Und wie bereits erwähnt, Herr Senator, war die am Fischmarkt angeschwemmte Frau keiner der ›damit verbundenen Todesfälle‹. Die Frau wurde nicht durch den Sturm oder die Flut getötet.«

»Und woher wissen Sie, dass die Frau nicht infolge des Sturms gestorben ist? Und weshalb glauben Sie, dass sie kein Opfer dieses Network-Killers war?«

»Herr Senator, ich habe Verständnis für Ihr Interesse, aber ich kann Ihnen versichern, dass das Opfer nicht durch den Sturm umgekommen ist. Der Rest ist vorläufig Sache der Polizei.«

»Sache der Mordkommission, meinen Sie ...«

»Herr Senator ...« Fabel ließ eine Warnung durchklingen.

Müller-Voigt stellte sein Whiskyglas ab. »Ich will die Leiche sehen«, sagte er entschlossen.

»Wie bitte?«

»Ich will die Leiche der Frau sehen, die am Fischmarkt angetrieben wurde. Vielleicht kann ich Ihnen helfen, sie zu identifizieren.«

»Das bezweifle ich. Die Leiche befindet sich in einem Zustand, der eine Identifizierung schwer macht. Aber Sie wollen mir offensichtlich etwas mitteilen, Herr Senator. Was denn? Warum haben Sie mich hierher gebeten?«

Müller-Voigt trank einen weiteren Schluck Whisky. »Sie kennen meinen Ruf, Herr Fabel, was Frauen angeht. Die Hamburger Presse versucht, mich als einen prinzipienlosen sexuellen Abenteurer darzustellen. Nun, mein Privatleben ist mein Privatleben. Ich bin ledig und habe das Glück, die Gesellschaft schöner und intelligenter Frauen genießen zu dürfen. Das war nie anders. Und aus irgendeinem Grund, den ich nicht begreifen kann, genießen auch sie meine Gesellschaft. Da ich jedoch nicht verheiratet bin und es auch nie war, begehe ich keinen Ehebruch. Im Unterschied, wie ich nicht verschweigen will, zu mehr als der Hälfte meiner aufrechten verheirateten Kollegen im Hamburger Senat. Auch locke ich keine Unschuld vom Lande ins Bett, und ich zahle nicht für billige und hässliche Tändeleien auf der Reeperbahn. Ich be-

trüge niemanden und behandle die Frauen, denen ich begegne, mit Respekt und Verehrung.«

»Warum erzählen Sie mir das?«, fragte Fabel. »Ihr Privatleben ist Ihre Sache.«

»Unter all den Frauen, mit denen ich im Lauf der Jahre eine Beziehung unterhielt, waren nur drei, für die ich tiefe Gefühle hatte. Wirklich tiefe Gefühle. Eine starb vor langer Zeit, und die zweite Beziehung welkte sozusagen dahin. Die dritte ist eine Frau, mit der ich bis vor zwei Wochen ein Verhältnis hatte.« Müller-Voigt stand auf, schritt durch das Zimmer zu einem Schreibtisch und kam mit einem Bilderrahmen zurück. Er hantierte einen Moment lang daran herum, bevor er ihn seinem Gast gab. Fabel merkte, dass es ein digitaler Fotorahmen war und dass Müller-Voigt ein Bild für ihn ausgewählt hatte: das einer jungen Frau mit dunklen Haaren und auffallenden blauen Augen. Sie lächelte mit weißen Zähnen in die Kamera, schien sich jedoch ein wenig unbehaglich zu fühlen. Als wäre sie schüchtern. Sie war sehr schön.

»Das ist Meliha«, sagte Müller-Voigt. »Wir waren drei Monate zusammen. Wie Sie sehen, ist sie erheblich jünger als ich.«

»Eine sehr attraktive Frau.« Fabel hielt Müller-Voigt den Rahmen hin, doch der Politiker machte keine Anstalten, ihn wieder an sich zu nehmen.

»Schauen Sie sich das Bild sehr sorgfältig an, Herr Fabel. Sie ist verschwunden.«

»Verschollen? Wie lange schon?«

»Nicht verschollen. Verschwunden. Wie erwähnt, war ich bis vor zwei Wochen mit ihr zusammen, und dann ist sie spurlos untergetaucht.«

»Und Sie befürchten, dass sie vielleicht die Leiche ist, die vom Sturm angetrieben wurde?«

»Ich weiß es nicht ...« Müller-Voigt zuckte die Achseln, aber die Gebärde und seine Miene hatten nichts Abschätziges an sich. Fabel war klar, dass der Gedanke den Mann quälte. »Es ist möglich.«

»Sie haben also zuletzt vor zwei Wochen von ihr gehört?«, fragte Fabel.

»Ja ... Nein.« Müller-Voigt machte eine verzweifelte Geste. »Es ist kompliziert. Vor zwei Tagen ist eine E-Mail von ihr eingetroffen. Sie hat mit mir Schluss gemacht. Oder zumindest wirkte es so.«

»Herr Müller-Voigt, ich kann Ihnen nicht folgen. Zuerst sagten Sie, diese Frau sei seit zwei Wochen spurlos verschwunden, und nun wollen Sie vor zwei Tagen eine E-Mail von ihr erhalten haben.« Fabel runzelte die Stirn. »Eines steht fest: Es ist nicht ihre Leiche, die nach dem Sturm angeschwemmt worden ist. Denn die war seit mindestens zwei Wochen im Wasser ...«

»Und seit genau zwei Wochen ist Meliha verschwunden. Herr Fabel, ich wähle meine Worte sehr sorgfältig. Wenn ich sage, dass Meliha verschwunden ist, meine ich auch genau das. Ich weiß, Sie glauben, dass ich mich an Sie wende, weil ich meine Beziehungen nutzen will, um die Sache diskret untersuchen zu lassen und einen Skandal zu vermeiden. Aber darum geht es mir überhaupt nicht. Jemand hat systematisch sämtliche Spuren von Meliha verwischt. Ich kann sie offiziell nicht als vermisst melden, weil sie nicht mehr existiert. Und ich weiß, dass die E-Mail eine Fälschung ist.«

»Kann ich sie sehen?«, fragte Fabel.

Müller-Voigt lachte bitter. »Nein. Auch sie existiert nicht mehr. Ich hatte sie nicht ausgedruckt. Sie haben wahrscheinlich vom Klabautermann-Virus gehört?«

Fabel nickte. »Ich kenne den Beamten, der die Urheber ausfindig machen soll.«

»Ich kann einfach nicht begreifen, was Leute davon haben, die Daten anderer zu vernichten«, sagte Müller-Voigt. »Vermutlich ist es schlicht eine Herausforderung für sie zu beweisen, dass sie klügere Nerds sind als die Hersteller der Software ... Leider gibt es da draußen Menschen, die ihre Zeit damit verbringen, immer schädlichere und zerstörerischere Computerviren zu entwickeln. Das neueste, das Klabautermann-Virus, zielt auf offizielle Intranets und sichere E-Mail-Server der Verwaltung in Norddeutschland ab. Welchem Zweck dient so etwas – außer dem, dass das Leben gewöhnlicher Bürger gestört wird? Und die kleinen Mistkerle, die dahinterstecken, wohnen vielleicht nicht einmal in der Nähe von Norddeutschland. Sie könnten sich in San José oder Mumbai oder Beijing aufhalten. Oder es ist ein pickeliger, halbwüchsiger Niemand in einem Hinterzimmer in Bönningstedt. Wer immer und wo immer sie sind, sie haben das E-Mail-System der Hansestadt infiziert. Weil ich dort eingeloggt bin, ist das Virus auf meinen Laptop geraten und hat all meine E-Mails gelöscht und sich natürlich gleichzeitig über all meine Kontaktadressen ausgebreitet. Wie gesagt, wegen des Klabautermann-Virus habe ich die E-Mail nicht mehr.«

»Warum sind Sie sich sicher, dass die Nachricht nicht von ihr stammt?«

»Ich weiß es einfach. So etwas merkt man. Jeder hat einen ... gewissen Stil beim Verfassen von E-Mails.«

»Und zwar?«

»Es war grammatisch zu korrekt. Meliha ist Türkin. Keine Deutschtürkin, sondern türkische Staatsbürgerin. Ihr Deutsch war ausgezeichnet, aber sie machte verständlicherweise Fehler. Diese E-Mail war ... zu perfekt. Und außerdem haben wir uns keine E-Mails geschrieben.«

»Mmm ...« Fabel erinnerte sich an das, was Kroeger über die Möglichkeiten der Identifizierung von Betrügern im

Internet gesagt hatte. Vielleicht hatte Müller-Voigt tatsächlich eine gefälschte E-Mail erhalten. »Ich weiß nicht recht, was ich tun kann, Herr Müller-Voigt. Es klingt mir nicht nach einem Mord. Und um ehrlich zu sein, auch nicht nach einem Vermisstenfall. Aber ich kann mich an die Ortspolizei wenden und Nachforschungen anstellen lassen.«

Fabel stand auf, und Müller-Voigt trat vor, als wolle er ihm den Weg versperren.

»Ich weiß nicht, wie Sie mich einschätzen, aber Sie werden mich kaum für hysterisch halten. Wenn überhaupt, bin ich berühmt – oder berüchtigt – dafür, das Gegenteil zu sein. Und ich bin absolut überzeugt davon, dass eine Frau, zu der ich eine enge Beziehung hatte, entführt oder ermordet worden ist. Leider kann ich Ihnen keine objektiven Beweise dafür liefern. Ich kann nicht einmal nachweisen, dass Meliha überhaupt existiert hat.« Müller-Voigt trat zurück und deutete auf das Sofa. »Bitte, Herr Fabel, ich brauche Ihre Hilfe.«

»Sie müssen doch wissen, wo sie wohnt«, sagte Fabel, ohne sich wieder zu setzen.

»Ich war dort vorher nie. Zwar habe ich ihre Adresse, aber als ich sie besuchen wollte, war die Wohnung leer. Ich meine nicht, dass Meliha nicht zu Hause war, sondern dass die Wohnung nicht benutzt wurde. Ich habe eine Nachbarin nach ihr gefragt, doch die reagierte misstrauisch. Deshalb bin ich weggegangen, bevor sie die Polizei rief. Aber sie sagte, dass die Wohnung seit mehr als einem Monat leer stehe.«

»Meliha ist also Ausländerin?«

»Türkin, ja.«

»Und ihr Aufenthalt in Deutschland ist legal?«

»Soviel ich weiß, ja.«

»Dann gibt es einen Beleg über ihre Einreise. Wie lautet ihr voller Name?«, fragte Fabel und zog sein Notizbuch und seinen Kugelschreiber aus der Brusttasche.

»Meliha Yazar. Sie kommt aus einer Stadt nicht weit von Istanbul. Ich glaube, Silivri.«

Fabel schrieb die Angaben nieder. »Könnte sie einen Grund dafür gehabt haben, Ihnen eine falsche Wohnung zu nennen?«

»Nicht, dass ich wüsste. Es mag verrückt klingen, aber ich glaube nicht, dass sie mich belogen hat. Sie muss in dem Apartment gewohnt haben. Übrigens habe ich Meliha auf einer Umweltkonferenz kennengelernt. Im Congress Centrum.«

»Sie ist im Umweltschutz aktiv?«

Müller-Voigt nickte. »Ja. Das hat sie jedenfalls behauptet. Ihren Angaben zufolge hat sie in Istanbul Geowissenschaften studiert und als Forscherin für eine Umweltschutzagentur gearbeitet, aber sie hat immer sehr ausweichend reagiert, wenn ich mich nach dem Namen erkundigte. Zuerst hatte ich den Verdacht, dass sie eine Art Enthüllungsjournalistin war, und deshalb war ich ihr gegenüber am Anfang ziemlich zurückhaltend. Aber inzwischen bin ich sicher, dass sie sich mit Dingen beschäftigt hat, die sie in Gefahr bringen konnten.«

»Was für Dinge?«

Müller-Voigt betrachtete sein halb leeres Whiskyglas und stellte es auf den Tisch. »Ich werde Kaffee kochen«, erklärte er. »Es ist eine lange Geschichte ...«

13.

Roman Kraxner stand hinter seiner Wohnungstür. Den Kopf hatte er ans Holz gepresst, sein Ohr war geneigt, und seine mit Schweiß befleckte Stirn furchte sich vor Konzentration. Er versuchte, leise und flach zu atmen, um so viel wie möglich von den Ereignissen da unten zu hören. Das fiel ihm schwer, denn Romans Dickleibigkeit ließ jeden Atemzug zu einem langen Schnauben durch vom Fett eingeengte Luftwege werden.

Eine tiefe Männerstimme hallte ein Stockwerk unter ihm durchs Treppenhaus. Die Stimme war nicht laut genug, um Roman mehr als einzelne Worte hören zu lassen, doch sie klang ruhig, beherrscht, stark. Energisch.

Eine andere Stimme ließ Roman ein wenig von der Tür zurückweichen. Sie war lauter. Wütend und grob. Mit einem Akzent.

»Ich wette, das war fettes Pädophilschwein da oben!« Eine deutlich zu verstehende Stimme, und Roman hatte das Bild des Albaners vor Augen, der sich über das Geländer im Treppenhaus lehnte und nach oben, in Richtung von Romans Wohnung, brüllte.

Natürlich war ich es, dachte Roman. Ich habe sie angerufen. Und ich werde dem Hauswirt eine E-Mail schicken, darauf kannst du dich verlassen.

»Sie sollten gehen nach oben«, rief der Albaner wiederum so laut, dass Roman ihn verstehen konnte. »Ich sag Ihnen, was Sie sollten tun ... Sehen, was er hat auf all seine Computer. Kleine Jungs, kleine Mädchen, ich wette.«

Roman merkte, wie tief in seinem Innern eine Mischung aus Furcht und Zorn aufwallte. Wie konnte der Mann es wagen? Wie konnten diese Leute es wagen, solche Dinge über ihn zu verbreiten?

Die andere Stimme war nun ein wenig lauter, doch weiterhin ruhig und noch energischer; der Anflug einer Warnung im Tonfall. Roman presste sich noch dichter an die Tür, konnte aber trotzdem nicht verstehen, was der Polizist sagte. Ein paar Worte. Eine Warnung, Roman nicht zu belästigen. Eine Aufforderung, die Musik nicht so laut zu stellen. Ein Hinweis auf die Hamburger Gesetzeslage. Beide Stimmen waren nun leiser.

Der Besitzer der tieferen Stimme lachte über eine Bemerkung des Albaners. Worüber? Über wen? Lachten sie über *ihn*? Warum lachte auch der Polizist? Er war doch hier, um sie zum Schweigen zu bringen. Um der enervierenden Musik ein Ende zu setzen. Roman hatte ihn deswegen kommen lassen.

Er konnte die Stimme des Polizisten nicht mehr hören. Kurz darauf wurde die Eingangstür am Fuß der Treppe des Mietshauses zugeschlagen. Ein lautes Knurren auf Albanisch, dann ging eine zweite Tür zu: die der Wohnung unter ihm.

Roman blieb noch einen Moment stehen und lauschte nach Schritten auf der Treppe; nach den Schritten des Albaners, der heraufeilte, um ihn zur Rede zu stellen. Nichts. Er drehte sich um und lehnte den Rücken an die Tür. Nun spürte er etwas hoch in der Brust, fast in der Kehle. Ein Flattern. Er wusste, dass er es wieder spüren würde – jedes Mal, wenn er an der Tür des Albaners vorbeiging. Und obwohl Roman alles tat, um seine Wohnung nicht verlassen zu müssen, dauerte es, wenn ihm nichts anderes übrig blieb, eine atemlose Ewigkeit, bis die Wohnung des Albaners hinter ihm lag.

Gott, wie er das Leben hier hasste. Er hatte Besseres verdient. Besseres als die Menschen um ihn herum. Besseres als diese kleine Dreckswohnung. Besseres, als in Wilhelmsburg zu hausen.

Aber am meisten hasste er es, *über* den Albanern zu wohnen. Ihre Herkunft war Roman gleichgültig, aber er wollte nicht über jemandem wohnen, denn er verabscheute das anstrengende Treppensteigen. Seit er seine Stelle im Computerladen aufgegeben hatte, musste er die Anstrengung jedoch immer seltener auf sich zu nehmen. Seine Wohnung lag zwar nur im zweiten Stockwerk, aber die Steigerei raubte ihm völlig den Atem, sodass er mit weißem Gesicht schwitzte und seine Lunge nach Sauerstoff zu schreien schien. Häufig wurde seine Mahlzeit kalt, bevor er sie die Treppe hinaufgetragen hatte. Roman bereitete sich nie selbst eine Mahlzeit zu. Manchmal wärmte er sein Essen im Mikrowellenherd wieder auf, doch in der winzigen Küche kochte er sich nicht einmal eine Tasse Kaffee. Alles, was er aß oder trank, kam aus einer Dose oder einer Schachtel oder einem Styroporbehälter.

Die Wohnung hatte drei Räume. Vier, wenn man das Badezimmer mitzählte. Das Wohnhaus war noch recht neu und wurde vom Eigentümer gut instand gehalten. Bei Romans Einzug war alles frisch renoviert gewesen, aber nun sah das Innere der Wohnung unordentlich und schmutzig aus. Haushaltsarbeit ermüdete Roman. Nicht, weil sie langweilig war, sondern weil sie ihm jedes Quäntchen an Energie raubte. Wenn er zehn Minuten lang Müll von einer Zimmerecke in die andere geräumt hatte, fühlte er sich ausgelaugt. Schweiß lief an seinem Körper hinunter, und er rang nach Luft. Zudem genügten zehn Minuten nicht, um der Stapel aus Zeitschriften und Büchern, der Überbleibsel von Fertiggerichten und der leeren Geträndedosen Herr zu werden.

Allerdings störte Roman das Aussehen seiner Wohnung auch nicht. Niemand besuchte ihn. Keine Freunde, keine Frauen, niemand. Und ihm persönlich bedeutete die Wohnung nicht viel, denn er betrachtete sie nicht als sein Zuhause. Überhaupt konnte Roman Kraxner sich ein Zuhause kaum vorstellen. Jedenfalls nicht in der materiellen Welt. Zwar hatte er ein gewisses Gefühl von Dazugehörigkeit, aber es war nicht in einer greifbaren Realität verankert. Für Roman gab es ein anderes Universum der Chancen und der Freiheit von den Einschränkungen seines Körpers. Es war seine wirkliche Umwelt. Dorthin gehörte er. Dort existierte er wirklich.

Als Roman überzeugt war, dass der Albaner tatsächlich in seine Wohnung zurückgekehrt war und nicht die Treppe heraufkam, um sich mit ihm zu streiten, verließ er seinen Posten an der Tür, schlurfte durch das verwahrloste Wohnzimmer – vorbei an Reihen von Bildschirmen, Lautsprechern, Festplatten und Tastaturen auf dem Tisch an der anderen Wand – und bahnte sich einen Weg zur Toilette. Seine Eingeweide schmerzten wie immer, wenn er gestresst war – also meistens –, und der Drang, seinen Darm zu entleeren, war stark geworden. Er steckte sich seine iPod-Kopfhörer in die Ohren, ließ seine Trainingshose fallen und senkte seine hundertachtzig Kilo schwere Masse auf die Toilette. Roman hörte seiner Musik zu, spielte Computerspiele und strengte sich an, bis seine Atmung noch mühsamer und sein Gesicht noch bleicher als sonst wurden. Nichts.

Es war, wie sein Arzt ihm erklärt hatte, die unvermeidliche Folge von Romans Ernährung, die nichts enthielt, was auch nur entfernt so aussah, als wäre es einmal in der Erde gewachsen. Roman hatte seinem Arzt verschwiegen, dass er alles verachtete, was ihn an die natürliche Welt erinnerte; er genoss Künstlichkeit und Synthetik. Je stärker verarbeitet und vorgefertigt das Essen aussah, desto besser gefiel es ihm. Sein

Fleisch hatte er am liebsten gehackt, breiig, ausgepresst. Wenn er Ballaststoffe verzehrte, dann höchstens in Form des Breis, der seine Hamburger und Hot Dogs, seine Fleischpasteten und Backhähnchen aufgehen ließ. Die Brötchen und Baguettes, die das Fleisch umgaben, mussten weiß und glatt sein, und nichts durfte darauf hindeuten, dass sie aus Getreide gemacht worden waren. Seine Vorliebe für kräftige, unnatürliche Farben bei Nachspeisen, Eis und Getränken erlaubte es ihm, sich von allem zu distanzieren, was an eine Molkerei denken ließ. Dies war der Hauptgrund dafür, dass Roman amerikanische Fastfoodlokale einheimischen Würstchenbuden oder anderen Schnellimbissen vorzog. Es war eine Wissenschaft und eine Kunst, Speisen so aussehen zu lassen, als hätten sie wenig oder nichts mit der natürlichen Welt zu tun. Und es überraschte Roman nicht, dass die Fähigkeit dazu von derselben Nation vervollkommenet worden war, die Menschen auf den Mond befördert hatte.

Nach zwanzig Minuten war der Drang, sich zu erleichtern, nicht schwächer geworden, doch die Krämpfe in Romans Eingeweiden hatten immer noch nichts hervorgebracht. Seit seinem letzten reichlichen Stuhlgang war mehr als eine Woche verstrichen. Seufzend zog er seine Trainingshose wieder hoch, kehrte ins Wohn- und Esszimmer zurück und setzte sich an den Tisch, auf dem er seine Computer aufgestellt hatte. Es war das Tor zu jenem anderen Universum, jenen anderen Identitäten. Die Geräte zogen ihn an: die beiden 8-Core MacPros mit dem leisen Surren ihrer Innenkühlung, der massive HP, die fünf externen Festplatten, die ihm einen Datenspeicher von sieben Terabyte boten, der Bladeserver, den er selbst gebaut hatte. Seine Computeranlage, die Tausende von Euros gekostet hatte, säuselte eine Einladung in ein anderes Leben.

Der kleine Bereich mit seinen glänzenden Apparaten war der einzige saubere und aufgeräumte Teil seiner Wohnung.

Roman sorgte dafür, dass dieser Winkel seiner Umgebung staubfrei, geordnet und, im Gegensatz zu dem sonst dunklen Zimmer, erleuchtet blieb. Hier hatte er auch seine teuersten Möbelstücke untergebracht: den kräftigen Tisch, auf dem er seine Geräte aufgereiht hatte und der dem Kommandopult einer Raumfahrtzentrale glich, und den Sessel, den Roman eigens für sich hatte anfertigen lassen. Es war das teuerste Möbelstück, das er sich je geleistet hatte – sogar noch teurer als seine einzelnen Hardwaregeräte. Der Sessel schmiegte sich seinem Körper an und umgekehrt. Er drehte und neigte sich und glitt dahin, fast als reagiere er auf Romans Willen. Es sei der ultimative Computersessel, hatte man ihm im Katalog versichert. Aber die eigentlichen Kosten waren durch die Anpassung des Sessels an sein Gewicht entstanden. Die Hersteller in München hatten eigens jemanden auf die lange Reise nach Hamburg und zu Romans Wohnung geschickt. Der Techniker war zuerst misstrauisch gewesen, als er die Bescheidenheit und die Verwahrlosung der Unterkunft sah, doch diese Haltung verflüchtigte sich bald, nachdem er den Wert der Computeranlage auf dem Schreibtisch überschlagen hatte. Fast schien es, als habe er Verständnis für Roman, als sei er schon ähnlichen Menschen wie ihm begegnet.

Roman erinnerte sich an die herrliche Behaglichkeit, die er empfunden hatte, als er sich zum ersten Mal auf dem Sessel niederließ. Er schien jeden Quadratzentimeter seines Körpers zu stützen, sodass sich Roman fast gewichtslos vorkam. Nun, während er sich auf den Sessel schob, verspürte er immer noch Erleichterung und Behagen, doch nicht mehr in so hohem Maße wie früher. Er kannte den Grund. Der Sessel war seinem Körper perfekt angepasst worden, als er ihn bestellt hatte. Nun, drei Monate und sieben Kilo später, war die Anpassung nicht mehr perfekt.

Roman atmete so tief durch, wie es sein Obesitas-Hypoventilationssyndrom, das ihn zwang, jede Nacht mit einer Sauerstoffmaske zu schlafen, zuließ, und schaltete seine vier Flachbildschirme an, die zusammen ein konstantes Bild erzeugten, ein einziges Fenster.

Er liebte diesen Moment des Untertauchens, in dem er sich von der Masse seines Körpers, von der Masse der Welt lösen konnte. Wie ein gestrandeter Wal, der plötzlich wieder ins Meer und in seine natürliche Umgebung der Anmut hinausgeschwemmt wird, verlor Roman sein Gewicht und seine Gestalt. Hier zählte nur sein Geist, nichts anderes. Hier verständigte er sich mit anderen gestaltlosen Wesen. Hier konnte er jeder, alles sein. Hier gab es keine lärmenden albanischen Nachbarn, keine Unterleibskrämpfe, keinen Ekel vor dem eigenen Spiegelbild.

Roman würde die nächsten sieben Stunden, bis spät in die Nacht hinein, in der Cybernet-Welt verbringen. Er würde chatten, spielen, jemand anders sein. Den größten Teil der Zeit würde er Virtual Dimension widmen. Er war seit fast einem Jahr dort Mitglied. In Virtual Dimension war er schlank, attraktiv, erfolgreich. Er arbeitete als Privatdetektiv, hatte etliche Geliebte, besaß eine Dachwohnung, die über die Lagunen von New Venice hinwegblickte, und fuhr ein 1962er Ferrari 250 GT Cabriolet. Er hatte Dutzende von Freunden und besuchte E-Drogen-Partys.

In Virtual Dimension hatte er kein Gewichtsproblem, keine schäbige Wilhelmsburger Wohnung, keine albanischen Nachbarn. Er sehnte sich nach jener Welt. Aber zuvor musste Roman noch ein bisschen arbeiten.

Zwar konnte er das Leben in Wilhelmsburg nicht ausstehen, aber er hätte jederzeit die Möglichkeit gehabt fortzuziehen. Das Einzige, was ihn davon abhielt, in eine teure Wohnung zu wechseln, war die Tatsache, dass man ihn fragen

würde, woher das dafür erforderliche Geld stammte. Ein mächtiger, fünf Kilo schwerer Elektromagnet war ständig eingestöpselt und konnte mit einem Schnippen seines Daumens eingeschaltet werden, um die Daten auf seinen Festplatten zu löschen. Das Beweismaterial.

Falls sie kamen.

Bald würde er Virtual Dimension spielen, doch zunächst musste er sich um die Geschäfte kümmern. Seine viele tausend Euro kostenden Geräte mussten dauernd aktualisiert, gewartet und ausgebaut werden. Und Roman bezahlte alles, indem er hohe Summen aus der ganzen Welt auf seine eigenen internationalen Konten leitete.

Doch Roman war kein schlichter Betrüger, sondern ein Künstler. Niemand suchte bisher nach ihm, weil niemand wusste, dass das Geld fehlte. Jede Behörde, Organisation und Firma, die er übervorteilte, wurde anschließend sofort von einem Computervirus heimgesucht, das Daten löschte, Unterlagen vernichtete und sämtliche Spuren seines Besuchs beseitigte. Sämtliche Viren unterschieden sich voneinander. Alle waren individuelle, einzigartige Schöpfungen. Kunstwerke.

Und das herrlichste Virus – der Trojaner aller Trojaner – war Klabautermann. Denn der fettleibige, einsiedlerische Roman Kraxner – achtundzwanzig, hundertachtzig Kilo, ohne Universitätsabschluss, doch mit einem IQ von 162 und einem Abiturdurchschnitt von 1,0, zu Hause in einer verwahrlosten Dreizimmerwohnung in Wilhelmsburg – war einer der erfolgreichsten Internet-Hacker und -Schwindler der Welt.

Und nun wurde es Zeit für ihn, sich an die Arbeit zu machen.

14.

Während sich Müller-Voigt in der Küche zu schaffen machte, um den Kaffee zuzubereiten, hob Fabel die kleine Skulptur in der Mitte des Couchtisches hoch. Es war ein modernistisches Stück: ein stilisierter Drache. Seine Schönheit war unleugbar, doch er hatte etwas an sich, das Fabel verwirrte. Die leblose Bronzeplastik schien sich zu krümmen, wenn man sie anschaute. Fabel stellte sie wieder auf den Tisch, als Müller-Voigt aus der Küche zurück ins Wohnzimmer kam.

Er trug ein Tablett mit einer Kanne und zwei Tassen, stellte es auf dem Couchtisch ab und schenkte seinem Gast und sich Kaffee ein. Fabel bemerkte, dass die Kanne und die Tassen aus sehr feinem weißem Porzellan gefertigt waren und ein elegant-zurückhaltendes, modernes Design aufwiesen. Dies fiel ihm auf, weil er genau das gleiche Service im Alsterhaus am Jungfernstieg gesehen hatte. Er hatte es kaufen wollen, dann jedoch entschieden, dass er die Ausgabe nicht rechtfertigen konnte. Seine ostfriesische Sparsamkeit hatte über sein Hamburger Savoir-faire triumphiert.

»Gefällt sie Ihnen?«, fragte Müller-Voigt und deutete auf die Plastik. »Ich habe sie für mich anfertigen lassen. Es ist eine Darstellung von Rahab, dem alten hebräischen Seedämon. Dem Urheber von Stürmen und dem Vater des Chaos.«

»Eine seltsame Wahl.« Fabel hatte die Augen immer noch auf die Bronzefigur gerichtet und erwartete fast, dass sie sich drehte und wand.

»Die Skulptur repräsentiert meinen Feind, wenn Sie so wollen«, sagte der Politiker. »Ein Ungeheuer, das wir aus der

Natur erschaffen.« Müller-Voigt reichte Fabel die gefüllte Tasse. »Wie auch immer, ich habe mich bei den Organisatoren der Konferenz erkundigt, auf der ich Meliha begegnet bin. Sie sind ihre Verzeichnisse der Delegierten und Teilnehmer durchgegangen. Das Treffen stand der Allgemeinheit nicht offen – alle Teilnehmer erhielten eine Einladung und mussten sich anmelden. Man fand nicht den geringsten Hinweis auf Meliha. Aber ich habe ihr Delegiertenabzeichen gesehen, Herr Fabel. Wir alle mussten uns dafür fotografieren lassen und wurden zusätzlich überprüft. Als Ausländerin muss sie auch ihren Pass vorgelegt haben. Übrigens war das einer der Gründe, weshalb ich Ihre Frage, ob sie illegal hier gewesen sein könnte, verneint habe. Angesichts der heutigen Sicherheitsvorschriften hätte man sie sonst niemals ins Congress Centrum gelassen. Meliha hätte wohl auf keinen Fall dort gewesen sein können, wenn man sie nicht registriert und ihre persönlichen Daten überprüft hätte.«

»Administrative Fehler kommen vor. Vielleicht sind ihre Daten versehentlich gelöscht worden«, meinte Fabel.

»Mmm ... genau wie ihre E-Mail von meinem Computer verschwunden ist.«

»Das lag an einem Computervirus, von dem wir alle wissen.«

»Aber ist es nicht ein verdammt merkwürdiger Zufall?«

»Da haben Sie wohl recht.« Wenn Fabel an etwas nicht glaubte, dann waren es Zufälle.

»Und warum sollte das Klabautermann-Virus kein bestimmtes Ziel haben? Vielleicht ist es ein Instrument zur Löschung sorgfältig ausgewählter Informationen, die durch eine Massenaktion unauffällig beseitigt werden.«

Fabel lachte. »Tut mir leid, Herr Senator, aber nun geraten wir in den Bereich von Verschwörungstheorien.«

»Meinen Sie?« Müller-Voigt schenkte Kaffee nach. Fabel fand sich damit ab, obwohl er wusste, dass er es später bedauern würde. Er konnte Koffein nicht vertragen, und eine zweite Tasse würde ihn heute Nacht wach halten. Sabine scherzte häufig, der Grund dafür sei, dass er in seiner Jugend in Ostfriesland nie etwas anderes als Tee getrunken habe. Aber Fabel hatte das Gefühl, dass der Kaffee nicht das Einzige war, was ihn heute am Schlafen hindern würde.

Draußen war es nun dunkel, und Fabel bemerkte, dass die Beleuchtung im Wohnzimmer automatisch heller wurde.

»Also, Herr Müller-Voigt«, sagte Fabel, »ich muss Ihnen diese Frage stellen: Haben Sie Meliha Geld oder Geschenke oder sonst etwas Wertvolles gegeben? Vielleicht sogar Informationen, die von Nutzen für sie sein könnten ...«

»Ich verstehe«, schnitt Müller-Voigt ihm das Wort ab. »Sie glauben, dass ich in eine Sexfalle geraten bin. Alter schützt vor Torheit nicht – wollen Sie darauf hinaus?«

Fabel schickte sich an abzuwiegeln, doch der Politiker hob die Hand.

»Ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Dieser Gedanke ist mir selbst schon durch den Kopf gegangen, aber die Antwort ist nein. Ich kann Ihnen versichern, dass nichts von materiellem, geschäftlichem oder politischem Wert zwischen uns ausgetauscht worden ist. Wir wurden ein Liebespaar. So einfach und so kompliziert war das. Und nun ist sie fort, und es fällt mir schwer, Sie davon zu überzeugen, dass sie je existiert hat. Allmählich muss ich mich sogar selbst davon überzeugen.«

»Menschen existieren entweder, oder sie existieren nicht, Herr Senator. Und wenn das Erstere der Fall ist, hinterlassen sie materielle Spuren.«

»Genau das dachte ich früher auch. Aber als mir nichts anderes mehr einfiel, habe ich mich an eine meiner Bekannten in der Behörde für Wissenschaft und Forschung gewandt. Ich

bat sie, sich mit der Universität Istanbul in Verbindung zu setzen, und nannte ihr die Jahre, in denen Meliha meiner Vermutung nach dort studiert hatte.«

»Und sie hat ebenfalls eine Niete gezogen.« Fabel stellte keine Frage, sondern konstatierte den Sachverhalt.

»Deshalb habe ich betont, dass Meliha nicht verschollen, sondern verschwunden ist. Nicht nur physisch, sondern auch, wenn ich mich nicht irre, aus allen öffentlichen Unterlagen. Es ist fast so, als hätte jemand auf einen Knopf gedrückt und ihre Existenz ausgelöscht.«

Die beiden Männer verfielen in Schweigen. Fabel musterte seine Kaffeetasse und dachte über Müller-Voigts Worte nach. Ähnliche Geschichten waren ihm nicht fremd. Manchmal machten Menschen, verstört aus Sorge über eine vermisste Person, deren Verschwinden zum Gegenstand einer Riesenverschwörung, nur um der Sache einen Sinn abzugewinnen. Aber Fabel wusste, dass dies keiner jener Fälle war. Was Müller-Voigt ihm geschildert hatte, ergab nicht den geringsten Sinn, doch Fabel glaubte ihm jedes Wort.

»Wenn all das stimmt, was Sie sagen ... Nein, lassen Sie es mich besser so ausdrücken: Wenn all das stimmt, was Sie vermuten, dann wären dazu gewaltige Mittel und eine riesige Organisation erforderlich. Sind Sie der Meinung, dass die Regierung – oder eine Regierung – dahintersteckt? Sie haben erwähnt, dass Meliha vielleicht in Dinge verwickelt war, die sie in Gefahr brachten. Was für Dinge?«

Müller-Voigt betrachtete Fabel einen Moment lang abwägend.

»Erinnern Sie sich an meine Klage darüber, dass wir früher stärker mit der Natur verbunden waren?«, fragte er. »Dass wir unsere Umwelt deuten konnten?«

Fabel nickte.

»Ich möchte, dass Sie das eine Weile im Gedächtnis behalten. Haben Sie vom Pharos-Projekt gehört?«

Fabel fiel das Plakat ein, an dem er auf der Fahrt mit Susanne zum Flughafen vorbeigekommen war: an die übertriebene Symbolik des Leuchtturms im Sturm.

»Eigentlich nicht«, erwiderte er. »Ich habe davon gehört, weiß aber kaum etwas darüber.«

»Das Pharos-Projekt ist angeblich eine Umweltschutzorganisation. Sie hat einen gigantischen Konzern, der von seinem Gründer geleitet wird, hinter sich. Die europäische Zentrale des Pharos-Projekts ist, ob Sie es glauben oder nicht, nur ein paar Kilometer von hier entfernt. An der Küste, knapp nördlich von Hörne, steht ein nicht mehr genutzter Leuchtturm. Er ist renoviert worden, und man hat daneben ein großes Gebäude errichtet, das als Europa-Pharos bezeichnet wird. Sie sollten es sich ansehen. Ein herrliches Bauwerk und natürlich ganz und gar umweltverträglich. Es ragt auf Stelzen über das Wasser. Es gibt noch ein zweites Gebäude dieser Art, an der Küste von Maine, das Amerika-Pharos genannt wird. Jedenfalls benutzt das Pharos-Projekt seinen Status einer ökologischen Forschungs- und Interessengruppe dazu, nicht als religiöse oder politische Organisation eingestuft zu werden.«

»Wollen Sie darauf hinaus, dass die Leute vertuschen wollen, dass sie eine Sekte sind?«

»Sie sind heute Fabian Menke vom BfV begegnet. Ich habe mit ihm über das Pharos-Projekt gesprochen, und er hat eingeräumt, dass es vom BfV überwacht wird. Sehr genau.«

»Und das macht Ihnen keine ... na ja ... Sorgen? Dass das BfV eine Umweltorganisation beobachtet? Schließlich sind Sie der freimütigste Umweltschützer Hamburgs.«

»Lassen Sie uns eines klarstellen: Das Pharos-Projekt hat nichts mit meinen Überzeugungen zu tun. Es ist tatsächlich

eine Sekte. Mehr noch, es ist eine gefährliche, bösartige Sekte. Sie sollten mit Menke darüber reden.«

»Und welche Verbindung hatte Meliha zu dem Projekt?«

»Sie hat sich kaum über ihre Arbeit geäußert. Trotzdem hatte ich den Eindruck, dass sie als Ermittlerin für irgendeine Vereinigung tätig war. Oder vielleicht war sie auch Enthüllungsjournalistin. Aber ich habe im Internet nach ihr gesucht, und sie scheint nie einen Beitrag in der Presse oder in anderen Medien veröffentlicht zu haben. Jedenfalls hat sie so viele Informationen wie möglich über das Pharos-Projekt gesammelt. Sie hat mich sogar einmal gefragt, was ich darüber wüsste. – Viel weniger als sie, wie sich zeigte.«

»Und *was* wissen Sie?«

»Seit Melihass Verschwinden habe ich Nachforschungen angestellt. Und ich habe ziemlich viel von Menke erfahren können. Nichts davon ist positiv. Das Pharos-Projekt erfüllt sämtliche Kriterien einer gefährlichen Sekte. Es ist äußerst diktatorisch, und seine Führer, besonders Dominik Korn, werden wie Halbgötter verehrt; alle Mitglieder müssen dem Projekt ihr gesamtes Vermögen spenden; es hat so etwas wie eine Weltuntergangsplanung; es übt eine totale Kontrolle über seine Mitglieder aus und reagiert unglaublich aggressiv auf alle Kritiker.«

»Und Sie glauben, dass sich diese Aggressivität gegen Meliha gerichtet hat?«

»Erinnern Sie sich an meine Worte, dass wir die Verbindung zu unserer Umwelt verloren haben? Nun, diese Haltung wird vom Pharos-Projekt, besonders von seinem Gründer Dominik Korn, aktiv gefördert. Er ist der Meinung, dass die Umwelt am ehesten gerettet werden kann, wenn man die Menschheit aus ihr entfernt.«

»Und wie soll das erreicht werden?«, fragte Fabel.

Müller-Voigt hob die Schultern. »Die meisten Sekten glauben an einen Moment der Offenbarung. Den Jüngsten Tag oder Ragnarok oder die Apokalypse. Das gilt auch für das Pharos-Projekt. Die Mitglieder glauben an ein Ereignis, das sie als Konsolidierung bezeichnen. Mehr weiß ich auch nicht. Aber Menke wird Ihnen wahrscheinlich mehr Details nennen können. Er war nicht bereit, all seine Kenntnisse mit mir zu teilen, aber Sie sind kein Politiker, sondern Polizist.«

»Und Sie vermuten, dass Melihas Verschwinden etwas mit der Pharos-Sekte zu tun hat?«

»Es gefällt den Sektenführern nicht, wenn jemand gegen sie ermittelt oder sie kritisiert. Meliha schien ihre Aktivitäten unter die Lupe zu nehmen.« Müller-Voigt unterbrach sich. »Ich werde der Sache auf den Grund gehen, Herr Fabel. Wenn nötig auch ohne Ihre Hilfe. Dennoch frage und bitte ich Sie, Herr Fabel: Werden Sie mir helfen?«

»Sie haben ja selbst erwähnt, dass es keine Mordindizien gibt. Und nicht einmal Indizien dafür, dass Meliha je existiert hat. Auf dieser Grundlage kann ich einfach keine offizielle Ermittlung durch die Mordkommission verantworten.«

»Sie wollen mir also nicht helfen?«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich werde mich darum kümmern. Gott weiß, dass ich mit dem Network-Killer-Fall genug um die Ohren habe. Aber ich werde sehen, was ich herausfinden kann. Jedenfalls hat es keinen Zweck, dass Sie sich mit der Wasserleiche beschäftigen. Es ist nur ein Rumpf – kein Kopf, keine Arme und Beine.«

Die Farbe wich schlagartig aus der gebräunten Haut des Politikers. Einen Moment lang dachte Fabel, der Mann werde sich übergeben.

»Hören Sie, Herr Senator, es ist unwahrscheinlich, dass es sich um Meliha handelt. Wir glauben, dass die Leiche zerstückelt wurde, um ihre Identifizierung zu verhindern. Aber nach

allem, was ich heute Abend von Ihnen erfahren habe, scheint Meliha keine offizielle Identität zu besitzen. Wenn Sie mir ein paar Tage Zeit lassen, werde ich Nachforschungen anstellen.«

»Vielen Dank, Herr Fabel. Darf ich Sie um noch etwas bitten? Ich möchte, dass die Sache unter uns bleibt ... vorläufig jedenfalls.«

»In Ordnung, Herr Senator«, sagte Fabel. Schließlich war es keine offizielle Ermittlung. Noch nicht. »Aber Sie müssen zugeben, dass Sie mir im Grunde keine Anhaltspunkte geliefert haben. Können Sie mir *irgendetwas* über Meliha mitteilen, was vielleicht von Nutzen ist?«

Müller-Voigts leises Lachen war bitter und traurig. »Nach Melihas Verschwinden wurde mir klar, wie wenig ich wirklich über sie weiß. Immer wenn ich daran dachte, mit Ihnen – oder einem Ihrer Kollegen – über den Vorfall zu sprechen, musste ich einsehen, dass ich kaum etwas über sie aussagen konnte. Aber ich kannte sie, und zwar so gut, als hätten wir unser ganzes Leben miteinander verbracht. Ich kannte ihr Wesen.« Er überlegte eine Weile. »Sie war Kemalistin. Sie wissen schon, ich rede von Mustafa Kemal Atatürk, dem Vater der modernen Türkei. Er ist immer noch eine einflussreiche Persönlichkeit für viele Türken, weil er etwas so radikal Neues schuf. Er durchdachte das Konzept der Türkei und gründete eine weltliche, progressive Republik. Dazu musste er eine ganze Nation überzeugen, die Vergangenheit hinter sich zu lassen und sich einer Zukunft zuzuwenden, die sie nie ins Auge gefasst hatte. Ich kann verstehen, warum er die Türken so sehr inspiriert. Wie gesagt, Meliha hat sich genauso leidenschaftlich dem Umweltschutz gewidmet. Ihrer Meinung nach benötigte die Welt einen ›Atatürk für die Umwelt‹. Jemanden, der fähig ist, unsere gesamte Lebensweise neu zu durchdenken. Mir und meinen Kollegen warf sie manchmal vor, wir seien ›Pop-Umweltschützer‹. Dilettanten.«

»Ich verstehe nicht, wie ...«

»»Hell has no fury like a woman scorned««, sagte Müller-Voigt auf Englisch. »Kennen Sie Ihren Shakespeare, Herr Fabel?«

»Congreve«, berichtigte Fabel. »»Der Himmel kennt keinen Zorn wie Liebe, die zu Hass wird, noch kennt die Hölle eine Wut wie die einer verschmähten Frau« – das Zitat stammt aus einem Stück von William Congreve, nicht von Shakespeare.«

Müller-Voigt grinste. »Natürlich, ich habe vergessen, dass Sie ein sehr gebildeter Polizist sind, nicht wahr, Herr Fabel? Egal, ich glaube, dass Meliha ein bisschen von dieser Wut verspürte. Nicht, dass sie in romantischer Hinsicht verschmäht worden wäre, eher in philosophischer. Sie bewunderte Dominik Korn und seine ökologischen Ansichten sehr. Zumindest als er seine ursprüngliche Perspektive für das Pharos-Projekt entwickelte. Wahrscheinlich sah sie ihn als große Hoffnung für die Zukunft des Umweltschutzes.«

»Als »Atatürk der Umwelt«?«

»Genau. Aber Korn hatte einen Unfall – einen Tauchunfall, wenn ich mich nicht irre –, nach dem er sich immer stärker zurückzog. Das Pharos-Projekt, das als wirklich innovative Umweltforschungsorganisation begonnen hatte, wurde zu einer absonderlichen Sekte, die sich auf Korn's zunehmend groteske Philosophie stützt. Das Ganze war geradezu eine fixe Idee für Meliha. Sie hielt es nicht nur für eine verlorene Gelegenheit, sondern für einen Verrat.«

»Also meinen Sie, dass sie es sich zur Mission gemacht hatte, Korn und Pharos zu entlarven?«

»Das ist durchaus möglich. Wenn Sie nach Meliha suchen wollen, dann schlage ich vor, dass Sie beim Pharos-Projekt anfangen.«

»Übrigens, das Bild in dem Digitalrahmen – können Sie mir einen Abzug davon geben?«

»Ich kann es Ihnen per E-Mail zukommen lassen. Inzwischen habe ich einen neuen Laptop und eine private E-Mail-Adresse, die nicht ins Verwaltungssystem integriert ist. Beide sind also nie dem verdammt Klabausermann-Virus ausgesetzt gewesen.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Herr Senator, hätte ich lieber einen Abzug.«

Müller-Voigt schien überrascht zu sein. »Meinetwegen ... Ich glaube, ich habe einen in meinem Büro. Ich werde Ihnen das Bild morgen früh per Kurier ins Präsidium schicken. Wenn nicht, kann ich es erneut ausdrucken, wenn mir mein alter Computer zurückgebracht wird. Man entvirifiziert – oder weiß der Teufel, wie das heißt – ihn noch, um die Daten zu retten.«

Während Fabel das Haus des Politikers hinter sich ließ, wurde er von allen möglichen quälenden Gedanken heimgesucht. Die einfachste Erklärung für das Verschwinden der Frau und die Tatsache, dass sich ihre Identität nicht feststellen ließ, schien auf der Hand zu liegen: Aus irgendeinem Grund hatte sie Müller-Voigt einen falschen Namen genannt. So war auch die Situation auf der Konferenz zu enträtseln. Wahrscheinlich besaß sie ein offizielles Delegiertenabzeichen, doch unter einem anderen Namen, und nachdem sie sich als Meliha Yazar vorgestellt hatte, verzichtete Müller-Voigt darauf, ihr Namensschild zu lesen. Vielleicht war sie wirklich Enthüllungsjournalistin oder Mitglied einer extremen Umweltschutzgruppe und hatte schlicht versucht, an einen einflussreichen Vertreter des Hamburger Senats heranzukommen.

Ja ... das war die sinnvollste Erklärung. Sie hatte einen falschen Namen benutzt. Aber während Fabel durch die Dun-

kelheit am Kanal – seine hohe Böschung war von den Knicks gekrönt, die Müller-Voigt erwähnt hatte – zurückfuhr, konnte er nicht so recht an diese Version glauben.

Vielleicht hatte jemand es tatsächlich irgendwie geschafft, sämtliche Spuren der Frau, die Meliha Yazar gewesen war, zu beseitigen.

15.

Am folgenden Morgen fühlte sich Fabel bei seiner Ankunft im Präsidium müde und gereizt. Er hatte recht gehabt, denn durch den Kaffee war er tatsächlich die halbe Nacht wach geblieben. Oder genauer gesagt: Der Kaffee, das Fehlen von Susanne im Bett neben ihm und das Bild, das ihm unaufhörlich durch den Kopf huschte – von der Frau auf Müller-Voigts Foto –, hatten ihn die halbe Nacht wachgehalten.

»Na, du siehst ja richtig beschissen aus«, lautete Werners Begrüßung, als Fabel aus dem Lift trat. »Kater?«

»Schön wär's«, erwiderte Fabel. »Schlaflose Nacht. Wie geht's mit dem Network-Killer-Fall voran? Haben wir schon Durchsuchungsbeschlüsse?«

»Anna meint, dass wir heute Nachmittag bei vier Adressen aktiv werden sollten. Sie schlägt vor, alle gleichzeitig um 15 Uhr aufzusuchen. Es wäre gut, wenn wir an jeder Adresse ein paar Schutzpolizisten hätten.«

»Dafür werde ich sorgen.«

Anna Wolff kam aus dem Büro, das sie sich mit Henk Hermann teilte, und begrüßte Fabel.

»Du siehst schrecklich aus ...«

»Das haben wir schon hinter uns«, meinte Werner. »Er behauptet, dass ihn die Last seines Intellekts gestern Nacht wachgehalten hat, aber ich würde auf eine Flasche Maltwhisky wetten.«

»Wenn du nun deinen Spaß gehabt hast ...«, meinte Fabel. »Übrigens, hast du mir gestern eine SMS geschickt?«

»Ich?« Werner zog die Brauen zusammen. »Nein ... war ich nicht.«

»Und du, Anna?«, fragte Fabel.

»Ich auch nicht, Chef. Ist es etwas Wichtiges?«

»Keine Ahnung. Nein, wahrscheinlich nicht. Darin stand nur: ›Poppenbütteler Schleuse‹.«

»Vermutlich ein Versehen«, sagte Anna. »Kennst du jemanden in Poppenbüttel?«

»Nicht, dass ich wüsste. Kann ich kurz mit euch sprechen?«

Werner und Anna folgten Fabel in dessen Büro. »Ich weiß, dass wir zurzeit unter Druck stehen, aber ich muss heute Morgen ein, zwei Dinge überprüfen«, erklärte er. »Ihr könnt mich über mein Handy erreichen, wenn ihr mich braucht. Bevor ich verschwinde, werde ich die Schutzpolizisten für die Razzien heute Nachmittag organisieren. Wenn sie um 14.30 Uhr antreten, könntest du sie dann ins Bild setzen, Anna?«

»Kein Problem. Hier sind die vier Adressen. Leider verteilen sie sich über die ganze Stadt. Übrigens, Kriminaldirektor van Heiden will mit dir reden. Er hat vor ungefähr einer Viertelstunde angerufen.«

»Okay.« Fabel schoss der Gedanke »Was denn nun schon wieder?« durch den Kopf. »Ich habe etwas, das ihr beide für mich checken könntet. Vielleicht hat es keine Beziehung zu unserer Arbeit, aber ich brauche Einzelheiten über eine Organisation namens Pharos-Projekt. Im Moment ist es erst eine vage Vermutung, aber vielleicht besteht eine Verbindung zu der Wasserleiche von gestern. Ich habe einen neuen Freund beim BfV, und ich werde auch ihn fragen, ob er mir Informationen über Pharos liefern kann. Habt ihr schon davon gehört?«

Werner, der immer noch in sein Notizbuch schrieb, schüttelte den Kopf. »Faros mit F oder mit Ph?«

»Ph, nach griechischer Art«, antwortete Fabel. »Und die Leitung hat ein gewisser Dominik Korn.«

»Ich habe davon gehört«, sagte Anna. »Ich dachte, es sei eine Umweltschutzgruppe wie Greenpeace.«

Fabel lachte. »Davon kann keine Rede sein. Ich bin Mitglied von Greenpeace, aber ich würde dem Pharos-Projekt meilenweit fernbleiben. Es hatte einen legitimen Beginn, aber nun sieht es eher nach einer manipulativen Sekte aus.«

»Ich informiere mich darüber«, sagte Anna und grinste Werner an. »Wenigstens kann ich es buchstabieren.«

»Noch etwas, das ich wissen sollte, bevor ich losfahre?«, fragte Fabel.

»Nur, dass wir einen möglichen Mord im Schanzenviertel haben. Wir warten auf die Nachricht, ob er wieder auf die Beine kommt. Der arme Kerl hat sechzigprozentige Verbrennungen.«

»Was ist passiert?«

»Eine der Autoabfackelungen ist danebengegangen.«

»Eine Abfackelung?« Fabels Stimmung verfinsterte sich, als er an sein Gespräch vom Vortag mit Menke zurückdachte. »Und jemand schwebt in Lebensgefahr?«

»Der Besitzer rannte raus, als er sein Auto brennen sah«, erläuterte Werner, »aber die Täter hatten Behälter mit Kerosin in den Wagen geworfen. Sie entzündeten sich, als der Pechvogel danebenstand. Allem Anschein nach wurde er zu einer menschlichen Fackel.«

»Toll«, sagte Fabel. »Nun kann ich mir denken, warum Kriminaldirektor van Heiden so früh angerufen hat. Am besten melde ich mich bei ihm. Wir treffen uns wieder hier um halb zwei, um die Razzien vorzubereiten.«

Nachdem Werner und Anna sein Büro verlassen hatten, griff Fabel nach dem Adressenverzeichnis und rief die Einsatzzentrale des Präsidiums an, um jeder Razzia die nötigen Mittel zuteilen zu lassen. Er erklärte, dass an jeder Adresse wenigstens zwei Angehörige der Mordkommission erscheinen würden, die von zwei Schutzpolizisten der jeweiligen Polizeidirektion unterstützt werden müssten.

Van Heiden nahm Fabels Anruf sofort entgegen. Es ging tatsächlich um die Autoverbrennung. Fabel spürte, dass sein Chef eine gewisse Genugtuung empfand, weil er davor gewarnt hatte, dass es »nur eine Frage der Zeit« sei, bis jemand getötet werde.

Natürlich wollte van Heiden in erster Linie betonen, wie wichtig es sei, die Täter rasch zu fassen, wenn das Opfer starb. Fabel konnte nie begreifen, warum sein Vorgesetzter den Drang verspürte, die Bedeutung einzelner Fälle hervorzuheben. Als ob Fabel eine Tötung nicht ernst nehmen würde, wenn das Management ihn nicht daran erinnerte. Für Fabel war jedes Tötungsdelikt, unabhängig von der Person des Opfers, gleichermaßen wichtig.

»Vielleicht steckt mehr hinter der Sache, als wir glauben, Herr Fabel«, sagte van Heiden. »Und hier ist ein weiterer Grund dafür, diesem Fall Priorität einzuräumen: Das Opfer, der Besitzer des Mercedes, ist ein Mann namens Daniel Föttinger. Er ist eine führende Figur im Bereich der Umwelttechnologie. Deshalb fungiert er als einer der Organisatoren des GlobalConcern-Hamburg-Gipfels.«

»Sie vermuten also einen politischen Hintergrund?«, fragte Fabel. »Dass man ihn bewusst aufs Korn genommen hat und dass wir es mit einem Mordversuch zu tun haben?«

»Schon möglich. Auf keinen Fall kann ich das Zusammenreffen der Umstände ignorieren. Für dessen Aufdeckung

brauchen wir Ihre speziellen Fähigkeiten. Und hoffen wir, dass es nicht mehr war als ein Mord*versuch*.«

»Es sieht nicht gut aus?«

»Den Ärzten zufolge hat er Glück, wenn er die nächsten vierundzwanzig Stunden übersteht.«

Nachdem Fabel aufgelegt hatte, forschte er im Internet nach Daniel Föttinger. Die Ergebnisse ließen sein Unbehagen wachsen. Er wünschte sich inständig, dass dies kein weiterer Mord oder Mordversuch war, denn die Kommission war durch den Network-Killer-Fall bereits stark belastet. Hinzu kamen der am Fischmarkt gefundene Rumpf und dessen mögliche Zugehörigkeit zu der Frau, die laut Müller-Voigt verschwunden war. Aber je mehr er über Föttinger Environmental Technologies und den Vorstandsvorsitzenden und Hauptaktionär Daniel Föttinger las, desto weniger konnte er glauben, dass die Wahl der Brandstifter zufällig gewesen war.

Noch etwas anderes beunruhigte Fabel: Mehrere Fotos zeigten Föttinger und Berthold Müller-Voigt in sehr kumpelhafter Weise auf verschiedenen Veranstaltungen. Andererseits war es nicht verwunderlich, dass sich die Wege des Hamburger Umweltsenators und eines führenden Vertreters der Umwelttechnologie häufig gekreuzt hatten, zumal Föttinger an der Organisation von GlobalConcern Hamburg mitwirkte.

Trotzdem wurde das drückende Gefühl, das Fabel im Magen verspürte, nicht schwächer. Es war ein übles Gefühl.

Fabel fuhr hinaus zu Melihas Adresse, die Müller-Voigt ihm gegeben hatte. Es handelte sich um einen Wohnblock aus den Sechzigern, dessen Balkons auf die Bäume und den kleinen Wandsee hinausblickten. Fabel fand die Wohnung in der dritten Etage, und ihre Fenster waren, wie Müller-Voigt berichtet hatte, mit Jalousien verschlossen. Er klopfte an die Tür der Nachbarwohnung. Eine kleine Frau zwischen vierzig und fünfzig Jahren öffnete. Ihr unnatürlich butterfarbenes Haar

ließ dunkle Wurzeln erkennen. Sie musterte Fabel misstrauisch und murmelte, dass sie an der Tür nie etwas kaufe, worauf er ihr seinen Polizeiausweis zeigte. Danach war ihre Miene nicht mehr misstrauisch-abweisend, sondern nur noch abweisend.

»Ich suche die Dame, die nebenan wohnt. Meliha Yazar. Wissen Sie, wo und wann ich sie antreffen kann?«

»Vor ein paar Tagen hat schon jemand die gleiche Frage gestellt. Das war allerdings kein Polizist. Und ich werde Ihnen das Gleiche sagen wie ihm: Die Wohnung steht seit zwei Monaten leer. Außerdem war es eine Familie – eine *deutsche* Familie –, die da gewohnt hat.«

»Wer ist der Hausbesitzer?«, fragte Fabel.

»Dieser Block gehört der Stadt Hamburg. Hier gibt's keinen privaten Hauseigentümer.«

Fabel dankte der Frau und stieg die Treppe hinunter. Auf dem Rückweg zum Auto rief er im Präsidium an und forderte Henk Hermann auf, sich an die Stadtverwaltung zu wenden und die Mietunterlagen für die Wohnung zu besorgen.

Fabel war wieder in seinen Wagen eingestiegen, als das Telefon klingelte. Das Display zeigte die Nummer der Mordkommission.

»Hallo, Henk, das ging ja schnell ...«

»Chef, hier ist Anna. Komm lieber sofort hierher zurück. Der Network-Killer scheint wieder zugeschlagen zu haben. Eine weibliche Leiche ist ins Wasser geworfen worden. Werner befindet sich schon am Tatort.«

»*Shit* ...« Fabel schaute auf seine Uhr. »Du musst die Instruktionen für die Razzien heute Nachmittag also doch selbst geben. Ich werde zu Werner an den Tatort fahren. Wo ist das Opfer entdeckt worden?«

Anna antwortete nicht sofort. Fabel hätte schwören können, dass er sie tief durchatmen hörte.

»Du wirst es nicht glauben, Chef«, antwortete sie endlich.
»Werner ist oben in Poppenbüttel. Der Network-Killer hat
sein neuestes Opfer ins Wehr der Poppenbütteler Schleuse
geworfen.«

16.

Wie man Niels befohlen hatte, war er nicht zu der besetzten Wohnung zurückgekehrt.

Nach dem Brandbombenanschlag auf den Mercedes war Harald mit dem gestohlenen Motorrad durch die Stadt gerast und hatte Niels' Rufe, er solle bremsen, ignoriert, obwohl sie dadurch die Polizei auf sich aufmerksam machen konnten. Niels wurde klar, dass Haralds Panik ihn zu einer Bürde machte.

Erst als Niels ihm die Mündung der Automatik an die Wange drückte, hatte Harald auf seine Schreie reagiert und angehalten. Danach hatte Niels ihm befohlen, langsam zum Fluss hinunterzufahren und nichts zu tun, was die Polizei veranlassen könne, sie zu stoppen. Nach dem ursprünglichen Plan hätten sie die Stadt hinter sich lassen und das Motorrad irgendwo im Wald anzünden müssen, um alle forensischen Spuren zu beseitigen. Aber Niels hatte sich überlegt, dass die Polizei bald eine Suchmeldung mit der Beschreibung von zwei Männern auf einem Motorrad herausgeben würde. Deshalb hatte er Harald gezwungen, einen ruhigeren Teil des Hafengebiets anzusteuern, wo ein steinerner Pier in die Elbe ragte.

Harald war abgestiegen, hatte sich den Helm vom Kopf gerissen und ihn so kräftig auf den Beton des Piers geschleudert, dass er in die Höhe hüpfte.

»Er ist tot!«, hatte er Niels angebrüllt. »Wirklich, der hat ausgeschissen. Dafür kriegen wir lebenslänglich, Niels. Und

wo kommt die Dreckspistole her? Wolltest du den Kerl umlegen?«

Niels hatte nicht geantwortet, sondern sich nur umgeblickt: zum Pier, zu der Kopfsteinpflasterstraße, die zu ihm führte, und zu der Stadt in der Ferne. Er war schon einmal hier gewesen und hatte genau das Gleiche getan. Damals hatte er genau das gleiche Gefühl gehabt. Niels wusste sogar, dass er schon viele Tausend Mal hier gewesen war. Aber er wusste auch, dass er noch nie hier gewesen war.

Er hatte Harald immer noch nicht geantwortet, sondern das Motorrad zum Ende des Piers und über den Rand geschoben. Dann hatte er zugesehen, wie es im dunklen Wasser versank, und anschließend seinen eigenen Helm abgesetzt, mit aller Kraft ausgeholt wie ein Diskuswerfer, und den Helm so weit wie möglich hinaus auf den Fluss geschleudert. Dies hatte er mit Haralds verschrammtem Helm wiederholt und sich dabei die Schulter verrenkt und geflucht, als sich der Schmerz tief in seine Muskeln bohrte. Die Helme würden auf dem Wasser treiben, aber er hoffte, dass man sie nicht finden würde, falls sie in die Mitte des Flusses gelangten.

»Wenn sie uns schnappen, werde ich ihnen sagen, dass ich einen Scheißdreck über die Pistole wusste. Oder darüber, dass er getötet werden sollte«, hatte Harald geschrien und nachdrücklich den Kopf geschüttelt. »Das ist nur deine Schuld, Niels. Ich habe mich den Beschützern angeschlossen, um den Planeten zu retten, nicht um Menschen zu ermorden.«

Niels hatte erneut die Stelle betrachtet, an der das Motorrad in der Elbe versunken war. Das Wasser, obwohl höchstens zwei oder drei Meter tief, war dunkel genug, um es zu verbergen. Nachdem er sich wieder zu Harald umgewandt hatte, schien es so, als habe er keines von dessen Worten gehört. Er hatte Harald gemustert und versucht herauszufinden, wer und was er war. Im selben Moment, als der Mercedesbesitzer in

Flammen aufgegangen war, hatte mit der gleichen Gewalt eine Erleuchtung von Niels' Gehirn Besitz ergriffen. Nun kannte er die Wahrheit über alle Dinge. In einem einzigen Augenblick war ihm klar geworden, dass die Umwelt, die ihm so sehr am Herzen lag, in Wirklichkeit die Projektion einer anderen, fernen Realität darstellte, und dass nicht er unter einer Behinderung litt, sondern jeder andere, der das Universum nicht so wie Niels wahrnahm. Die anderen waren im Irrtum, nicht er.

Harald hatte entgeistert ausgesehen, als Niels wieder die Pistole auf ihn gerichtet und ihn aufgefordert hatte, sich ans Ende des Piers zu stellen – genau dorthin, von wo Niels gerade das Motorrad ins Wasser gestoßen hatte. Harald war seinem Befehl gefolgt. Dies allein ist der Beweis dafür, hatte Niels gedacht, dass Harald nicht existiert oder zumindest nicht in einem realen Sinn. Er musste gewusst haben, was ihm dort am Ende des Piers zustoßen würde, doch er hatte nicht den geringsten Widerstand geleistet.

Niels hatte sich lachen hören. Da er noch nie eine Pistole benutzt hatte, war Harald, der nun auf dem Boden kauerte und weinte wie ein Kind, von den ersten drei Kugeln verfehlt worden. Niels war seufzend auf Harald zugegangen und hatte die Pistole aus weniger als einem Meter Entfernung auf dessen Kopf gerichtet. Dann hatte er vier Kugeln in Haralds Schädel gefeuert und ihm einen Stoß versetzt.

Nun sah er zu, wie Haralds gekrümmter Körper rückwärts vom Pier in die Elbe kippte. Der tote Ökoterrorist trieb davon, und von seinem Kopf zog sich eine purpurrote Fahne durch das trübe Wasser. Es war Energieverschwendung gewesen, die Helme so weit hinauszuschleudern und sich dabei die Schulter zu verrenken. Offensichtlich verlief dicht am Pier eine Strömung, die sie ohnehin elbabwärts getrieben hätte.

Das war das Problem mit dieser falschen Realität: Man konnte sich nie auf die Logik ihrer physikalischen Gesetze verlassen.

17.

Poppenbüttel liegt im Norden der Stadt, an der Grenze zwischen Hamburg und Schleswig-Holstein und gehört zum Alstertal im Bezirk Wandsbek. Dies ist eine weitere Gegend, die während der verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung bald zu Deutschland, bald zu Dänemark gehört hat. Es gehört zu den grüneren Wohngegenden Hamburgs, die von Parklandschaften durchbrochen sind.

Die Poppenbütteler Schleuse bietet der Stadt seit zweihundert Jahren zwei Dienstleistungen. Ihre Hauptfunktion hat immer darin bestanden, das Flüsschen Alster zu regulieren und für einen konstanten Wasserstand im Zentrum zu sorgen. Aber man kennt sie am besten wegen ihrer zweiten Rolle: Vor den Toren der Poppenbütteler Schleuse hat sich ein winziger Stausee gebildet – fast eine Miniaturversion der Kleinen, Außen- und Binnenalster. An Wochenenden und an Feiertagen mieten sich Besucher dort bei freundlichem Wetter ein Boot, um auf der Alster zu paddeln. Ein dichter Baumvorhang und das Grün des Hennebergparks bieten Schutz.

Während Fabel seinen Wagen parkte, dachte er, dass dies der ideale Ort war, um eine Leiche loszuwerden: durch ein Straßennetz leicht erreichbar und doch abgeschieden.

Die Schutzpolizei hatte den Fundort der Leiche bereits abgesperrt, aber Holger Brauner und sein Team waren noch nicht eingetroffen, um ein Spurensicherungszelt zu errichten. Fabel hatte sein Auto unweit des Saseler Damms neben einem Bootsverleih abgestellt. Am Ufer kam er an zwei uniformierten Beamten vorbei, die in ruhigem Tonfall mit einem blassen

Mann mittleren Alters sprachen. Der klammerte sich an eine Angelrute, als wäre sie eine Rettungsleine.

Werner Meyer wartete auf dem Treidelpfad neben dem See auf Fabel. Hinter ihm, zwanzig Meter weiter, lag, mit dem Gesicht nach unten, der nackte Körper einer jungen Frau. Ihr Kopf war zur Seite gedreht, und ihr nasses Haar zog sich in Strähnen über ihr Gesicht. Im Unterschied zu dem Rumpf, den der Sturm angeschwemmt hatte, war dies eine Frau, die man genauer betrachten musste, um festzustellen, dass sie tatsächlich tot war. Wäre das trüb-kalte Wetter nicht gewesen, hätte man sie für eine Sonnenbadende halten können.

»Ich nehme an, unser Freund mit der Angelrute hat sie gefunden?«

»Stimmt«, sagte Werner. »Wo warst du? Ich habe versucht, dich über dein Handy anzurufen, aber ich habe keine Verbindung bekommen.«

»Wirklich?« Fabel runzelte die Stirn. »Es war den ganzen Morgen an. Wer hat sie rausgefischt?«

»Zwei Schutzpolizisten vom hiesigen Revier. Der Angler hatte seinen Fund über sein Handy gemeldet. Die Kollegen vermuteten, es sei vielleicht Selbstmord, aber dann sahen sie die Spuren an ihrem Hals und an ihrer Kehle. Außerdem haben natürlich alle den Network-Killer im Kopf.«

»Gucken wir sie uns an.« Fabel griff nach den Latex-Handschuhen, die Werner ihm hinhielt, und streifte sie sich über. Dann hoben sie das Absperrband an und traten hindurch. Fabel hockte sich neben die Leiche und schob ihr die dunklen Haarsträhnen aus dem Gesicht. Die Frau war ungefähr dreißig Jahre alt und schien Wert auf Körperpflege gelegt zu haben. Er nahm ihre Hände und untersuchte zunächst die Fingernägel; dann die Finger nach Brüchen und die Handflächen, Handrücken und Gelenke nach Abschürfungen.

Nichts. Es schien keinen Hinweis auf Abwehrverletzungen zu geben. Genau wie bei den anderen.

Fabel rollte die Leiche auf den Rücken. Ganz behutsam, als fürchte er, jemandem wehzutun, der offensichtlich keinen Schmerz mehr empfinden konnte. Ihre Haut bildete einen hellen und bleichen Kontrast zu dem nassen Asphalt des Treidelpfads. Wieder schob er ihr einen feuchten Haarstrang aus dem Gesicht. Ihre Augen waren geschlossen und ihre Lippen, ein wenig blau angelaufen, leicht geöffnet. Die Frau war zu Lebzeiten hübsch gewesen. Fabel schob ihre Augenlider zurück. Das Weiße war von geplatzten Kapillaren verfärbt: petechiale Blutungen, ein unverkennbares Zeichen von Strangulierung. Er musterte ihr Gesicht und dann ihren Hals. Dort entdeckte er eine weitere petechiale Blutung, diesmal einen Rhombus aus blaugrauer Haut an ihrer Kehle, knapp oberhalb der Drosseladergrube, wo sich ihre Schlüsselbeine mit dem Brustbein trafen. Er fand geringfügige Quetschungen an ihrem Hals, wo der Mörder mit den Fingern zugepackt hatte, bevor er ihren Kehlkopf mit den Daumen eindrückte. Die Blutergüsse waren begrenzt, wohl weil der Tod sie rasch ereilt hatte.

»Er macht saubere Arbeit, das muss ich ihm zugestehen«, sagte Fabel und richtete sich auf. »Er hinterlässt uns keine Anhaltspunkte.«

»Aber es sieht so aus, als ob er nun Spielchen spielt«, erwiderte Werner. »Und darüber wird er stolpern. Am Ende drehen diese Übergeschnappten immer solche Dinger. Es ist, als wollten sie erwischt werden.«

»Wovon redest du, Werner?«

»Na ja, ich würde sagen, es ist ziemlich klar, dass er versucht, Verbindung mit uns aufzunehmen. Die SMS, meine ich – die, nach der du Anna und mich gefragt hast. Das muss er gewesen sein.«

»Aber warum jetzt? Wieso ändert er plötzlich sein Vorgehen? Er hat uns noch nie vorgewarnt. Außerdem war das Seltsame daran, dass die Nachricht von Susannes Nummer zu kommen schien.«

Fabel holte sein Handy hervor und klappte es auf. »Siehst du?« Er scrollte seine Textnachrichten durch. »Einen Moment, ich habe sie sofort ...« Er runzelte die Stirn.

»Was ist los, Jan?«, fragte Werner.

»Einfach nicht zu glauben ...«

»Ach du Scheiße ...«, Werner unterbrach Fabels Gedanken, indem er ihm mit dem Handrücken an den Arm schlug und in die Pfadrichtung nickte, aus der sie gekommen waren. Fabel drehte sich um und sah Horst van Heiden zielstrebig auf ihn zumarschieren.

»Herrje«, murmelte Fabel. »Wie hat er es bloß geschafft, noch vor dem Spurensicherungsteam hier zu sein? Er muss eine ständige Verbindung zur Einsatzzentrale haben.« Dann verdeckte er seine Irritation hinter einem gekünstelten Lächeln und nickte dem sich nähernden van Heiden zu. »Herr Kriminaldirektor, wir sehen Sie nicht oft an einem Leichenfundort.«

»Haben wir einen Namen?«, fragte van Heiden und wies mit dem Kinn auf die hingestreckte Gestalt.

»Wir haben nicht einmal Kleidungsstücke, geschweige denn eine Identität. Es wird eine Weile dauern, den Namen zu ermitteln.«

»Aber sie ist ein Opfer des Wahnsinnigen, der das Internet benutzt?«

»Das kann ich noch nicht bestätigen, aber Sie dürften mit hoher Wahrscheinlichkeit recht haben. Auch dass die Leiche in einen innerstädtischen Wasserweg geworfen wurde, passt in das Muster.«

»Und natürlich hat er Ihnen die rätselhafte Mitteilung darüber geschickt, wo die Leiche zu finden ist. Wenn Sie nur geahnt hätten, dass es sich um einen Hinweis darauf handelte, wo er die nächste Leiche hinterlassen würde. Nicht, dass ich Ihnen Vorwürfe mache ... Niemand hätte es erraten können.«

»Woher wissen Sie ...?«

»Ich habe mit Frau Wolff gesprochen.« Van Heiden betrachtete die Tote erneut und zog die Brauen zusammen.

»Ich nehme an, Sie sind nicht hierhergekommen, um mein Verhalten am Tatort zu überprüfen?«, fragte Fabel.

»Richtig«, sagte van Heiden. »Wir müssen diesen Irren schnappen, Herr Fabel. Wie ich höre, wollen Sie heute Nachmittag Razzien durchführen.«

»Dafür ist Anna zuständig. Ich werde die Dinge hier überwachen müssen. Wir können niemanden festnehmen, aber durch die Razzien sind wir in der Lage, die Computer zu beschlagnahmen und sie in Kroegers Abteilung zu bringen. Vielleicht haben wir ja Glück. Außerdem möchte ich Kroeger mein Handy geben.«

»Damit er herausfindet, wer Ihnen die SMS geschickt hat?«, wollte van Heiden wissen.

»Nicht ganz ...« Fabel seufzte. »Ich kann die Nachricht nicht mehr finden. Vielleicht habe ich sie gelöscht. Aus Versehen. Aber ich begreife nicht, wie.«

»Verstehe ...«, sagte van Heiden. Es war eine Gewohnheit von ihm, ein undurchsichtiges »Verstehe« in die Gespräche mit seinen Beamten einzuflechten. Dann musste der Betreffende erraten, was die Bemerkung zu bedeuten hatte: Verstehe ..., dass ich die falsche Person mit dieser Aufgabe betraut habe; verstehe ..., dass Sie diesmal wirklich Mist gebaut haben ...

»Und wir vermuten nur, dass die SMS eine Bedeutung hat«, meinte Fabel. »Es könnte reiner Zufall sein.«

Van Heiden bedachte Fabel mit einem Blick, den er jemandem gegönnt hätte, der das Präsidium betrat und behauptete, von Außerirdischen entführt worden zu sein.

»Na gut«, sagte Fabel. »Es wäre ein verdammt erstaunlicher Zufall. Ich werde Kroeger darauf ansetzen.«

»Ich habe heute Morgen nach Ihnen gesucht, weil ich Sie nach unserem Gespräch über die Brandstiftung im Schanzenviertel auf den neuesten Stand bringen wollte. Ich habe gerade erfahren, dass Föttinger heute Nacht gestorben ist. Nun haben wir es mit einem Tötungsdelikt zu tun, und dafür sind Sie zuständig. Aber wie gesagt, es könnte uns schwerfallen, die Sache als Mord zu behandeln, denn schließlich war Föttinger im Café, als die Brandstiftung verübt wurde. Er ist auf das Feuer zugelaufen, das ihn getötet hat.«

»Vielleicht war das ein Teil des Plans – das Auto anzuzünden, um ihn auf die Straße zu locken«, sagte Fabel. »Aber das ist wohl nicht der einzige Grund, weshalb Sie sich hierher aufgemacht haben?«

»Nein, jedenfalls nicht der ausschließliche Grund. Ich wollte Sie fragen, ob sich Berthold Müller-Voigt gestern nach der Besprechung noch über etwas Wichtiges mit Ihnen unterhalten hat.«

»Was meinen Sie? Wieso?«

Van Heiden legte eine Hand auf Fabels Ellbogen und steuerte ihn ein paar Schritte weiter den Treidelpfad hinauf, fort vom Tatort und hinaus aus Werners Hörweite.

»Jan, Sie kennen die Gerüchte über Müller-Voigts Vergangenheit. Die Vermutungen der Medien über seine mögliche Verbindung zu linksextremen Terroristen in den frühen Achtzigern.«

»Ich glaube nicht, dass er sich mit ihnen eingelassen hat«, erwiderte Fabel. Er wollte van Heiden nicht offenbaren, dass er im Rahmen der damaligen Ermittlung, durch die er mit

Müller-Voigt in Kontakt gekommen war, tief in der Vergangenheit des Politikers nachgeforscht hatte.

»Wie auch immer, ich habe Bedenken wegen einiger Informationen, die ich im Sicherheitsausschuss von Global Concern Hamburg mit ihm teilen muss. Egal, wie seine Vorgeschichte aussieht – Müller-Voigt ist ein hinterhältiger, manipulierender Drecksack. Ich weiß, dass Sie und er früher miteinander Kontakt hatten, und ich mache mir Sorgen, dass er vielleicht versucht, Einzelheiten aus Ihnen herauszuholen.«

»Einzelheiten worüber?«

»Ich weiß es nicht genau. Aber bevor Sie eintrafen, ist Müller-Voigt sehr hartnäckig gegenüber Menke aufgetreten. Er hat sich immer wieder erkundigt, welche extremen Umweltschutzgruppen das BfV beobachtet. Natürlich war Menke wegen Müller-Voigts *schillernder* Vergangenheit nicht gerade erpicht darauf, ihm mehr als nötig mitzuteilen.«

»Aber Müller-Voigt ist ein wichtiges Mitglied der Hamburger Regierung«, sagte Fabel. »Was immer er früher war oder nicht war, heute ist er jedenfalls ein gewählter und offiziell ernannter Amtsträger. Sollten wir daher nicht so eng wie möglich mit ihm zusammenarbeiten?«

»Natürlich.« Van Heiden wirkte ein wenig überrascht. »Natürlich sollten wir das. Aber Müller-Voigts Fragen waren ... ich weiß nicht ... Sie standen in keinerlei Zusammenhang zu dem Umweltkongress.«

»Ich kann Ihnen versichern, dass Müller-Voigt im Lift nichts Derartiges mir gegenüber angeschnitten hat. Ich bin auf der Etage der Mordkommission ausgestiegen, sodass wir keine Möglichkeit hatten, ausführlich miteinander zu reden.«

»In Ordnung ...« Van Heiden rieb sich geistesabwesend das Kinn. »In Ordnung ... Ich wollte nur gefragt haben. Müller-Voigt kann ein aalglatte Bursche sein.«

Fabel wusste nicht, warum er van Heiden nichts von seiner Unterredung mit Müller-Voigt erzählte. Es war nicht nur das Versprechen, das er Müller-Voigt gegeben hatte. Aus irgendeinem anderen Grund hatte er das Gefühl, die Sache wenigstens vorläufig für sich behalten zu müssen. Nachdem van Heiden verschwunden war, überwachte Fabel die Tatortbearbeitung, wie er es im Lauf der Jahre so oft getan hatte. Holger Brauner traf mit seinem Team ein, untersuchte die Leiche mit seinem wie gewohnt unpassenden Frohsinn, fixierte sämtliche Fremdkörper an der Haut des Opfers mit Spezialklebestreifen, stellte nummerierte Zeltkarten auf, machte Fotos, zog den Reißverschluss an einem schwarzen Veloursack zu, in den die Leiche der jungen Frau gelegt worden war, und ließ ihn vom Fundort wegbringen. Die Schutzpolizisten hielten die wachsende Menge von Gaffern in Schach. Thomas Glasmacher und Dirk Hechtner erschienen, nahmen die Aussage des Anglers zu Protokoll und begannen eine Tür-zu-Tür-Befragung in der nächsten Umgebung.

Es war die sorgfältig einstudierte Choreografie des Beginns einer neuen Mordermittlung, und Fabel inszenierte den Tanz in dem grauen Nieselregen. Kein Horror diesmal, keine Zerstückelung, kein Verwesungsgestank. Nur die Traurigkeit über den Verlust eines jungen Lebens.

Noch etwas, an das Fabel sich nie gewöhnt hatte.

18.

Fabel traf gerade rechtzeitig im Präsidium ein, um den Beginn von Annas Einsatzbesprechung mitzuhören. Werner und er hatten Glasmacher und Hechtner zur Abwicklung der Arbeiten am Fundort zurückgelassen.

Auch Henk Herrmann war gerade zum Besprechungszimmer unterwegs. »Hallo, Chef«, sagte er, als Fabel sich näherte. »Ich habe die Adresse beim Wohnungsamt überprüft. Dort ist keine Meliha Yazar als Mieterin verzeichnet, und die Wohnung steht erst seit einem Monat leer. Wenn die Frau existiert, hat sie sich woanders aufgehalten.«

»Sie existiert ganz bestimmt«, erwiderte Fabel. »Also fragt sich, wo sie dann gewohnt hat. Trotzdem vielen Dank, Henk.«

»Übrigens, du erinnerst dich an die Wasserleiche am Fischmarkt – den Rumpf?«

»Was ist damit?«

»Ich wusste nicht, dass Schleswig-Holstein auch ein Interesse daran hat. Was haben die mit dem Fall zu tun?«

»Henk«, sagte Fabel ungeduldig und blickte durch die geöffnete Tür des Konferenzzimmers, das sich bereits mit Beamten füllte, »ich habe nicht die geringste Ahnung, wovon du redest.«

»Jemand von der Polizei Schleswig-Holstein – Direktion Kiel, glaube ich – war in der Pathologie, um sich die Unbekannte anzusehen. Ein Kommissar ... Ein Kommissar Höner, wenn ich mich nicht irre. Er hat seinen Ausweis vorgezeigt und behauptet, es mit dir geklärt zu haben.«

Fabel starrte Henk einen Moment lang an, während er die Information verarbeitete. »Beschaff sofort eine Beschreibung von ihm oder besser noch eine Kopie von der Videoüberwachung. Ich habe niemandem erlaubt, sich die Leiche anzusehen, weder aus Schleswig-Holstein noch sonst woher.«

Als Fabel das Besprechungszimmer der Mordkommission betrat, war der Raum voll von Schutzpolizisten und Kriminalbeamten, und Anna verteilte Adressen an die verschiedenen Teams.

»Ich dachte, du könntest noch ein paar Leute gebrauchen«, sagte Fabel zu Anna. »Aber es ist dein Bier.« Er wandte sich an die übrigen Polizisten. »Der Fall weitet sich aus. Wir haben noch eine Leiche gefunden. Und die sieht wirklich so aus, als hätte der Network-Killer sie auf dem Gewissen.«

Ein allgemeines Stöhnen.

»Okay, okay ...«, rief Anna in die Menge. »Wenn wir ein weiteres Opfer haben, werden wir unter noch größerem Druck stehen, den Kerl zu finden. Vier Adressen sind von speziellem Interesse für uns. Es sind nicht diejenigen Männer, die wir uns ursprünglich vornehmen wollten ...«

»Oh?«, unterbrach Fabel.

»Hauptkommissar Kroeger hat sich wieder gemeldet«, erklärte Anna. »Sein Team beschäftigt sich immer noch mit den Computern und Handys der Opfer, und es hat Bruchstücke von Gesprächen mit vier Männern rekonstruieren können, die mit allen Kontakt hatten. Und zwar über eine einzige Website. Eigentlich ist es mehr als eine Website ...«

»Was meinst du damit?«

»Du hast bestimmt von diesen seltsamen Sites gehört, auf denen Menschen so etwas wie eine alternative Existenz führen, ein virtuelles Leben. Bewirtschafte einen Bauernhof ohne

den Geruch, bau dir ein Geschäftsimperium in einer fiktionalen Welt auf – und ähnlicher Blödsinn.«

»Ich habe davon gehört, ja«, antwortete Fabel. Er konnte nicht verstehen, warum jemand seine Zeit damit verschwendete, in einer Fiktion zu leben.

»Also, diese heißt ›Virtual Dimension‹. Sie ist teils eine Social Networking Site und teils eine in Echtzeit funktionierende Virtual Life Site. Angeblich ist sie in der Lage, *Realitäten zusammenzuführen*.«

»Was zum Teufel bedeutet das? Warum können diese Leute kein verständliches Deutsch sprechen?«

Anna zuckte die Achseln, als wolle sie andeuten, dass Fabel nicht die Überbringerin der Botschaft erschießen solle. »Laut der Website von Virtual Dimension wird diese verrückte virtuelle Welt mit der realen Welt verschmolzen. Wie genau, weiß ich nicht. Das alles klingt ziemlich bekloppt. Jedenfalls haben sich mindestens zwei der ermordeten Frauen mit einer Reihe von Männern – wenn es denn im realen Leben tatsächlich Männer sind – auf Virtual Dimension in Verbindung gesetzt, und von diesen Männern haben vier auch anderswo Chatroom-Gespräche mit einem der anderen Opfer geführt.«

»Mmm ...« Fabel nickte nachdenklich. »Das klingt vielversprechend.«

»Ach ja. ... Apropos virtuelle Realitäten. Der Feuerwehrmann, den wir bei der angeschwemmten Leiche getroffen haben, sucht nach dir.«

»Kreysig?«

»Nein, der andere, sein Stellvertreter Tramberger. Er möchte wissen, ob wir immer noch wollen, dass er die Daten in sein ComputermodeLL ›Virtuelle Elbe‹ eingibt.«

»Das kann nicht schaden. Lass dir doch von Holger Brauner das Gewicht der Leiche geben. Und die Zeit, die sie seiner

Schätzung nach im Wasser gelegen hat. Schick das rüber zu Tramberger und sieh zu, was er damit anfangen kann.«

»Das wird ihn bei Laune halten. Er ist sehr stolz auf sein Spielzeug. Komisch, er macht gar nicht den Eindruck eines Computerfreaks.«

»Wer ist denn heute keiner? Noch etwas?«

»Ja. Ich habe ein paar Erkundigungen über das Pharos-Projekt eingezogen und warte noch auf Antworten. Aber vorläufig habe ich alle Hände voll damit zu tun, diese Razzien zu organisieren. Du sagst, du hättest nichts dagegen, eine zu übernehmen?«

»Okay. Welche denn?«

Anna reichte Fabel eine Akte und einen Durchsuchungsbefehl von der Hamburger Staatsanwaltschaft. »Es ist eine Adresse draußen in Billstedt, zwischen Horn und Schiffbek. Sie gehört einem gewissen Johann Reisch.«

»Wenn er die Rechnungen bezahlt, heißt das noch nicht, dass er der Einzige ist, der den Computer benutzt.«

Anna schüttelte den Kopf. »Laut unseren Vorermittlungen ist Johann Reisch, fünfundvierzig, der einzige Bewohner der betreffenden Wohnung. Und das ...«, sie hielt Fabel den Ausdruck einer Internetseite hin, »... ist seine Online-Identität.« Fabel betrachtete das Bild. Ein junger Mann, der zwei Jahrzehnte von seinem fünfundvierzigsten Geburtstag entfernt war. Er trug eine Sonnenbrille, sein muskulöser Oberkörper war sommerlich nackt, und er lächelte unter einer ausländischen Sonne in die Kamera. Auf der Seite stand der Name Thorsten66. »Also, übernimmst du die Sache?«

»Okay.« Fabel griff nach den Unterlagen. »Du bist die Chefin.«

Schiffbek liegt östlich des Stadtzentrums. Die Adresse, die Fabel und Werner von Anna erhalten hatten, befand sich in

einer makellos gepflegten Straße aus Reihenhäusern in der Nähe des Friedhofs.

Fabel parkte am Ende der Straße und bedeutete der Streifenwagenbesatzung, hinter ihm zu halten. Es war nicht ratsam, ihre Gegenwart im Voraus anzuzeigen. Die beiden Schutzpolizisten folgten Fabel und Werner zum Haus. Fabel bemerkte, dass der winzige Vorgarten in gutem Zustand war, doch nur ein Minimum an Pflanzen enthielt, als solle er so pflegeleicht wie möglich sein.

Werner klingelte. Eine kleine Frau mit stacheligem blondem Haar öffnete die Tür. Sie trug eine Brille und ein Identitätsschild an der Kittelschürze über ihrer Kleidung, das sie als staatlich geprüfte Pflegekraft auswies. Sie schaute mit einem deutlichen Mangel an Interesse von Fabel zu Werner und dann zu den uniformierten Beamten.

»Ja bitte?«

»Polizei Hamburg«, sagte Fabel. »Wir haben einen Befehl zur Durchsuchung dieses Gebäudes und zur Vernehmung von Herrn Johann Reisch.«

»Herrn Reisch?« Sie runzelte die Stirn. »Warum um Himmels willen wollen Sie denn mit Johann sprechen?«

»Sie sind also nicht Frau Reisch?«, fragte Fabel mit einem Blick auf ihr Namensschild.

Sie lachte. »Hier gibt es keine Frau Reisch. Seit Jahren nicht. Abgehauen. Kommen Sie doch rein.«

Die Pflegerin führte sie durch einen kurzen, hellen Korridor in ein Wohnzimmer mit Fenstertüren, die sich auf eine kleine Terrasse im hinteren Teil des Hauses öffneten. Ein Mann saß an einem Tisch mit einem Laptop. Er hob langsam und steif den Kopf. Sein Gesicht ließ weder Überraschung noch Betroffenheit erkennen. Es verriet überhaupt nichts.

»Herr Reisch?«, sagte Fabel. »Ich bin Leitender Hauptkommissar Fabel von der Hamburger Mordkommission. Hier ist ein Beschlagnahmebefehl für Computer jeglicher Art.«

»Sie können seinen Computer nicht mitnehmen«, protestierte die Frau mit der Kittelschürze. »Das ist alles, was er hat.«

»Hier steht, dass ich es kann.« Fabel hielt das Dokument hoch. »Bitte mischen Sie sich nicht ein, oder Sie könnten ...« Der Satz erstarb auf Fabels Lippen. Er bemerkte, dass Reisch in einem motorisierten Rollstuhl saß und sein Kopf von einer Halskrause gestützt wurde. Der Mann erwiderte Fabels Blick mit wässrigen Augen und der gleichen Ausdruckslosigkeit wie vorher.

»Das ist alles, was er hat«, wiederholte die Pflegerin. »Seine ganze Welt.«

»Kann er sprechen?«, fragte Fabel.

»Ja, ich kann sprechen«, erwiderte Reisch. Seine Stimme war dumpf, und er schien zwischen den Worten nach Atem zu ringen. »Vorläufig jedenfalls. Das wird auch bald vorbei sein. Aber ich kann sprechen, und ich bin hier. Sie brauchen also nicht in der dritten Person von mir zu reden.«

»Entschuldigen Sie, Herr Reisch. Ist dies Ihr einziger Computer?«

»Ja. Warum müssen Sie ihn mitnehmen? Frau Rössing hat recht – ich wäre ohne ihn völlig verloren. Es muss sich um einen Fehler handeln ...«

»Kein Fehler, Herr Reisch. Sie gehören einfach zu den vielen Personen, die ...« Fabel unterbrach sich und warf Werner einen Blick zu. Dieser nickte und winkte Frau Rössing und die beiden Schutzpolizisten aus dem Zimmer. »Sie haben einen Chatroom besucht und zu zwei Frauen Verbindung gehabt, die später ermordet wurden.«

»Der Network-Killer-Fall?« Reisch keuchte weiterhin zwischen den Worten, sodass sein Tonfall keine Emotion erkennen ließ.

Fabel zeigte ihm den Ausdruck von Thorsten⁶⁶. »Ist das die ...«, er rang nach dem richtigen Wort, »... die *Persona*, die Sie im Internet benutzen?«

»Auf dieser speziellen Website und auf ein paar anderen, ja.« Er machte eine Pause und meinte dann: »Sie müssen mich für armselig halten.«

»Solche Urteile fälle ich nicht, Herr Reisch. Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, wie man sich in Ihrer Situation fühlt. Darf ich fragen, was Ihren Zustand ausgelöst hat?«

»Amyotrophe Lateralsklerose.« Wieder ein mehrfaches Keuchen. »Eine degenerative Erkrankung des motorischen Nervensystems.«

»Ist sie therapierbar?«

»Es gibt so wenige Dinge, die Ärzte einem mit Gewissheit sagen können, Herr Fabel, aber ich bin in der glücklichen Lage, einige unumstößliche Wahrheiten über meinen Zustand erfahren zu haben. Sie ist zu hundert Prozent unbehandelbar und zu hundert Prozent tödlich. Mein Nervensystem schaltet sich ab, Stück um Stück, Funktion um Funktion. Innerhalb des nächsten Jahres werde ich nicht mehr sprechen können. Sechs Monate danach werde ich nicht mehr fähig sein, ohne Hilfe meinen eigenen Speichel zu schlucken oder zu atmen. Ich werde ersticken. Und wissen Sie, was das Lustigste ist? Die herrliche Ironie von allem? Ich werde immer noch bei vollem Bewusstsein sein. Ein gesunder Verstand, gefangen in einem verrottenden Körper.«

»Das tut mir leid«, sagte Fabel.

»Müssen Sie meinen Computer wirklich mitnehmen?«, fragte Reisch noch einmal. »Sie verstehen bestimmt, dass er mir mehr bedeutet als den meisten Menschen. Ich verbringe

jeden Tag Stunden davor. Er ist mein einziges Fenster in die Welt, und ich werde es nicht mehr lange haben.«

»Wie bedienen sie ihn?«, fragte Fabel. »Ich meine, in Ihrem Zustand.«

»Ich kann meine Hände noch geringfügig bewegen. Mein Computer ist auf Spracherkennung eingestellt. Ich kann ihn durch gesprochene Befehle steuern. Irgendwann, wenn ich mich nicht mehr klar artikulieren kann, werde ich auch diese Möglichkeit verlieren.«

Fabel schaute hinunter auf den Ausdruck. Reischs Alter Ego. Sein Selbst in einer Fantasiewelt.

»Sie überlegen, warum ...«, sagte Reisch. »Warum ich vortäusche, jung und gesund zu sein? Ganz einfach: Wenn ich auf einer dieser Sites bin, im Internet, dann werde ich zu dieser Person. Ich habe das Foto gewählt, weil ich in dem Alter ein bisschen Ähnlichkeit mit ihm hatte. Er hat die unverschämte Miene, mit der ich damals herumlief.«

»Ich verstehe.«

»Nein, das stimmt nicht. Ich will Sie nicht kritisieren, aber Sie können es wirklich nicht verstehen. Nicht, wenn Sie keine Minute in diesem Körper verbracht haben.«

»Sie hatten Kontakt zu zwei der vier ermordeten Frauen. Und Sie haben sogar vorgeschlagen, sich mit einer von ihnen zu treffen. Warum haben Sie das getan? Und wie wären Sie dazu in der Lage gewesen?«

Reisch gab ein seltsames Rasseln von sich. Es verblüffte Fabel, bis er merkte, dass der Behinderte versuchte zu lachen. »Ich habe mich mit diesen Frauen getroffen. Mit Dutzenden von Frauen. Manchmal haben wir die ganze Nacht gefeiert, aber nicht hier. Nicht in der realen Welt. Wenn Sie lesen, wo wir uns verabredet haben, dann werden Sie feststellen, dass sich alle Treffpunkte innerhalb von Virtual Dimension befinden. Es war alles Teil der Fantasie. Natürlich wusste ich, dass

ich in der physischen Welt nie mit den Frauen zusammenkommen konnte, mit denen ich im Internet sprach, aber solange ich dort war, in jener Welt, hielt ich nichts für unmöglich.«

»Und Sie haben keine je hierher eingeladen? Zu einem Besuch in Ihrem Haus?«

»Nein. Jetzt beweisen Sie, dass Sie die Situation nicht verstehen. Ich existiere in zwei Universen. Sie sind getrennt und separat, und ich würde sie nie zusammenbringen.« Er unterbrach sich erneut und machte kurze, flache Atemzüge. Beim Zuhören hatte Fabel das Gefühl, dass sich seine eigene Brust zusammenschnürte.

»Wissen Sie«, fuhr Reisch fort, »dass Menschen wie ich in naher Zukunft wahrscheinlich so lange, wie sie wollen, in eine virtuelle Welt eingestöpselt werden? In eine andere Realität, in der sie ein normales Leben führen können.«

»Aber es wäre kein reales Leben«, widersprach Fabel. »Ich würde lieber in der realen Welt behindert sein, als lediglich eine Fantasie auszuleben, umgeben von Menschen, die nicht existieren.«

»Das ist es ja gerade«, sagte Reisch. »So ist es nicht. Diese Welt ist bevölkert von anderen wie uns. Alle flüchten vor dem, was sie quält, und gehen miteinander um. Reale Menschen in einer irrealen Welt. Für mich kommt das natürlich zu spät. Aber deshalb habe ich mich bei Virtual Dimension eingeloggt. Es war der beste Weg, dieser anderen Realität nahezukommen.«

»Hat noch jemand Zugang zu Ihrem Computer?«, erkundigte Fabel sich.

»Niemand.«

»Und Frau Rössing?«

»Auf keinen Fall. Er ist passwortgeschützt. Und ich glaube ohnehin nicht, dass Frau Rössing einen bedienen könnte. Sie ist sehr altmodisch.«

»Aha.« Fabel wusste eine Sekunde lang nicht, was er als Nächstes sagen oder tun sollte. »Es tut mir leid, Sie gestört zu haben, Herr Reisch. Und es dürfte nicht nötig sein, Ihren Computer mitzunehmen. Aber einer unserer technischen Experten wird vielleicht vorbeikommen und einen Blick darauf werfen. Die Opfer könnten Nachrichten hinterlassen haben, die für unsere Ermittlung relevant sind.«

»Das sehe ich ein.« Reischs Stimme war immer noch von Keuchlauten durchsetzt, immer noch bar jeder Intonation. »Ich werde mit Ihnen kooperieren, so gut ich kann. Nur meinen Computer möchte ich behalten.«

Heute Abend würde es spät werden. Fabel versuchte, Susanne zuerst in ihrem Hotel und dann über ihr Handy zu erreichen, doch er wurde zu ihrer Voicebox durchgestellt. Er ließ sie wissen, dass sie am folgenden Tag vielleicht ein Taxi vom Flughafen nehmen müsse. Dann sagte er nach einem Moment, ohne zu ahnen, warum: »Die SMS ist nicht von einem Kollegen gesendet worden. Egal, anscheinend habe ich sie versehentlich gelöscht. Dieses Telefon wird von den Experten gecheckt werden. Ich rufe dich später an, um dir meine neue Nummer zu nennen.«

Glasmacher und Hechtner waren vom Leichenfundort in Poppenbüttel zurückgekehrt, und er forderte sie auf, ihren Bericht zu schreiben. Dann wählte er die Nummer von Müller-Voigts Haus, doch der Politiker war offenbar nicht daheim, und Fabel sprach erneut zu einer Maschine.

»Hallo, Herr Senator. Leider habe ich nicht viel Zeit gehabt, mich um die Angelegenheit zu kümmern, über die wir gestern Abend gesprochen haben. Aber die Frau ist eindeutig

nicht unter der vorliegenden Adresse zu finden. Ich habe noch ein paar weitere Nachforschungen angestellt, und Sie hören von mir, sobald ich etwas Erwähnenswertes habe.«

Danach wählte Fabel die Nummer von Kroeger in der Arbeitsgruppe Cyberverbrechen und berichtete ihm von dem Rätsel der verschwundenen SMS auf seinem Handy. Kroeger erwiderte, seine Leute würden das Gerät umgehend überprüfen, wenn er es sofort hinunterschicke. Fabel ließ sich in der Technischen Abteilung ein Ersatzhandy geben und ging in die Kantine. Er beschloss, sich hinzusetzen und seinen Kaffee hier zu sich zu nehmen. Da er die halbe Nacht an seinem Schreibtisch sitzen würde, gefiel ihm der Gedanke, sich ein paar Minuten außerhalb seines Büros aufzuhalten. Seit Mittag hatte er nichts gegessen, doch er würde vorläufig darauf verzichten und sich erst auf der Rückfahrt etwas kaufen.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Fabel hob den Kopf und sah zu seiner Überraschung Menke, den BfV-Beamten, mit einem Styrobecher Kaffee vor sich stehen. Seine starren hellblauen Augen hinter der randlosen Brille waren fest auf Fabel gerichtet.

»Ja ... ja, natürlich.« Fabel runzelte die Stirn. »Ist es nicht etwas spät für Sie, Herr Menke?«

»Allerdings.« Der Mann nahm Fabel gegenüber Platz. »Ich hatte den ganzen Tag lang Konferenzen mit den Chefs der MEK-Einheiten.« Menke sprach vom Mobilen Einsatzkommando der Polizei Hamburg. »Sie wissen schon, Planung für GlobalConcern.«

»Ich beneide Sie nicht«, sagte Fabel. »Wahrscheinlich gibt es nicht wenige Spinner, die versuchen werden, bei dem Gipfel auf den Putz zu hauen, um aufzufallen.«

»Da haben Sie recht«, bestätigte Menke. »Die Weltpresse ist reichlich vertreten und bekommt alles mit. Es wird Massenproteste und wahrscheinlich weitere Gewaltakte geben wie

die Brandstiftung vor ein paar Tagen. Das war der entscheidende Punkt meiner Gespräche mit den MEK-Leitern: eine Strategie der Isolierung zu entwickeln.«

»Kesselung?«, fragte Fabel erstaunt. »Das war sechsundachtzig nicht legal und ist es heute auch nicht. Ich kann mir nicht denken, dass Herr Steinbach so etwas billigen würde.« Hugo Steinbach war der Hamburger Polizeipräsident.

Menke schwieg eine Weile und musterte Fabel mit seinen ausdruckslosen blauen Augen, während er einen Schluck Kaffee trank. Fabel dachte zurück an den Mann im Rollstuhl, den er am Nachmittag vernommen hatte. Er erwog träge, ob Menke unter der emotionalen Version von Reischs Krankheit litt.

»Natürlich rede ich nicht von Kesselung«, gab Menke schließlich zurück. »Wir leben in einer äußerst komplexen Zeit, Herr Fabel. Technologisch gesehen. Das bedeutet, wir verfügen über gewisse Vorteile, die wir früher nicht hatten. Unser Verfahren gleicht eher der Präzisionschirurgie als einer Anwendung von roher Gewalt. Wenn ich unsere Strategie als Isolierung bezeichne, meine ich, dass wir beabsichtigen, die Extremisten, die sich unter den friedlichen Demonstranten verstecken wollen, abzudrängen und fortzuschaffen. Unsere Informationen sind gut und werden dauernd besser. Wir planen nicht nur, das Feuer einzudämmen, sondern wir wollen verhindern, dass es überhaupt angezündet wird.«

»Ach so.« Fabel ließ den Kaffeesatz in seinem Becher herumwirbeln und betrachtete ihn. »Mit anderen Worten: Sie haben Leute im Innern. Unterwanderer.«

Menke brachte eine Art Lächeln zustande. »Wir verfügen über eine sehr komplexe Technologie. Aber letzten Endes ist jeder Informationsdienst immer von menschlicher Vermittlung abhängig.«

Fabel stand auf und entschuldigte sich. Er müsse zur Kommission zurückkehren, da man eine weitere Leiche gefunden habe, womit die Gesamtzahl auf vier gestiegen sei.

»Was ist mit der zerstückelten Leiche, über die Herr Müller-Voigt während unseres Treffens anscheinend so gern mit Ihnen sprechen wollte? Schließen Sie die Frau mit Sicherheit aus?«

»Nicht mit Sicherheit. Aber sie scheint mir nicht zum Muster zu passen.« Fabel wandte sich zum Gehen.

»Haben Sie den Senator heute gesehen?«, fragte Menke.

»Nein. Wieso?«

»Er wollte heute zu unserer Sitzung erscheinen. Es war genau die Art von Besprechungen, bei denen er sonst immer unbedingt dabei sein will. Er hält sich in erster Linie für den Hüter der Meinungsfreiheit, und, um offen zu sein, ich glaube nicht, dass er uns viel Vertrauen schenkt. Es überrascht mich sehr, dass er die Besprechungen ausgelassen hat. Wir haben eine E-Mail von ihm, in der er abgesagt hat.«

»Oh, ich verstehe.« Fabel entschied sich, nicht zu erwähnen, dass er sich am Vorabend mit Müller-Voigt getroffen und dass er am heutigen Nachmittag erfolglos versucht hatte, ihn anzurufen. »Na dann. Bestimmt sehen wir uns bald wieder, Herr Menke.«

Menke blieb sitzen und verzog die Lippen zu der Andeutung eines Lächelns. »Bestimmt, Herr Fabel.«

Fabel hatte sich bereits umgedreht, als Menke fortfuhr: »Übrigens ... Wie ich höre, holt Kommissarin Wolff Auskünfte über das Pharos-Projekt ein ...«

»Richtig.«

»Darf ich fragen, warum?«

»Weil ich sie damit beauftragt habe ...«

»Darf ich fragen, warum Sie das getan haben? Hat es mit den Morden zu tun?«

Fabel seufzte. Er hatte verhindern wollen, dass der BfV-Mann von seinem Interesse an Pharos erfuhr, bevor er nicht mehr über Müller-Voigts geheimnisvolle Meliha Yazar herausgefunden hatte. Aber da Menke nun Bescheid wusste, gab es keinen besseren Gewährsmann, den Fabel hätte befragen können.

»Ich beschäftige mich mit allerlei Dingen. Das mit dem Pharos-Projekt hat sich einfach so ergeben. Ich möchte die Sache unter die Lupe nehmen.«

»Hätten Sie nicht zu mir kommen können?«

»Das war auch meine Absicht. Ich vermute, dass das BfV angesichts der Eigenarten des Pharos-Projekts – schließlich wird allgemein die Auffassung vertreten, dass es sich um eine Sekte handelt – Interesse an Pharos hat und eine Akte über die Organisation führt.«

»O ja, wir sind an Pharos interessiert ...« Menke lachte spöttisch. »Aber wir haben keine Akte über das Projekt, sondern setzen rund um die Uhr ein Fünf-Mann-Team ein ...«

Fabel zog den Stuhl zurück und ließ sich erneut auf ihm nieder.

19.

Roman Kraxner hatte zwei Stunden bei Virtual Dimension verbracht. Mehr als zwei Stunden.

Er ärgerte sich über seinen Mangel an Disziplin. Aber irgendetwas stimmte nicht. Er hatte Veronika534 seit Tagen nicht mehr gesehen; dabei hatten sie sich an den Mondtümpeeln am anderen Ende der Lagunen von New Venice treffen wollen und dafür einen genauen Zeitpunkt verabredet. Zwar passierte es häufig, dass Menschen plötzlich ins reale Leben zurückgesogen wurden und manchmal nie wieder in Virtual Dimension auftauchten, aber Veronika534 schien ihm nicht der Typ zu sein, der sich einfach so davonmachte. Allerdings war sie häufig mit Thorsten66 zusammen gewesen, und vielleicht hatten sie sich nun auch in der realen Welt liiert.

Roman wurde von der Befürchtung geplagt, dass die anderen, mit denen er sich in Virtual Dimension austauschte, seine Fassade durchschauen könnten: dass er etwas tat oder sagte, was einen Blick in seine Realität bot. Er war ein arroganter Mann, höchst überzeugt von seinen intellektuellen Fähigkeiten und voller Verachtung für die gesamte, ihm unterlegene Menschheit. Aber das galt für seinen Geist, den Teil von ihm, der ihn mit der Technologie verband. Was seine übrige Existenz und seine Erscheinung betraf, so wusste er, dass alle anderen ihn für einen fetten Verlierer hielten. Einen dickleibigen Computer-Geek, der schwitzte und stank und schnaubte und ächzte.

Und genau das wollte er vor den anderen in Virtual Dimension verbergen. Für Roman würde es in der realen Welt nie eine Beziehung zu ihnen geben.

Einmal – ein einziges Mal – hatte er ein Mädchen kennengelernt. In der realen Welt. Das einzige Mädchen, dem er je nahegekommen war. Elena war witzig und sehr klug gewesen. Natürlich nicht so klug wie Roman, doch sehr, sehr intelligent. Sie waren sich begegnet, als sie ihren Laptop zur Reparatur gebracht hatte. Während Roman daran arbeitete, stöberte er in jedem Winkel ihres Lebens herum, betrachtete alle persönlichen Informationen, Fotos und Online-Käufe. Dadurch offenbarte sich ihm eine Person, die fast so einsam war wie er.

Irgendwie, sogar ohne jede technologische Hilfe, hatte Roman den Mut gefunden, sie um eine Verabredung zu bitten. Sie hatten etwas Gemeinsames entdeckt und sich mehrere Wochen lang getroffen. Aber die grausame Ironie war, dass sie Roman körperlich abgestoßen hatte. Denn auch sie war dick gewesen. Und wenn Roman etwas an einer Frau unattraktiv fand, dann Übergewicht.

Er hatte es verdrängt. Sie klammerten sich aus Freundschaft aneinander, und da beide nicht an Sex interessiert zu sein schienen, war es Roman leichtgefallen, seinen Abscheu vor ihrer Fettleibigkeit zu unterdrücken. Jedenfalls bis zu dem Abend, an dem sie gemeinsam ins Kino gegangen waren. Gewöhnlich trafen sie sich in dem amerikanischen Schnellimbiss, der von ihren Wohnungen ungefähr gleich weit entfernt war, doch an jenem Abend hatten sie vereinbart, sich einen Film anzusehen. Eine Gruppe Jugendlicher war ihnen in ein paar Meter Abstand gefolgt, hatte gebrüllt vor Lachen und sie gnadenlos und unaufhörlich verspottet. Die Jungen hatten unanständige Witze und ekelhafte Bemerkungen über ihren Umfang gemacht, und als sie der Quälerei endlich überdrüssig wurden, war der Schaden angerichtet. Nach dem Film hatten

Roman und Elena sich voneinander verabschiedet und gewusst, dass sie einander nie wiedersehen würden. Es war an dem Blick abzulesen, den diesmal keiner der beiden unterdrücken konnte. Einem Blick des gegenseitigen Abscheus.

Danach hatte sich Roman immer mehr von der realen Welt gelöst. Damals hatte er auch die Arbeit in dem Computerladen aufgegeben. Er hatte die Kunden wegen ihrer Unwissenheit und Dummheit verachtet, und sein Benehmen ihnen gegenüber war so feindselig geworden, dass es zu Beschwerden gekommen war. Ohnehin verdiente er abends illegal fünfmal so viel wie in dem Geschäft. Durch seine Kündigung konnte er seinen betrügerischen Aktivitäten noch mehr Zeit widmen. Außerdem brauchte er so seine Wohnung nicht mehr jeden Morgen zu verlassen.

Roman betrachtete seine Profilseite in Virtual Dimension. Die Fiktion innerhalb der Fiktion. Er hatte sich einen englischen Namen, Rick 334, zugelegt, eine völlig falsche Biografie ersonnen und die Fotos eines anderen irgendwo aus dem Internet heruntergeladen. Eines schlanken, gut aussehenden, blonden Mannes. Dann hatte er die Fiktion erweitert, indem er seinen Virtual-Dimension-Avatar an dem gestohlenen Gesicht und Körper orientierte. Die Vorschriften besagten, dass man anderen erst dann einen Einblick in sein »reales« Profil gestattete, wenn seit einiger Zeit eine Bekanntschaft in der virtuellen Welt von New Venice bestand, der unmöglich schönen Stadt im Mittelpunkt des Fantasie-Universums, das sich Virtual Dimension nannte. Er hatte Veronika534 sein Profil sehen lassen, und sie hatte ihm Zugang zu ihrem gewährt. Da beide in Hamburg wohnten, war die Möglichkeit einer Begegnung im realen Leben nahe gerückt. Gefährlich nahe nach Romans Meinung.

Es war kein allzu großer Zufall, dass sie dieselbe Heimatstadt hatten: Virtual Dimension zog Menschen aus der ganzen

Welt an, doch Roman hatte erraten, dass das Programm, um seinem Versprechen der »Zusammenführung« von virtueller und physischer Realität gerecht zu werden, die geografische Herkunft von IP-Adressen analysierte und Kunden, deren Wohnorte in der realen Welt nicht weit voneinander entfernt lagen, zusammenbrachte.

Natürlich hätte Roman dies umgehen können. Er hatte ein Dutzend Möglichkeiten, sich mit einer regional nicht spezifischen IP-Adresse einzuloggen, und seine illegalen Server gestatteten es ihm, sich hinter den registrierten Daten anderer Personen zu verstecken, aber wann immer er Virtual Dimension besuchte, griff er auf dieselbe nichtdynamische und geografisch exakte IP-Adresse zurück. Unglaublicherweise war sie legal und mit seiner Wohnungsadresse in der realen Welt verbunden. Er benutzte sie ausschließlich für Virtual Dimension, wodurch er eine rechtlich korrekte Verbindung mit dem Internet nachweisen konnte, die keinerlei Zusammenhang mit seiner betrügerischen Tätigkeit aufwies.

Roman stieß sich mit den Fersen vom Fußboden ab, und seine massige Gestalt glitt in dem speziell angefertigten Stuhl schwerelos dahin und verharrte vor einem anderen Bildschirm. Er loggte sich über eine Telekomfirma in Buenos Aires in sein Internet-Account ein und gelangte zu einem gesicherten Bankkonto in Hongkong, über das er Euros von einem Konto in London abbuchte, die er anschließend in New York gegen Dollars eintauschte. Einige kleine Probleme tauchten auf, doch alle konnte er innerhalb von fünfzehn Minuten lösen, und dann war er um fünftausend Dollar reicher. Das Konto, das er bestohlen hatte, wies einen Stand von mehr als sechseinhalb Millionen auf, und er hätte es genauso gut leeren können, statt sich mit bescheidenen 5000 Dollar zu begnügen, aber Roman ging ganz bewusst nicht so vor. Die Kontenprüfer würden feststellen, dass das Konto, wenn die Transaktion

betrügerisch gewesen wäre, vermutlich leergeräumt worden wäre, weshalb es unlogisch war, einen Betrug zu vermuten. Also würden sie weiter nach dem Verbleib der fehlenden 5000 Dollar forschen, und am Ende einsehen, dass die Kosten einer Ermittlung höher ausfallen würden als der verlorene Betrag. Daraufhin würden sie die Sache fallen lassen, die Sicherheitseinstellungen ändern und die Überwachung verschärfen. Und er würde dieses Konto nie wieder plündern.

Roman eignete sich relativ geringe Beträge an, doch häufig und von mehreren Konten gleichzeitig. Es waren separate Unterschlagungen, die nur zu ihm zurückverfolgt werden konnten, wenn ein Ermittler Einblick in sämtliche Konten erhielt, über die er seine Transaktionen laufen ließ. Und da er bei seinen Überweisungen mehrfach Staatsgrenzen überschritt, waren es oft mehrere Behörden, jede mit eingeschränkter Zuständigkeit, die für die jeweiligen Nachforschungen zuständig waren.

Gelegentlich hatte er ein ungutes Gefühl, weil ihn plötzlich die Sorge ergriff, dass seine Plündereien als Teil einer umfassenderen Operation betrachtet werden konnten. Dann stahl er manchmal doch noch eine zweite Summe von demselben Konto – einen etwas höheren Betrag, um anzudeuten, dass der Dieb selbstbewusster wurde –, hackte sich in die Personal-
daten der Bank oder des Konzerns ein und deponierte das gestohlene Geld auf dem Konto eines unglückseligen Buchhalters. Dabei verschwendete er nie einen Gedanken auf das persönliche Leid und die Ungerechtigkeit, die seine Aktionen erzeugten. Für ihn handelte es sich nicht um reale Personen, sondern um Informationsfetzen; Daten, die wie Plankton in einem Cyber-Ozean schwammen. Keine realen Menschen in der realen Welt.

Er folgte einem Thread und fand sich unabsichtlich in der Zentrale eines Unternehmens für Umwelttechnologie in San

Francisco wieder. So rasch wie möglich zog er sich zurück und verwischte dabei seine Spuren. Roman ließ Firmen in den Vereinigten Staaten und in Russland grundsätzlich zufrieden. Nicht, dass er eine besondere Vorliebe für diese Nationen gehabt hätte. Es lag einfach daran, dass das amerikanische FBI notorisch raffiniert – und hartnäckig – bei der Aufspürung von Hackern und Betrügern war. Wenn jemand dann auch noch zufällig eine Firma behelligte, die den gewaltigen militärisch-industriellen Komplex der USA belieferte, verfolgte das FBI den Schuldigen überall auf der Welt.

Und die Russen ... also, bei den Russen wusste man nie genau, wen man wirklich bestahl, und außerdem hatten sie die besten Hacker des gesamten Globus. Amerikaner und Russen besaßen die fähigsten Cybercops und Cyberganger des Planeten. Es war daher ratsam, sich von beiden fernzuhalten.

Er wechselte sein Ziel, und nach weiteren fünfzehn Minuten hatte er sich wiederum um sechstausend bereichert; diesmal waren es Euros aus dem Pensionsfonds einer britischen Fluggesellschaft.

Roman bewegte sein Kapital immer hin und her, manchmal monatelang; er schichtete es um, führte es mit anderen Geldern zusammen und verteilte es erneut um, bevor er es schließlich in kleinen Beträgen auf die verschiedenen deutschen Bankkonten überwies, zu denen er einen direkten Zugang hatte. Er plante, sich einen neuen Computer zu bauen, der schneller als all seine anderen Geräte war, wahrscheinlich schneller und leistungsfähiger als alles, was die Cybercops besaßen. Deshalb musste er einen ausreichenden Betrag auf sein Kreditkartenkonto überweisen, um zwei SATA Interface Hyper Drive Fives kaufen zu können. Es war eine viel größere Summe, als er gewöhnlich transferierte, aber er benötigte die Laufwerke.

Nun schaltete er seine Geräte ab, was er nicht immer tat. Denn bei einem Neustart riskierte er vermehrte Systemprobleme, und außerdem wurde er an einer sofortigen Reaktion gehindert, falls Vertreter der Strafverfolgungsbehörden an seine Tür klopfen. Aber hin und wieder wollte er die Hardware abkühlen lassen. Und er hatte den Elektromagneten immer einsatzbereit.

Roman ging halb schlurfend, halb watschelnd in die Küche, nahm eine Familienpackung Snacks mit ins Wohnzimmer und ließ sich in der Vertiefung nieder, die sein Körper auf dem Sofa hinterlassen hatte. Er stellte das Fernsehgerät an und sah eine Sendung, in der eine Frau, die in ihren Beruf zurückkehren wollte, ihrem Mann von einer alten Frau aus Bayern beibringen ließ, wie ihre Wohnung mit umweltfreundlichen, traditionellen Mitteln gesäubert werden konnte – mit Zitronensaft, Essig und ähnlichen Dingen.

»Warum?«, schnaubte Roman verächtlich in Richtung des Fernsehers, bevor er den Ton abstellte und nach dem Handy auf dem Couchtisch griff. Er betrachtete es. Ein gutes Gerät. Ein Nokia 5800. Internetfähig, mit integriertem Satnav.

Roman wusste nicht, warum er es gestohlen hatte. Er hatte im Café Mittag gegessen, als sie hereinkam und sich an den Nachbartisch setzte. Er hatte versucht, sie nicht anzustarren, aber er konnte nicht übersehen, wie schön sie war: dunkle Haare, große blaue Augen. Hochgewachsen, schlank, elegant. Eine Frau, die jemandem wie Roman nie einen zweiten Blick gönnen würde, es sei denn, es wäre ein Blick des Abscheus. Andererseits war sie genau der Typ, den er begehrte; der einzige Frauentyp, den er begehrte. Das Gegenteil von Elena.

Aber es war nicht ihre Schönheit, an die er sich in erster Linie erinnerte. Etwas an der Frau im Café – an der Art, wie sie ihre Augen bewegte und wie sie dasaß – hatte ihn beunruhigt. Er hätte wetten können, dass sie sich fürchtete. Immer

wieder hatte sie zur Tür hinübergeschaut, als rechnete sie damit, dass jemand ihr folgte. Und dann die Art, wie sie das Telefon auf den Tisch legte, es mit ihrer Serviette verdeckte und hinausging. Deshalb hatte er das Handy an sich genommen; nicht, weil sie es vergessen hatte und er es ihr dann zurückgeben konnte, sondern weil alles an ihrem Verhalten vorgetäuscht war. Offensichtlich wollte sie nicht, dass er ihr das Telefon zurückgab. Sie hatte es nicht vergessen, sondern es an einem Ort deponiert, wo es höchstwahrscheinlich gestohlen werden würde.

Das war faszinierend. Sie war faszinierend. Für eine Weile, nachdem die Frau das Café verlassen hatte, wurde Roman Kraxner, der fettleibige, kahl werdende Computer-Geek und Betrüger, zu seiner Online-Persona Rick334, Privatdetektiv aus New Venice. Er hatte seine Rechnung beglichen und sich an ihrem Tisch vorbeigequetscht. Dann hatte er so getan, als hätte er seinen PDA auf die Tischplatte fallen lassen, und als er ihn aufhob, steckte er das Nokia-Handy gleich mit ein.

Es war ein völlig unnötiges Täuschungsmanöver gewesen. Niemand hatte in seine Richtung geschaut. Das war einer der Vorteile für die Dicken oder Hässlichen: Nicht genug damit, dass die Leute einen nicht bemerkten, sie gaben sich sogar alle Mühe, es nicht zu tun.

Romans Neugier war noch stärker angefacht worden, als er zu Hause die Dateien auf dem Handy durch scrollte. Das Adressenverzeichnis war leer, und er hatte den Eindruck, dass die Daten gelöscht worden waren, bevor sie das Handy hatte liegen lassen. Auch alle früheren Zieladressen auf dem Satnav waren entfernt worden. Genau wie die Textnachrichten.

Eines jedoch war unverändert geblieben: der Klingelton. Und er war auf alles Mögliche eingestellt: eingehende Anrufe, SMS, Warnungen. *Message in a Bottle* von The Police. Nun wusste Roman, dass ihn seine Intuition hinsichtlich der Frau

im Café nicht getrogen hatte. Sie hatte das Telefon tatsächlich ganz bewusst für ihn liegen lassen. Wie eine Schiffbrüchige, die eine Flasche ins Meer wirft, hatte sie etwas in dem Telefon untergebracht. Eine Botschaft. Roman brauchte sie nur zu finden.

Nicht, dass es ein Problem für ihn gewesen wäre: Das Großartige an Handys ist, dass sie eine konvergente Technologie enthalten, denn sie können als Kamera, Organizer, Webbrowser und MP3-Player dienen. Im Unterschied zu früheren Modellen hatte diese Handygeneration mehr mit einem Computer als mit einem Telefon gemeinsam, und Roman besaß die Software zur Wiederherstellung der gelöschten Daten.

Und dann waren die Dinge sehr interessant geworden.

20.

Anna Wolff stand am Fenster von Fabels Büro, lehnte sich an die Wand und schaute über die dunklen Bäume im Winterhuder Stadtpark hinweg. Das Licht verblasste, doch der Himmel war nun wolkenlos und erinnerte an ein dunkelblaues Seidentuch.

»Das war aber eine lange Kaffeepause ...«, sagte sie und drehte sich um, als Fabel das Büro betrat.

»Wie bitte? Bist du unsere neue Refafrau?« Er setzte sich an seinen Schreibtisch. »Ich habe gerade ein sehr interessantes Gespräch mit Fabian Menke vom BfV geführt. Über das Pharos-Projekt.«

»Genau darüber wollte ich mit dir reden. Und über das, was die Technische Abteilung aus den Computern herausgeholt hat, die wir heute Nachmittag beschlagnahmt haben.« Anna klopfte auf eine Akte auf Fabels Tisch. »Vorläufige Ergebnisse. In diesem Moment graben sich Geeks immer tiefer ins Silizium ein.« Sie imitierte ein kleines Kriechtier und rümpfte die Nase.

»Irgendwas Aussichtsreiches?«

»Absolut nichts.« Sie seufzte. »Diese Burschen sind anscheinend sauber. Seltsam, aber sauber. Allerdings fehlt uns ein Computer.«

»Ich konnte ihm das Gerät nicht wegnehmen, Anna. Wenn du dabei gewesen wärest ...« Er verzog das Gesicht. »Oder nein, wenn du dabei gewesen wärest, hättest du den Computer mitgenommen. Wahrscheinlich auch seinen Rollstuhl.«

»Wir müssen ihn wirklich überprüfen. Selbst wenn er physisch nicht als Verdächtiger in Frage kommt, könnte seine Interaktion mit den Opfern uns etwas verraten.«

»Darüber bin ich mir im Klaren, Anna. Ich habe veranlasst, dass einer von Kroegers Leuten bei Reisch vorbeifährt und sich den Computer ansieht.« Fabel hob den Ordner auf und blätterte den abgehefteten Bericht durch. »Wir werden wohl weiterackern müssen; uns die nächste Gruppe von IP-Adressen ansehen.«

»Das kann ewig dauern«, sagte sie.

»Sonst haben wir keine Anhaltspunkte.« Er nickte in Richtung des Stuhles ihm gegenüber. »Setz dich, Anna.«

»Schon in Ordnung«, antwortete sie geistesabwesend. »Ich stehe lieber. Habe den ganzen Tag gesessen, und mein Bein wird ein bisschen steif.«

Für einen Sekundenbruchteil rang Fabel nach Worten, was Anna nicht entging.

»Jan, es geht mir gut. Ich wünschte, wir würden das Thema endlich abhaken. Es war nicht deine Schuld.«

Er musterte den vor ihm liegenden Bericht – eher, um den Blickkontakt mit Anna zu vermeiden, als um den Inhalt zu lesen.

»Doch, es war meine Schuld«, widersprach er. »Ich hatte das Kommando – genau wie in der Nacht, als Paul getötet wurde.«

»Wir haben einen gefährlichen Beruf, Jan. Das wusste ich und Paul auch. Man kann nicht jede denkbare Möglichkeit einplanen.«

»Ich träume dauernd von ihm«, sagte Fabel mit leiser, ruhiger Stimme. »Fast jede Woche oder jede zweite. Immer den gleichen Traum. Wir sind im Arbeitszimmer meines Vaters, im Haus meiner Eltern in Norddeich, und Paul sitzt da und spricht mit mir. Nicht über etwas Wichtiges oder Bedeutsa-

mes. Er sitzt einfach da und plaudert. Aber ich weiß, dass er tot ist. Er hat die Wunde am Kopf, und manchmal erklärt er, dass es ihm schwerfällt, sich eine Meinung zu bilden, weil er tot ist.«

»Ich dachte, die Träumerei hätte aufgehört.« Anna runzelte die Stirn.

»Das behaupte ich Susanne gegenüber. Der offizielle Kurs. Es ist anstrengend, mit einer Psychologin zusammenzuleben. Ich weiß nicht, ob sie mir glaubt, aber ich weiß, dass Paul, wenn ich anders gehandelt hätte, noch am Leben wäre, Maria Klee nicht in einer Nervenheilanstalt säße und du nicht angeschossen worden wärest.« Er stöhnte. »Entschuldige, können wir damit aufhören?«

»Du bist der Chef«, erwiderte Anna lächelnd. »Zum Pharos-Projekt. – Zeigst du mir dein Material, wenn ich dir meins zeige?«

»Ich bin ganz Ohr.« Fabel lehnte sich in seinem Sessel zurück.

»Ich weiß nicht, warum ich die Sache für dich untersuchen sollte, aber ich habe einige sehr verdächtige Dinge über Pharos gehört. Ich werde dich nicht fragen, wie du es erfahren hast, doch es gibt eine Verbindung zu den Morden.«

Fabel wirkte verblüfft.

»Du hast mich doch beauftragt, weil eine Verbindung besteht?«, fragte Anna.

»Nein ... Nein, ganz und gar nicht. Wie gesagt, es geht um etwas anderes.«

»Dann ist das ein erstaunlicher Zufall«, sagte Anna.

»Man muss ein bisschen nachgraben, aber Dominik Korn, der das Pharos-Projekt leitet, ist auch Chef des Konsortiums, dem Virtual Dimension gehört und von dem es betrieben wird. Ich meine das Reality-Spiel, in das sich alle Opfer eingeloggt hatten. Aber warum warst du an Pharos interessiert?«

»Eine bloße Vermutung ... Ich dachte, es könnte eine Verbindung zu der anderen Toten geben. Der Wasserleiche.« Fabel seufzte. »Eine Frau scheint verschollen zu sein, Meliha Yazar. Vielleicht besteht hier eine Verbindung zum Pharos-Projekt. Sie könnte Nachforschungen darüber angestellt haben.«

»Worauf hast du dich bloß eingelassen, Jan?« Anna stützte sich auf Fabels Schreibtisch. Ihre Miene ließ aufrichtige Besorgnis erkennen.

»Auf etwas, das ich mir lieber hätte ersparen sollen«, sagte er ernst. »Berthold Müller-Voigt hat mich dazu überredet. Das bleibt unter uns, Anna ...«

Sie nickte.

»Müller-Voigt hatte etwas mit dieser Frau.«

»Und mit der halben weiblichen Bevölkerung von Hamburg, wie ich höre«, sagte Anna.

»Dies ist etwas anderes. Müller-Voigt ist vernarrt in sie. Und ihr Verschwinden beunruhigt ihn sehr.« Fabel fasste die Gespräche zwischen ihm und dem Umweltsenator kurz zusammen.

»Weißt du«, meinte Anna, »ich setze mich vielleicht doch lieber hin. Du kannst dir nicht vorstellen, was ich über Pharos herausgefunden habe. Wenn Müller-Voigts neueste Geliebte wirklich Nachforschungen über das Projekt angestellt hat, könnte sie sich übernommen haben. Wie gesagt, Pharos ist das geistige Produkt von Dominik Korn. Hast du schon von ihm gehört?«

»Nicht, bevor Müller-Voigt ihn erwähnt hat.«

»Das überrascht mich nicht. Dominik Korn ist einer der reichsten Männer der Welt – milliardenschwer, genau wie sein Stellvertreter Peter Wiegand –, aber kaum jemand ist so öffentlichkeitsscheu wie er. Seit Jahren hat niemand außer Wiegand und seinem Zirkel enger Berater Kontakt zu ihm. Ab

und zu nimmt er an Videokonferenzen mit anderen wichtigen Leuten in seinem Geschäftsimperium teil. Er wohnt auf einer riesigen Jacht. Und ›riesig‹ ist kaum das richtige Wort. Sie könnte dem durchschnittlichen russischen Oligarchen Minderwertigkeitskomplexe einflößen.«

»Warum lebt er so zurückgezogen?«

»Offenbar hatte er einen Tauchunfall, der durch eine schwere Dekompressionskrankheit und andere Komplikationen einen furchtbaren Schlaganfall bei ihm ausgelöst hat. Es ist ein Wunder, dass er noch am Leben ist, aber er ist in einem ähnlichen Zustand wie der Mann, den du heute vernommen hast. Seitdem muss er rund um die Uhr auf seiner Jacht versorgt werden.«

»Und er ist auch das Oberhaupt dieser Sekte?«

»Guru Nummer eins anscheinend. Er hört sich nach einem Spinner an, aber er soll genauso viel Grips wie Bargeld haben. Sein IQ gilt als gigantisch.« Anna schaute in ihr Notizbuch. »Er hat Ozeanografie, Hydrologie und Umweltwissenschaften in den Vereinigten Staaten studiert – übrigens besitzt er die deutsche und amerikanische Staatsbürgerschaft –, dann eine Doktorarbeit in Hydrologie geschrieben und wurde danach Hydrometeorologe.« Sie warf einen weiteren Blick auf ihre Notizen. »Er hat die Interaktion zwischen großen Gewässern und dem Klima untersucht. Und er wurde weltweit führender Experte für Ökohydrologie. Damit beschäftigte er sich, als er den Unfall erlitt. Er hatte ein einzigartiges Tauchboot für seine Forschungen entwickelt und war auf der Jungfernfahrt, als alles danebging.«

»Sein Unfall?«

»Es war wohl auch seine Offenbarung.«

»Richtig ...«, sagte Fabel. »Müller-Voigt hat irgendeine Erleuchtung auf dem Meeresboden erwähnt.«

»Bis zu seinem Unfall war das Pharos-Projekt eine ozeanographische Forschungsstudie. Korn hatte Millionen hineingesteckt mit dem Ziel, die ökologische Auswirkung verschiedener menschlicher Aktivitäten auf die tiefsten Ozeanschichten zu erkunden. Dann, nach dem Unfall und nach den Schäden, die Korn erlitten hatte, änderte er den Charakter des Projekts. Als Erstes wurde es zu einer Lobbygruppe, die gegen die Ölsuche in tieferen Gewässern kämpfte. Nach der BP-Katastrophe im Golf von Mexiko gewann sie sehr stark an Glaubwürdigkeit. Dann gestattete Korn Pharos-Angehörigen, an Protesten und direkten Aktionen teilzunehmen. Und etwa neun Monate nach dem Unfall fing Korn an, von seiner Epiphanie und deren Bedeutung zu reden.«

»Und die wäre?«

»Sein ganzes Erwachsenenleben hindurch hatte Dominik Korn als Jünger der Tiefenökologie agiert, also offenbar die Auffassung vertreten, dass sich die Menschen nicht als losgelöst vom Ökosystem sehen dürfen, sondern vielmehr darauf hinarbeiten müssen, die Umwelt einführend zu gestalten und die Artenvielfalt zu erhalten – all solche Dinge. Aber nach seinem Unfall wies er das Konzept der Tiefenökologie völlig zurück und verbreitete seine Theorien der Loslösung. Er behauptete, durch seine Erfahrung in fünftausend Meter Tiefe sei ihm eine universelle Wahrheit offenbart worden.«

»Das ist immer so«, sagte Fabel. »Nach der Zahl der Sekten zu schließen, muss es verdammt viele universelle Wahrheiten geben.«

»Korns spezielle Offenbarung lautete, er sei verletzt worden, weil er sich als Mensch in einer nicht für Menschen bestimmten Umgebung aufgehalten habe. Die Philosophie des Pharos-Projekts besagt, die Menschheit solle sich aus der Umwelt entfernen.« Anna zuckte die Achseln. »Das ist die Loslösung, von der er redet.«

»Woher hast du all das Zeug?«

»Die Jungs vom BfV haben mir geholfen«, sagte Anna.
»Ich habe dort einen Kontakt. Einen Ehemaligen von mir. Er war ganz schön vorsichtig, denn dies ist eine große Sache für den BfV. Auch die französischen Sicherheitsdienste und das amerikanische FBI scheinen dem Pharos-Projekt viel Aufmerksamkeit zu widmen. Er weiß nicht genau, was sie alle in die Gänge gebracht hat, aber jedenfalls steht das Pharos-Projekt auf etlichen heißen Listen.«

»Allerdings. Deine Schnüffelei ist nicht unbemerkt geblieben.«

»Menke?«

»Genau. Er wusste über deine Nachforschungen Bescheid. Dein Ehemaliger muss so vorsichtig gewesen sein, dass er sich unbedingt absichern wollte.«

»Und was hat Menke dir erzählt?«, fragte Anna.

»Weniger als du, aber genug, um begreifen zu können, dass Meliha Yazar in Gefahr gewesen sein dürfte, wenn es stimmt, dass sie versucht hat, Pharos auszuspionieren. Menke will mir später weitere Informationen schicken.«

»Aber?« Anna zog eine Augenbraue hoch.

»Aber ich glaube, dass unser Interesse nicht willkommen ist. Ehrlich gesagt, ich habe Menke nicht über Müller-Voigt und seine Sorgen um Meliha Yazar unterrichtet. Andererseits hat Menke bestätigt, dass das Pharos-Projekt alle Kriterien einer destruktiven Sekte erfüllt. Besonders, was die diktatorische Kontrolle über seine Mitglieder angeht. Menke hat sich nicht im Detail geäußert, aber es scheint die alte Sache zu sein: Bekehrung wird Indoktrination und dann Gehirnwäsche. Und Korn scheint seine eigenen kleinen Schnörkel hinzugefügt zu haben. Das andere, was Pharos auszeichnet, ist sein finanzieller Einfluss. Der innere Zirkel des Projekts besteht aus Vorstandsmitgliedern der verschiedenen Unternehmen

von Korns Imperium. Und nach seinen Worten gehören dazu auch die Entwickler von Virtual Dimension.«

»Vielleicht sollten wir deine inoffiziellen Nachforschungen über Meliha Yazar zu einer offiziellen Ermittlung machen, wenn du glaubst, dass sie die Wasserleiche ist. Wir könnten uns ihre Familien-DNA beschaffen ...«

Er schüttelte den Kopf. »So unkompliziert ist das nicht ... Außerdem glaube ich, dass die Mühe vergeblich wäre.« Er schaute auf seine Uhr: 23.30 Uhr. »Es ist spät. Ich fahre nach Hause. Wir machen morgen früh weiter.«

Als Fabel den Lift verließ und die Kellergarage des Präsidiums durchquerte, versuchte er erneut, Susanne über ihr Handy zu erreichen. Er fluchte, denn wieder meldete sich ihre Voicebox. Er hinterließ die Nachricht, dass dies zeitweilig seine Handynummer sei, und bat sie um Rückruf.

Da er seit Mittag nichts mehr gegessen hatte, doch keine Lust verspürte, selbst zu kochen, beschloss er, unterwegs etwas zu sich zu nehmen. Während der Fahrt durch die nächtliche Stadt schweiften seine Gedanken zu all dem ab, was sich in den vergangenen achtundvierzig Stunden abgespielt hatte. Zwei Leichen im Wasser. Zwei verschiedene Vorgehensweisen. Vermutlich würde die Presse ihre Schlagzeilen am Morgen der zweiten Leiche widmen, und van Heiden würde ihn erneut anrufen, um das Offensichtliche zu unterstreichen. Doch seltsamerweise kehrten seine Gedanken immer wieder zu dem Gespräch vom Vorabend mit Müller-Voigt und zu all dem zurück, was er über das Pharos-Projekt herausgefunden hatte.

Erst als er seinen BMW anhielt, wurde ihm klar, was sich abgespielt hatte. Es war, als ob der Wagen – und er selbst – einen Autopiloten eingeschaltet hätte. Fabel fand sich im Hafen wieder. Er wusste, wie es geschehen war, und spürte eine

bleierne Traurigkeit in der Brust. Er war, wie so viele Male zuvor, zum Hafen gefahren, um sich an Stellamanns' Schnellimbiss ein Bier und etwas Heißes zu kaufen.

Dirk Stellamanns hatte den Imbissstand am Hafen seit seinem Ausscheiden aus der Polizei Hamburg betrieben. Wie Fabel war Dirk von Geburt Friese, und als erfahrener Beamter hatte er den Jüngeren in dessen ersten Dienstmonaten eingearbeitet. Er hatte Fabel unter seine Fittiche genommen, und die beiden verständigten sich seither ausnahmslos in ostfriesischem Platt. In all den Jahren – und trotz Fabels Aufstieg – waren die beiden Männer in enger Verbindung geblieben. Dann, nach seiner Pensionierung, hatte Dirk seinen makellosen Schnellimbiss – einen Wohnwagen mit Servierfenster und Überdachung, umringt von hüfthohen Tischen mit Sonnenschirmen – mitten in seinem alten Revier eingerichtet, im Schatten der hochragenden Hafenkräne.

Fabel kam regelmäßig auf ein Bier und eine Mahlzeit vorbei, besonders wenn ihn etwas beunruhigte. Mit Dirk zu sprechen und seinen Dialekt zu hören, der so breit und flach wie ihre gemeinsame Heimat war, hatte Fabel stets aufgemuntert. Stellamanns war ein Typ gewesen, der immer fröhlich und gefasst blieb, egal womit das Leben ihn bedrängte.

Er stieg aus seinem Wagen, blieb in einem Lichtkegel auf der Pflasterstraße stehen und schaute hinüber zu einer leeren, mit Sträuchern umwachsenen Fläche neben der Straße.

Im Vorsommer, an besonders heißen Tagen, hatte Dirk das beste Geschäft der Saison gemacht. Er hatte sich eine umfangreiche Kundschaft aus Truckern aufgebaut, die auf der Fahrt zu den Docks oder auf dem Rückweg bei ihm haltmachten. Als es passierte, arbeitete er gerade am Herd: ein schwerer Herzinfarkt, an dem er starb, bevor sein Körper auf dem Fußboden aufschlug.

In Fabels Unterbewusstsein war Dirk noch am Leben gewesen; sein Imbissstand hatte wie früher auf Kunden gewartet. Die Welt veränderte sich um Fabel herum. Und wie jeder andere, verlor er manchmal den Überblick über den Wandel. Menschen, die er für feste Größen gehalten hatte, waren plötzlich nicht mehr da. Es deprimierte und erzürnte ihn, dass er Dirks Tod einen Moment lang vergessen hatte. Das Gleiche geschah häufig, wenn er an sein Elternhaus in Norddeich dachte. Dann schien ihm sein seit Langem verstorbener Vater noch am Leben zu sein: in seinem Arbeitszimmer über eine alte Küstenkarte gebeugt, seine wackelige Brille auf der Nasenspitze. Jeder hatte ein ganzes Universum, mit dem er aufgewachsen war, im Kopf, und dort blieb es unverändert bestehen.

»Er ist nicht mehr hier.«

Fabel drehte sich verblüfft um. Eine junge Frau war aus dem Nichts erschienen und in den Lichtkegel getreten. Er blickte die Fahrbahn hinauf und hinunter, konnte jedoch kein anderes geparktes Auto entdecken.

»Bitte?«

»Er ist nicht mehr hier«, wiederholte die junge Frau. »Der Imbissstand.«

»Oh ... Ja. Ich weiß.«

»Ich habe ihn auch gesucht«, sagte sie. Eine Sekunde lang überlegte Fabel, ob sie eine Prostituierte war. Aber sie war elegant mit einem dunkelgrauen Kostüm und Pumps bekleidet, als arbeitete sie in einer Bank oder bei einer Versicherungsgesellschaft. Sie hatte gepflegte, recht kurze blonde Haare und ebenmäßige Züge: attraktiv, doch nicht sehr einprägsam.

»Er ist schon seit einer Weile nicht mehr hier«, sagte Fabel.

»Ich war auch lange nicht in der Gegend.«

»Wo parken Sie?«, fragte er. »Ich habe Ihr Auto nicht ...«

»Oh, dort drüben ...« Sie machte eine vage Geste und zeigte dann die Straße entlang auf die Docks. »Sind Sie Polizist?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Weil ›Wo parken Sie‹ eine für einen Polizisten typische Frage ist. Und der Besitzer des Standes war ein ehemaliger Polizist. Viele seiner früheren Kollegen wurden zu seinen Kunden. Und Sie sehen nicht wie ein Trucker aus.«

»Wahrscheinlich nicht. Was führt Sie hierher?«

»Wie gesagt, ich habe den Schnellimbiss gesucht. Hatte Hunger.«

»Diese Stelle liegt ein bisschen abseits.«

»Keine Stelle liegt wirklich abseits. Kannten Sie ihn gut? Den Besitzer, meine ich?«

»Sehr gut.«

»Er war ein netter Mann«, sagte sie. »Sehr ...«, sie rang nach dem richtigen Wort, »... leutselig.«

Fabel fühlte sich immer unbehaglicher. Etwas an der Frau beunruhigte ihn. Fast hatte es den Anschein, als wolle sie mit ihm flirten, doch das Fehlen von Emotionen in ihrem Gesicht ließ ihn an Reisch denken, den Mann im Rollstuhl, der einen erschreckend klaren Ausblick auf seine unmittelbare Zukunft hatte.

»Ich verstehe immer noch nicht so recht, was Sie hier tun.« Er zückte seinen Polizeiausweis und klappte ihn auf. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich gern Ihren Personalausweis sehen.«

»Und wenn es mir etwas ausmacht?«

»Möchte ich ihn mir trotzdem gern ansehen.«

»Ich verstehe nicht, warum meine Anwesenheit Sie stört. Schließlich bin ich nicht jemand, der in der Vergangenheit lebt und vergessen hat, dass sein Freund tot ist.«

Fabel erstarrte. »Okay, Ihren Personalausweis!«

»Wie Sie wollen.« Die Frau lächelte, aber ihre Freundlichkeit war gekünstelt. Sie griff in ihre Schultertasche und reichte ihm ihren Ausweis. Fabel erfuhr, dass sie Julia Helling hieß und in Eppendorf wohnte. »Ich habe nur Konversation gemacht. Oder habe ich mir etwas zuschulden kommen lassen?«

»Nein, Frau Helling. Aber Sie sollten vorsichtiger sein. Dies ist nachts ein einsamer Ort, und Sie sollten nicht allein hierherkommen.«

»Aber ich bin doch nicht allein, oder? Ich habe Polizeischutz. Oder befürchten Sie etwa, dass ich mich mit dem Network-Killer verabredet habe?«

»Das ist eine sehr seltsame Bemerkung.«

»Wirklich? Schließlich machen Sie sich Sorgen um meine Sicherheit, und er ist im Moment überall in den Medien präsent.« Sie seufzte. »Egal, ich werde Sie nicht weiter stören. Gute Nacht, Herr Hauptkommissar.«

»Woher kennen Sie meinen Dienstgrad?«

Sie hob die Schultern. »Ihr Ausweis. Gute Nacht. Ich hoffe, Sie finden noch einen Imbiss.«

Fabel sah zu, wie sie in der Dunkelheit verschwand. Er stieg in seinen BMW, rief das Polizeipräsidium an und gab den Namen und die Adresse in Eppendorf durch, die im Ausweis der Frau standen. Aus der Einsatzzentrale wurde ihm mitgeteilt, dass die Angaben zutrafen und dass sie keine Vorstrafen hatte. Fabel wartete einen Moment und fuhr dann langsam in Richtung der Docks, um sich zu überzeugen, dass sie sicher zu ihrem Auto gelangt war. Nach nur drei oder vier Minuten erreichte er die geschlossenen Hafentore und damit eine Sackgasse.

Kein Zeichen von ihr. Und ihm war kein Auto entgegengekommen.

21.

Fabel fuhr aus dem Schlaf hoch. Er hatte wieder geträumt, und etwas hatte ihn erschreckt, doch es entzog sich seiner Erinnerung, sobald er aufwachte. Er dachte vage, dass die Frau vom Vorabend eine Rolle in dem Traum gespielt haben könnte.

Es war noch nicht ganz hell, und er knipste die Nachttischlampe an. Ein Blick auf seine Armbanduhr verriet ihm, dass es noch keine sechs Uhr war. Er griff nach dem Ersatzhandy auf dem Nachttisch und runzelte die Stirn. Kein Anruf von Susanne. Nicht einmal eine SMS, um ihm mitzuteilen, mit welchem Flug sie zurückkommen würde.

Er stand auf und duschte sich, doch er fühlte sich immer noch müde. Schwerfällig. Nachdem er die Wohnung früher als sonst verlassen hatte, machte er an einem Café halt, um dort zu frühstücken. Er suchte es häufig genug auf, um erkannt zu werden, doch nicht so oft, dass er als Stammkunde galt. Dadurch wurde ihm die Mühe erspart, zu dieser frühen Stunde Konversation zu machen. Die einzigen anderen Kunden waren ein Mann und eine Frau, die hinten an einem Tisch saßen. Beide trugen graue Straßenkleidung und sahen Fabel mit leerem Blick an, um sich dann wieder freudlos ihrem Kaffee zu widmen.

Aus Gründen, die er nicht recht verstand, bot das Café auf Englisch diverse Frühstücke an, die alle nach einer Hafenstadt benannt waren: *The Hamburg Breakfast*, *The Liverpool Breakfast*, *The Rotterdam Breakfast*. Fabel bestellte das Frühstück Rotterdam, und man brachte ihm ein *Uitsmijter* im nie-

derländischen Stil: ein pochiertes Ei auf Schinken, Käse und Toast, dazu eine Tasse wirklich starken Kaffee. Zehn Minuten lang schob er das Essen auf seinem Teller hin und her und betrachtete durch das Fenster den Nieselregen, der energielos auf die Elbe fiel. Dann klingelte sein Handy.

»Was zum Teufel ist denn los?«, fragte Susanne ungeduldig und grußlos.

»Auch ich finde es schön, mit dir zu sprechen«, erwiderte Fabel. »Ich versuche seit Tagen, dich zu erreichen. Hast du meine SMS nicht gesehen?«

»Welche SMS? Die einzige war die von heute Morgen, von deinem neuen Telefon. Was ist passiert, Jan? Was ist mit deinem anderen Handy?«

»Es spielt verrückt. Du weißt schon, die üblichen Probleme: Betriebsstörungen, ein schwacher Akku, Hinweise auf den nächsten Tatort des Network-Killers.«

»Was?«

»Die SMS, nach der ich dich gefragt habe. Erinnerst du dich? Poppenbütteler Schleuse ... Ich bekomme die Nachricht, und wenige Stunden später findet man eine in der Poppenbütteler Schleuse treibende Leiche.«

»Du machst Witze«, sagte Susanne. »Hast du feststellen können, woher die Nachricht in Wirklichkeit stammt?«

»Nun wird's noch besser: Die SMS ist verschwunden. Hat sich irgendwie selbst gelöscht. Deshalb habe ich dieses neue Telefon. An meinem alten Handy wird gearbeitet, um die Nachricht wiederherzustellen. Bist du unterwegs zum Frankfurter Flughafen?«

»Ja ... Aber mein Flug geht erst heute Nachmittag. Ich werde vorher ein bisschen einkaufen. Kannst du mich abholen?«

»Sicher. Wann triffst du ein?«

Sie nannte ihm die planmäßige Ankunftszeit der Maschine. »Jan.« Besorgnis durchdrang ihre Stimme. »Du hast mir also ein paar Nachrichten mit deinem eigentlichen Handy geschickt?«

»Ja. Und eine Voicemail.«

»Ich habe sie nicht bekommen. Und du scheinst meine Nachrichten auch nicht erhalten zu haben.«

»Du hast mir Mitteilungen geschickt? Nein, es sind keine eingegangen.«

»Aber das ist unverständlich. Voicemail-Nachrichten werden nicht auf dem Handy gespeichert, sondern beim Dienstleister. Versuch, sie mit deiner PIN abzurufen. Die Sache gefällt mir nicht, Jan. Es ist, als würde jemand dein Handy manipulieren.«

»Ich weiß nicht, Susanne. Das klingt ziemlich weit hergeholt. Vielleicht habe ich die Nachrichten selbst zufällig gelöscht. Aber die Technische Abteilung gibt mir sowieso bald Bescheid ...« Er unterbrach sich. »Ich habe dich vermisst.«

»Ich dich auch«, sagte Susanne. Ihre Stimme enthielt immer noch eine Spur von Besorgnis. »Wir sehen uns am Flughafen.«

Fabel ließ den größten Teil seines *Rotterdam Breakfast* stehen, zahlte und kehrte zu seinem Auto zurück. Nach dem zu starken Kaffee fühlte er sich angespannt, deshalb schaltete er auf der Fahrt durch die Stadt zum Präsidium seinen MP3-Player ein, um seine Nervosität zu dämpfen. Diesmal hörte er Lars Danielsson. Vielleicht, dachte Fabel, hätte ich als Schwede geboren werden sollen.

Die Musik hatte die übliche Wirkung, und als Fabel auf dem Parkplatz des Präsidiums anhielt, fühlte er sich trotz des einen oder anderen Koffeinflatterns fähig, mit allem, was der Tag für ihn bereithielt, fertig zu werden.

Er hätte sich kaum stärker irren können.

22.

Sobald Fabel aus dem Lift trat, wusste er, dass etwas nicht stimmte.

Auf dem Korridor kam ihm Anna aus der anderen Richtung entgegen. Sie zögerte, sah ihn forschend an und bewegte den Mund, als wolle sie etwas sagen, doch sie wurde von van Heiden daran gehindert, der sich hinter ihr in den Korridor hinauslehnte und Fabel in die Mordkommission rief. Anna ging weiter, doch vorher warf sie Fabel einen so intensiv warnenden Blick zu, dass sein Magen plötzlich durchzusacken schien.

Sie warteten im Hauptbüro der Mordkommission auf ihn: van Heiden, der BfV-Mann Fabian Menke und Werner, der Fabel mit einer Mischung aus Sympathie, Frustration und Verzweiflung zunickte. Fabels Magen schien noch stärker durchzusacken.

Im Lauf der Jahre hatte er sich an Kriminaldirektor van Heidens düstere Begrüßungen gewöhnt. Oft hatte er das Gefühl, dass sein Vorgesetzter ein Mann mit sehr begrenzten Emotionen war. Van Heiden schien nur zwei Mienen zu haben: trübsinnig und noch trübsinniger. Seine Verdrießlichkeit wurde in der Regel durch unwillkommene Eingriffe der Presse oder der Politik in noch nicht abgeschlossene Ermittlungen oder durch irgendeine kritische Schlagzeile über die Polizei Hamburg ausgelöst. Aber diesmal gab es andere Gründe. Was immer sich nun im Gesicht des Kriminaldirektors widerspiegelte, Fabel hatte es noch nie zuvor beobachtet.

»Warum habe ich das Gefühl, gerade zu einer Beerdigung gekommen zu sein, um dann herauszufinden, dass es meine eigene ist?« Fabel lächelte und wurde durch van Heidens regloses Gesicht daran erinnert, dass der Humor des Kriminaldirektors genauso begrenzt war wie seine Emotionen. »Was ist passiert?«

»Kommen Sie am besten mit«, sagte van Heiden. »Sie auch, Oberkommissar Meyer.«

»In Ordnung«, seufzte Fabel, und sie steuerten auf den Lift zu. »Bekomme ich wenigstens einen Hinweis?«

»Müller-Voigt ist ...«, begann Werner, doch ein scharfer Blick van Heidens ließ ihn verstummen.

Fabel ließ seinen Chef und den BfV-Mann vorangehen. Die fünfte Etage des Hamburger Polizeipräsidiiums war für Beamte von Fabels Dienstgrad oder darunter eine Örtlichkeit, die man hinter anderen betrat. Hier befand sich die Leitungsebene des Präsidiums, und als Fabel klar wurde, dass sie sich dem Präsidentenbüro näherten, verschärfte sich sein ungutes Gefühl noch um ein oder zwei Grad. Am Empfang wurden sie sofort in das Büro des Präsidenten geleitet.

Hugo Steinbach kam hinter seinem mächtigen Schreibtisch hervor. Während van Heiden nichts anderes als ein Polizist sein konnte, hatte man bei Steinbach den Eindruck, er müsse unbedingt etwas anderes sein. Fabel erinnerte der onkelhafte, stets lächelnde Steinbach eher an einen Landarzt oder sogar an den gastfreundlichen Besitzer eines ländlichen Hotels. Aber er war Polizist mit Leib und Seele. Steinbach hatte sich vom gewöhnlichen Streifenpolizisten durch alle Abteilungen hochgearbeitet. Er war stolz auf die Tatsache, dass er im Gespräch mit jedem seiner Beamten genau wusste, welche Anforderungen dessen Posten stellte. Das galt sogar für Fabel, denn Steinbach hatte früher die Mordkommission der Polizei Berlin geleitet.

»Geht es um mein Spesenkonto?«, fragte Fabel mit einem leisen, unsicheren Lachen.

»Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Fabel«, sagte Steinbach mit einer Sanftheit, die Fabel noch nervöser machte. Er setzte sich, und sein Unbehagen wurde allmählich von Wut verdrängt.

Steinbach ließ sich lässig auf der Ecke seines Schreibtisches nieder, nahm eine Akte in die Hand und musterte sie kurz.

»Gestern Abend haben Sie im Präsidium angerufen, um die Personalien einer Frau überprüfen zu lassen. Einer gewissen Julia Helling.«

»Oh, ja ... Ja, das stimmt. Was ist mit ihr?«

»Und Sie haben dem diensthabenden Beamten gegenüber angegeben, dass sie in Eppendorf wohnt. Warum haben Sie gerade diesen Namen und diese Adresse überprüfen lassen?«

»Das war gestern Abend, nachdem ich meine Arbeit im Präsidium beendet hatte. Ich wollte mir etwas zu essen holen und hatte vergessen ...« Fabel hielt inne. Es hätte mehr als gefühllos geklungen zuzugeben, dass er den Tod seines langjährigen Freundes vergessen hatte. Und während er dasaß und sich fühlte, als werde er verhört, erschien auch ihm die Tatsache merkwürdig. »Ich hatte vergessen, dass der Imbiss geschlossen worden war. Dann erschien plötzlich eine Frau wie aus dem Nichts. Ihr Benehmen war irgendwie seltsam. Außerdem schien sie zu wissen, wer ich bin.«

»Wie kommen Sie darauf?«, fragte Steinbach.

»Ich bin mir nicht sicher«, erwiderte Fabel freimütig. »Es hatte mit ihrer Ausdrucksweise zu tun. Sie kannte den Mann, dem der Schnellimbiss gehört hatte. Und sie schien auch zu wissen, dass wir befreundet gewesen waren.«

»Dirk Stellamanns?«, fragte Werner und verzog das Gesicht. Genau die Reaktion hatte Fabel befürchtet. Es klang in der Tat sonderbar. Er nickte.

»Also haben Sie sich den Ausweis der Frau zeigen lassen?«, fragte van Heiden.

»Ja. Würde mir jemand sagen, warum es hier geht?«

»Alles zu seiner Zeit, Herr Fabel.« Steinbach milderte seine Antwort mit einem Lächeln. »Ich weiß, dies ist alles sehr ungewöhnlich, aber es handelt sich um eine ernste Angelegenheit, und wir müssen einige der Fakten und die Chronologie der Ereignisse überprüfen. Können Sie die Frau beschreiben?«

Fabel schilderte das Äußere der unauffälligen, mit einem Kostüm bekleideten Frau, die er an den Docks getroffen hatte. Dabei fiel ihm ein, dass das Paar, das er am selben Morgen im Café gesehen hatte, sehr ähnlich gekleidet gewesen war. Er verdrängte den Gedanken. Sie alle sahen gleich aus: Konzern-Klone.

»Und sie war blond?«, wollte van Heiden wissen. »Nicht brünett?«

»Nein, blond. Wie ich gesagt habe.«

»Und Sie hatten vorher keinen Kontakt zu ihr – oder zu jemandem mit dem gleichen Namen?«, fragte Steinbach.

»Nein, auf keinen Fall. Warum fühle ich mich plötzlich wie ein Verdächtiger? Was hat es mit dieser Frau auf sich?«

»Bitte noch etwas Geduld, Herr Fabel«, sagte Steinbach. Er zog ein Foto aus dem Ordner und reichte es seinem Untergebenen. Fabel wusste, dass das Bild in der Pathologie am Butenfeld aufgenommen worden war, denn er erkannte die Tote sofort.

»Und das ist nicht die Frau?«, erkundigte sich Steinbach.

»Natürlich nicht. Das wissen Sie doch. Es ist die Frau, die wir in der Poppenbütteler Schleuse gefunden haben. Wie hätte

sie es gewesen sein können, denn sie lag gestern Abend schon lange in der Pathologie? Die Frau, mit der ich gesprochen habe, war sehr lebendig.«

»Wir haben ihre Identität, Jan«, erklärte Werner. »Sie ist uns heute Morgen übermittelt worden.« Er nickte besorgt zu dem Foto in Fabels Hand hinüber. »*Dies* ist Julia Henning. Sie wohnte unter der Adresse in Eppendorf, die du hast überprüfen lassen.«

»*Shit*«, sagte Fabel auf Englisch. »Also muss die Frau, der ich begegnet bin, etwas mit den Morden zu tun haben.«

»Das ist im Moment nicht unser Hauptproblem, Herr Fabel«, sagte van Heiden. »Wir haben einen Bericht von Hauptkommissar Kroeger und der Technischen Abteilung über das Handy, das Sie abgegeben haben. Sie können keinen Anhaltspunkt dafür entdecken, dass Ihnen eine SMS mit den Worten ›Poppenbütteler Schleuse‹ geschickt worden ist.«

»Wie gesagt, die Nachricht ist irgendwie gelöscht worden.«

»Herr Kroeger hat mir versichert, dass sein Team, selbst wenn die Nachricht gelöscht worden wäre, den Text hätte wiederherstellen können. Und es hat auch bei Ihrem Dienstleister nachgeforscht. Wiederum keine Spur.«

»Sie sehen, womit wir uns herumschlagen, Herr Hauptkommissar«, nahm Steinbach den Faden auf. »Sie scheinen vorher gewusst zu haben, wo ein Opfer gefunden werden würde, und dann kennen Sie den Namen und die Adresse der Frau, bevor wir ihre Identität ermittelt haben.«

Fabel schaute Steinbach ungläubig an. »Sie können doch nicht allen Ernstes der Meinung sein, dass ich durch diese Zufälle zum Verdächtigen werde?«

»Für sich allein genommen, nein ...« Menke schaltete sich zum ersten Mal ein. »Aber das ist noch nicht alles. Wir haben uns gestern Abend ausführlich über das Pharos-Projekt unter-

halten, und Sie haben Frau Wolff angewiesen, so viel Material wie möglich über die Organisation zu sammeln. Das war einen Tag nachdem Senator Müller-Voigt mich hartnäckig zum selben Thema befragt hatte.«

»Na und?« Fabel ärgerte sich über die Einmischung des BfV-Mannes. Dies war eine Sache für die Polizei.

»Ich wollte von Ihnen wissen, wo Sie vorgestern Abend waren«, unterbrach van Heiden. »Aber Sie sind ausgewichen. Warum, Herr Fabel?«

»Um ehrlich zu sein, Herr Kriminaldirektor, es geht Sie nichts an, was ich in meiner Freizeit tue.« Fabel fühlte sich in die Enge gedrängt und tauschte einen Blick mit Werner aus.

»Ganz im Gegenteil«, widersprach van Heiden. »Wenn Sie sich in Ihrer Freizeit ohne mein Wissen mit einem Mitglied des Hamburger Senats treffen und mit ihm über polizeiliche Angelegenheiten sprechen, geht es mich durchaus etwas an.«

»Wenn Sie wussten, wo ich war, warum haben Sie mich dann gefragt?«

»Also haben Sie Herrn Müller-Voigt vorgestern Abend bei ihm zu Hause besucht?«, hakte Steinbach nach.

»Ja. Nach der Besprechung hier im Präsidium hat er mich gebeten, noch am selben Abend zu ihm zu kommen.«

»Warum?«

Fabel atmete tief durch, bevor er die Geschichte von Müller-Voigts verschollener Freundin, von der Überzeugung des Senators, dass jemand absichtlich alle Spuren ihrer Existenz in Deutschland beseitigt hatte, und von seinem Misstrauen gegenüber dem Pharos-Projekt wiederholte. Außerdem berichtete er, dass Müller-Voigt ihn gebeten hatte, die Nachforschungen »inoffiziell« anzustellen.

»Deshalb also haben Sie und er mich zu Pharos befragt«, sagte Menke.

Fabel nickte. »Und je mehr ich darüber herausfinde, desto plausibler erscheint es mir, dass es einen Zusammenhang zwischen dem Pharos-Projekt und dem Verschwinden der Frau gibt.«

»Seit wann haben Sie die Genehmigung, private Ermittlungen durchzuführen?« Eine Sturmwolke verdüsterte van Heidens Miene. »Was haben Sie sich denn bloß dabei gedacht, für Müller-Voigt herumzuzschnüffeln?«

Fabel hob die Hände. »Lassen Sie uns eines richtigstellen: Meine Nachforschungen waren nicht völlig inoffiziell. Zuerst habe ich Müller-Voigt erklärt, dass ich nicht genug Zeit hätte, aber dann wurde mir klar, dass die am Fischmarkt angeschwemmte Leiche tatsächlich die von Meliha Yazar sein könnte. Das war der einzige Grund für meine Bereitschaft, die Sache zu untersuchen. Und Senator Müller-Voigt weiß, dass ich nicht garantieren kann, dass sein Name aus dem Fall herausgehalten wird. Ihn interessiert nur, was dieser Frau zugestoßen ist.«

Steinbach, van Heiden und Werner tauschten einen Blick aus und schwiegen.

Fabel machte ein erbittertes Gesicht.

»Müller-Voigt ist tot, Jan«, sagte Werner. »Er wurde heute am frühen Morgen in seinem Wohnzimmer von seiner Putzfrau entdeckt. Dorthin war Anna unterwegs, als du eintrafst.«

»*Shit*.« Fabel saß einen Moment lang regungslos da. Dann, als wäre in seinem Innern der Strom eingeschaltet worden, sprang er plötzlich auf. »Ich fahre auch dorthin ...«

»Das wäre nicht ratsam, Herr Fabel«, widersprach Steinbach. »Sie werden es selbst einsehen, unter den Umständen ...«

»Meinen Sie tatsächlich, dass ich unter Verdacht stehe?«

»Niemand ist dieser Meinung.« Van Heidens ein wenig beleidigter Tonfall überzeugte Fabel nicht. »Aber Sie sind

kompromittiert, was diese beiden Mordermittlungen angeht. Es ist einfach unmöglich, dass Sie eine Untersuchung zu einem Fall leiten, in den Sie selbst verwickelt sind. Das müssen Sie verstehen.«

»Was geschieht nun? Bin ich suspendiert?«

»Natürlich nicht«, erklärte Steinbach.

»Dann bestehe ich darauf, die Leitung im Fall Müller-Voigt zu übernehmen.« Fabel konnte selbst nicht glauben, dass er den Mann, mit dem er nur zwei Tage zuvor zusammengesessen und sich unterhalten hatte, nun als Gegenstand eines Falles bezeichnete. »Das ist schließlich meine Arbeit. Und ich habe ein persönliches Interesse daran ...«

»Aber genau das ist das Problem«, unterbrach ihn van Heiden. »Gerade wegen Ihrer persönlichen Beteiligung müssen wir den Fall einem anderen Beamten übergeben.«

»Ich schlage vor, dass wir alle zum Tatort hinausfahren«, sagte Menke. »Anscheinend steckt mehr hinter der Sache, als wir denken. Und meiner Meinung nach hat Herr Fabel sich nicht kompromittiert, sondern jemand anders scheut keine Mühe, ihn von den Ermittlungen fernzuhalten.«

Fabel sah Menke an. Es überraschte ihn, dass der Geheimdienstmann sich für ihn einsetzte.

»Richtig«, bekräftigte Werner. »Das ist alles Blödsinn: die Sache mit der SMS und die Frau mit der Identität eines der Opfer. Reine Manipulation, um Jan loszuwerden. Aber wenn Sie trotzdem meinen, er sei in die Sache verwickelt, können Sie mich ebenfalls suspendieren.«

Fabel warf Werner einen warnenden Blick zu. Van Heiden, der Werner nun finster anschaute, war möglicherweise kleinlich genug, um auf den Vorschlag einzugehen.

»Du leitest die Ermittlung, Werner«, sagte Fabel deshalb. »Der Kriminaldirektor hat recht. Ich bin zu dicht an allem

dran.« Er wandte sich an van Heiden. »Aber ich möchte trotzdem den neuen Tatort sehen.«

Fabel saß hinten in dem Mercedes, der ihn, van Heiden und Menke ins Alte Land brachte. Werner folgte ihnen. Fabel beobachtete, wie der mächtige Himmel über der Billardtisch-Landschaft dahinglitt. Er kam sich immer noch wie ein Verdächtiger vor und ärgerte sich über die Anwesenheit des Geheimdienstmannes neben ihm.

»Was hat Müller-Voigt Ihnen über die angeblich verschollene Frau mitgeteilt?«, fragte Menke.

Fabel schwieg lange genug, um seinen Groll darüber, dass er von Menke vernommen wurde, deutlich zu machen.

»Wenn Ihnen die Frage nichts ausmacht«, sagte Menke in die Stille hinein.

Fabel seufzte. »Sie ist nicht nur angeblich verschollen, sondern auch eine angebliche Frau. Müller-Voigt meinte, er könne keine Spur ihrer Existenz mehr entdecken. Er bat mich, Nachforschungen anzustellen, weil er fürchtete, dass man ihn für übergeschnappt halten würde, wenn er den Dienstweg einschaltete.«

»Ihnen ist doch klar«, meinte Menke, »dass das alles zusammenpasst? Ihre Begegnung mit einer Frau, die Ihnen den Personalausweis einer Toten zeigt, und Ihre Probleme mit dem Verschwinden elektronischer Nachrichten.«

Van Heiden drehte seine breiten Schultern auf dem Vordersitz herum, um Menke anschauen zu können. »Wenn Sie Informationen haben, die wir kennen sollten, Herr Menke, dann schlage ich dringend vor, dass Sie uns nichts vorenthalten.«

Menke zuckte die Achseln. »Ich habe nur eine Bemerkung gemacht, mehr nicht.«

Holger Brauner und sein Team waren schon seit einiger Zeit am Tatort, und als Fabel, Menke, van Heiden und Werner das Haus betraten, sprach Anna Wolff gerade im Wohnzimmer mit einem Schutzpolizisten. Sie kam auf die Männer zu und wandte sich direkt an Fabel, wobei sie van Heiden demonstrativ übersah.

»Müller-Voigt ist da drüben ...« Sie deutete auf den Sitzbereich, wo Fabel zwei Tage zuvor mit dem Politiker geredet hatte. Auf dem Boden neben dem Couchtisch waren Bücher und Zeitschriften verstreut. Müller-Voigts Füße waren gerade noch sichtbar, was bedeutete, dass er zwischen Sofa und Couchtisch gestürzt sein musste. Am Leder des Sofas war ein Halbkreis aus Blutspritzern zu erkennen. »Möchtest du ihn sehen?«

Fabel nickte, und Anna reichte ihm blaue Stretch-Überschuhe und ein Paar Latexhandschuhe. Der Kriminaldirektor kochte, und Fabel sah Anna warnend an. Daraufhin hielt sie auch van Heiden die Forensik-Utensilien hin.

Anna war eine sehr fähige und vielversprechende Beamtin, doch ihr Problem im Umgang mit Vorgesetzten bedeutete, dass sie nie einen viel höheren Dienstgrad als ihren jetzigen erreichen würde. Fabel bedauerte das, aber im tiefsten Innern ermutigten ihn ihre kleinen Demonstrationen, weil sie zeigten, dass sie sich ihren rebellischen Geist trotz allem bewahrt hatte.

»Anzeichen eines Kampfes?«, fragte Fabel, während sie sich der Leiche näherten.

»Minimal«, erwiderte Anna. »Er scheint den Angreifer gekannt zu haben. Nichts deutet auf ein gewaltsames Eindringen hin, und das hier ...«, sie deutete auf die verstreuten Bücher und Zeitschriften, »... könnte einfach auf seinen Sturz zurückzuführen sein oder auf einen höchstens sehr kurzen Kampf.«

Fabel begrüßte Holger Brauner mit einem Nicken. »Kann ich ihn mir ansehen?«

»Solange du die Spuren nicht verfälschst«, sagte Brauner mit einem Grinsen.

Fabel schaute auf die Leiche hinunter, und Müller-Voigt erwiderte seinen Blick unverwandt und mit überraschtem Gesichtsausdruck. Eigentlich war es kein Gesichtsausdruck, wie Fabel wusste, sondern nur der schlaffe Blick nachlassender Rigor mortis. Eine Kopfseite des Politikers, über der rechten Schläfe, war stark eingedrückt, geradezu verbeult, und durch das Haar verlief dort, wo er von einem schweren Gegenstand getroffen worden war, eine hässliche tiefe Wunde. Um Müller-Voigts Kopf hatte sich eine Lache aus dunklem, dickflüssigem Blut gebildet. Etwas Widerwärtiges schien in Fabels Magen zu flattern, als er merkte, dass Müller-Voigt dieselbe Kleidung trug wie bei ihrem letzten Treffen.

»Wie lange ist er in etwa schon tot?«, fragte er.

»Frisch ist er nicht«, antwortete Brauner. »Länger als einen Tag. Vielleicht zwei.«

Fabels Muskeln verkrampften sich.

»Wie bitte?«, knurrte van Heiden über Fabels Schulter hinweg.

Brauner lachte leise und warf Fabel einen prüfenden Blick zu, bevor er sich an van Heiden wandte. »Das Opfer ist schon länger als einen Tag tot. Wo liegt das Problem?«

»Ich habe mich vorgestern Abend mit dem Opfer getroffen«, erklärte Fabel mit trüber Stimme. »Hier.«

»Ah ...« Brauner legte die Stirn in Falten.

»Einen Moment ...« Fabel drehte sich zu Menke um. »Haben Sie nicht gesagt, dass Müller-Voigt gestern ein Treffen mit Ihnen versäumt und deshalb per E-Mail abgesagt hat?«

»Ach ja ...«, erwiderte Menke schwerfällig. »Aber leider haben wir die E-Mail nicht mehr. Oder genauer gesagt, auch keine unserer anderen E-Mails. Ich muss zugeben, dass Ihre Bedenken wegen der Sicherheit gerechtfertigt waren. Die Nachricht, die von Müller-Voigts Computer geschickt wurde, hat nämlich unser ganzes System ruiniert. Anscheinend ist es mit dem Klabautermann-Virus infiziert worden. Aber natürlich lässt sich aus einer E-Mail nicht folgern, dass er da noch lebte. Sein Mörder könnte sie von Müller-Voigts Adresse aus gesendet haben.«

»Von Müller-Voigt weiß ich, dass sein Computer infiziert war«, sagte Fabel. »Aber er hatte ihn zur Säuberung weggegeben und inzwischen einen neuen, unverseuchten Computer benutzt. Außerdem verwendete er ein neues E-Mail-Konto. Also würde ich sagen, dass Ihre verseuchte Mail nicht von ihm kam.«

»Herr Meyer«, rief van Heiden Werner zu. »Ich möchte, dass Sie die *alleinige* Leitung dieses Falles übernehmen.« Er wandte sich an Fabel. »Sie haben angesichts unserer Situation bestimmt Verständnis.«

»Meinem Eindruck nach«, sagte Fabel, »bin ich hier der Einzige, der sich in einer *Situation* befindet.«

»Sie erwähnten, dass Sie bei Ihrem Besuch hier ein Bild von der mysteriösen verschollenen Frau gesehen haben«, fuhr van Heiden fort. »Wo ist es?«

Fabel zeigte auf den digitalen Bilderrahmen. »Darauf.«

Brauner lehnte sich über das Sofa, griff nach der Fernbedienung und wollte sie Fabel geben. Stattdessen nahm van Heiden sie an sich und betrachtete die Bilder.

»Das sind ausschließlich Fotos von Meerespanoramen, wenn ich mich nicht irre«, sagte der Kriminaldirektor stirnrunzelnd.

»Das ist ein Digitalrahmen«, erläuterte Fabel. »Darauf kann man Hunderte von Fotos speichern. Darf ich?«

Jedes Mal, wenn Fabel auf den Knopf drückte, erschien ein neues Bild. Meerespanoramen, eine Menge Meerespanoramen, einige Bilder der Gegend um das Alte Land und mehrere Küstenszenen, viele mit Leuchttürmen. Keines mit Müller-Voigt oder anderen Personen darauf. Bevor sie sich auch nur die Hälfte angeschaut hatten, wusste Fabel bereits, dass sie kein Foto von Meliha Yazar finden würden.

Nachdem sie sämtliche auf dem Gerät gespeicherten Fotos hatten durchlaufen lassen, fragte van Heiden: »Und Sie sind sich sicher, dass Sie die Frau, die Müller-Voigt für verschollen gehalten hat, auf diesem Ding gesehen haben?«

»Absolut. Jemand hat das Foto gelöscht. Und eine Menge anderer Bilder.«

»Genau wie die SMS, die Ihnen vor ein paar Tagen den Fundort des Opfers mitgeteilt hat.«

»Genau ...« Fabel gab Brauner die Fernbedienung zurück. »Du solltest das eintüten. Wer immer Müller-Voigt umgebracht hat, muss mit seinem Spielzeug gespielt haben.«

Brauner nickte. »Übrigens ...«, er hob einen großen, durchsichtigen Spurensicherungsbeutel vom Boden auf, »... scheint dies die Mordwaffe zu sein. Ein verdammt hässliches Ding, wenn ihr mich fragt. Jedenfalls kleben Blut, Haare und Haut an seinem Sockel, und sein Gewicht und seine Form passen zu der Verletzung an Müller-Voigts Schädel. Wir nehmen es zur Überprüfung der Fingerabdrücke mit. Was ist los, Jan?«

Fabel betrachtete den Spurensicherungsbeutel und seinen schweren, beschmierten Inhalt in Brauners Hand. Er hatte das Gefühl, dass seine Karriere und sein Leben auf einen Schlag in sich zusammenbrachen.

»Es ist eine Bronzeskulptur von Rahab, einem hebräischen Seedämon.« Fabels Stimme war tonlos. Fern. Er versuchte einen Moment lang, sich an Müller-Voigts genaue Worte zu erinnern. »Rahab war der Urheber von Stürmen und Vater des Chaos. Und ich glaube, du solltest wissen, dass er dir einen guten Satz Fingerabdrücke liefern wird. Meine.«

ZWEITER TEIL

23.

Als Roman Kraxner acht Jahre alt war, hatten seine Eltern mit ihm den Hausarzt aufgesucht, der immer wieder den Kopf schüttelte, das Gesicht verzog und sie zu einem Kinderpsychiater überwies, der nie den Kopf schüttelte oder das Gesicht verzog. Im Gegenteil, Roman konnte nie beobachten, dass der Spezialist überhaupt einen erkennbaren Gesichtsausdruck zeigte. Zudem hatte er auf unzusammenhängende, kaum verständliche Weise mit seinen Eltern über ihn gesprochen. Vor allem das war Roman über den Psychiater in Erinnerung geblieben, abgesehen von dessen schwerer schwarzer Hornbrille. Damit will er seine Augen verbergen, hatte der Junge gedacht, weil er den Blick anderer nicht erwidern möchte. Nach dieser Erkenntnis hatten sich Romans Sorgen aufgelöst. Seinen Eltern ging es ebenso, denn der Psychiater hatte ihnen versichert, dass ihr Sohn nicht an einer grundlegenden Lernschwäche oder seelischer Labilität leide.

»Ihr Sohn hat eine schizotype Persönlichkeit«, erklärte der Arzt, fummelte an seiner schwarzen Hornbrille herum und vermied jeglichen Augenkontakt. »Aber er ... also er leidet nicht an einer schizoiden Persönlichkeitsstörung oder an Schizophrenie ... Nein. Auch Asperger können wir ausschließen. Aber er hat ... Er zeigt abgestumpfte Emotionen und eine exzessive Introspektion.«

»Was bedeutet das?«, hatte Romans Vater gefragt.

»Roman fehlt ... er hat eine unterentwickelte Fähigkeit, sozial zu agieren ... Er, ähm ... wird Mühe haben, mit ande-

ren auszukommen, denn er kann sie nicht richtig verstehen. Aber all das ist bezeichnend für eine schizotype Persönlichkeit, und es heißt nicht, dass er kein erfülltes und erfolgreiches Leben führen kann. Und es gibt einen Ausgleich: Er ist offensichtlich hochintelligent, und ein solcher Mensch kann äußerst fantasievoll und kreativ sein. Zahlreiche Komponisten, Künstler, Schriftsteller, Mathematiker, Physiker ... In vielen Lebensbereichen ist es ein Vorteil.«

Roman war erstaunt darüber, dass der sich so unverständlich ausdrückende Arzt, der sich hinter seiner schweren Brille verbarg, die Liste nicht um den Beruf *Psychiater* erweitert hatte.

Seine Eltern hatten die Bedeutung der Worte des Psychiaters nie wirklich verstanden. Nach einem Zeitraum der Beruhigung hatten sich wieder die alten Zweifel eingeschlichen: Der Psychiater hatte doch von *schizotyp* gesprochen, oder? Und das klang kaum anders als *schizophren*.

Unterdessen gedieh Roman von einem seltsamen Kind ohne Freunde zu einem noch seltsameren Halbwüchsigen ohne Freunde. Es lag weniger daran, dass andere ihm aus dem Weg gingen, was unzweifelhaft der Fall war, als vielmehr vor allem daran, dass er selbst anderen aus dem Weg ging. In der Schule pflegte er nur mit einer einzigen Person so etwas wie eine Freundschaft: mit Niels Freese. Aber Niels war noch seltsamer als Roman und hatte die Schule wegen langer Therapien verlassen müssen. Immerhin, wenn sie zusammen waren, stellten sie fest, dass sie, jeder auf seine eigene Art, die Welt völlig anders sahen als ihre Altersgenossen.

Nachdem man Niels dauerhaft auf eine Sonderschule geschickt hatte, war Roman jedem weiteren Kontakt ausgewichen. Das kostete ihn nicht viel Mühe, denn seine Klassenkameraden ignorierten ihn entweder oder sie mieden ihn. Von denen, die ihn nicht ignorierten, wurde er gequält.

Mit dem Beginn der Pubertät merkte Roman, dass sein Verzicht auf alle Kontakte sogar noch radikaler war, als er selbst geahnt hatte. Der Ansturm der Hormone löste kaum ein sexuelles Begehren gegenüber dem einen oder anderen Geschlecht in ihm aus. Die Vorstellung physischer Intimität war für ihn nicht unbedingt abscheulich, sondern einfach überflüssig. Er konnte nie einen Sinn darin sehen.

Roman stellte jedoch fest, dass er nicht *völlig* asexuell war. Aber jeder Kitzel der Erregung wurde allein durch Mädchen und Frauen erzeugt, die für den schon damals schwergewichtigen Jungen unerreichbar waren. Denn das Einzige, was einen Hauch von Leidenschaft in ihm entfachte, war vollendete Schönheit. Vollkommene Symmetrie, vollkommene Haut, eine vollkommene Figur. Aber auch dann hielt sich seine Erregung in Grenzen. Er fragte sich oft, ob es die Unerreichbarkeit dieser Frauen war, die ihn anzog: das Wissen, dass solche Wünsche unerfüllbar waren und nie zu einem wirklichen physischen Kontakt führen konnten.

Roman versank tiefer und tiefer in einer Welt der Ichbezogenheit. Er verließ sein Zimmer nur noch selten und verbrachte den größten Teil seiner Zeit damit zu lesen, Musik zu hören und vor allem Tagträumen nachzuhängen. Tagträume spielten eine wichtige Rolle in seinem Leben. Fantasien, in denen ein schlankeres, glücklicheres, besser aussehendes Alter Ego von Roman beliebter und reicher und körperlich attraktiver war. Allerdings war er keineswegs unzufrieden mit seinem Leben, denn der Rückzug in eine bessere, von ihm selbst konstruierte Welt war genau das, was er sich wünschte.

Dann änderte sich sein Leben eines Tages für immer. Seine Eltern machten sich Sorgen um ihr einziges Kind. Sie waren beunruhigt über sein steigendes Gewicht und über die Vergeudung seiner intellektuellen Fähigkeiten. Später fand er heraus, dass es die Idee seiner Mutter gewesen war, ihm zu

seinem vierzehnten Geburtstag einen Computer zu kaufen. Plötzlich eröffnete sich ihm eine Welt neuer Möglichkeiten. Seine sorgfältig errichtete Fantasiewelt hatte nun ein Gegenstück außerhalb seines eigenen Geistes.

Seine Eltern waren natürlich erschüttert über seinen Entschluss, nicht zu studieren, aber in gewisser Weise empfanden sie dies auch als Erleichterung. Sie hatten sich nie vorstellen können, dass sich ihr übergewichtiger, krankhaft schüchterner, einsiedlerischer Sohn in eine Universitätsumgebung einfügen würde. Und bald wurde deutlich, dass er ein marktfähiges Talent für das Entwerfen von Computerspielen hatte. Er wurde von einer Software-Firma eingestellt, die stärker an den Spielen interessiert zu sein schien, die Roman in seinem Schlafzimmer ersonnen hatte, als an offiziellen Abschlüssen.

Es hatte nicht lange gedauert. Romans Unfähigkeit, mit anderen umzugehen, hatte zur Folge, dass die Software-Firma ihm trotz seiner offensichtlichen Begabung kündigte. Eine andere, ähnliche Stelle verlor er ebenfalls bald. Dann bekam er eine weniger gut bezahlte Arbeit. Schließlich folgte der Job in dem Computerladen, wo er Macs und PCs an Trotteln verkaufte, die ständig fragten: »Welchen Arbeitsspeicher hat er denn?«, ohne die geringste Ahnung zu haben, was die Frage – oder die Antwort – wirklich bedeutete.

Roman, der weiterhin zu Hause bei seinen Eltern hockte, war der erschöpften Trauer in ihren Augen nicht gewachsen gewesen. Doch sie hatten ihn gut behandelt, und wann immer er Bargeld für ein neues Computerteil benötigte, trieben sie es irgendwie auf. Dann, als ein Nachmittag während seines stundenlangen müßigen Surfens zum Abend und zur Nacht geworden war, hatte er sich Zugang zum gesicherten Intranet eines Unternehmens verschafft. Es war problemlos gewesen, und er hatte keine speziellen Absichten gehabt, doch dann stellte er fest, dass er Online-Zahlungen an Lieferanten leisten

konnte. Also tat er es. Es war ein geringer Betrag und juristisch gesehen kein Betrug, da Roman nicht persönlich von der Überweisung profitierte, aber er hatte es getan, weil er es konnte. Am folgenden Tag loggte er sich dort wieder ein und entdeckte, dass die Sicherheitseinstellungen unverändert waren. Also hatte er das Geld wieder dorthin transferiert, wohin es gehörte. Denn er sah ein, dass, wenn die Diskrepanz auffiel, seine IP-Adresse ausfindig gemacht werden konnte. Bevor er etwas Ähnliches wiederholte, würde er seine Anwesenheit tarnen müssen.

Roman brauchte sechs Monate, um ein ausgeklügeltes System von Bot-Herdern, Shell-Accounts, Proxy-Servern und Bouncern aufzubauen, das seine Identität verbarg. Der erste Diebstahl war stattlich: über dreißigtausend Dollar, die er auf das Konto einer Umweltschutzorganisation überwies. Immer noch kein Vorteil für ihn selbst. Er war weiterhin in dem Computerladen beschäftigt und musste seine wirkliche Arbeit abends und nachts verrichten. Es dauerte drei Monate, bis er sich ein raffiniertes Netz von Bank- und Kreditkartenkonten rund um die Welt geschaffen hatte, in das er seine gestohlenen Gelder leiten konnte. Er kontrollierte die interne Kommunikation über das Firmenkonto: Das Unternehmen brauchte einen Monat, um den Diebstahl aufzudecken, und noch einen Monat, um zu ermitteln, dass er online begangen worden war, dann erst wurden die Sicherheitsmaßnahmen verschärft.

Damals begriff Roman, welchen Lebensweg er einschlagen musste. Natürlich bestand das Risiko, entlarvt und anschließend verhaftet, verurteilt und eingesperrt zu werden. Aber da sein umfassender Intellekt bereits durch die schwerfällige Masse seines Körpers eingeengt war, betrachtete der einsiedlerische Roman es als geringe Bedrohung, sich mit einer Zelle begnügen zu müssen. Und falls man ihn ins Hamburger Gefängnis Billwerder schickte, wo man Computerschu-

lungs-Programme durchführte, würde er sicher einen Rechner benutzen können. Sogar wenn man ihn erwischte, würde man nie in der Lage sein, sämtliche Beträge aufzuspüren, die er sich angeeignet hatte. Er würde das Gefängnis als reicher Mann verlassen. Das Risiko lohnte sich: wegen der Einnahmen und wegen der Spannung.

Romans Eltern waren überrascht gewesen, als er verkündete, er arbeite freiberuflich für eine Firma, die Virtual-Reality-Spiele herstellte. Er zeigte ihnen die Website des Unternehmens und den Vertrag, den er von ihm erhalten hatte. Die Website und der Vertrag stammten natürlich von Roman selbst. Aber sie überzeugten seine Eltern, dass all die neuen Geräte, die nun eintrafen, von seinem Arbeitgeber geliefert wurden. Sie waren hocherfreut, als Roman sie schließlich wissen ließ, dass er nun genug Geld für eine kleine Wohnung habe. Jedoch sei es am besten, wenn er sie in ihrem Namen mietete. Damit sie sich keine Sorgen machten, gab er ihnen eine Sicherheit von 8000 Euro.

Seitdem hatte Roman ein persönliches Vermögen von ungefähr vier Millionen Euro angesammelt, das über die Welt verteilt war. Er wusste, dass er nie auch nur einen Bruchteil dieser Summe ausgeben würde, denn er konnte seinen Reichtum nur in kleinen Beträgen flüssig machen. Zudem würde er wegen der durch seine Fettleibigkeit verursachten Gesundheitsprobleme Glück haben, wenn er seinen dreißigsten Geburtstag erlebte. Aber da er einen Dauerauftrag eingerichtet hatte, würde, wenn er starb und am Monatsende nicht den zutreffenden Stornierungs-Code eingeben konnte, eine Million Euro auf dem Konto seiner Eltern erscheinen. Unter seine anderen Papiere hatte er ein Schreiben gelegt, in dem er erklärte, dass ihm gewaltige Tantiemen für eines der von ihm entwickelten Spiele zustünden und dass sie im Falle seines Todes seinen Eltern überwiesen werden würden.

Roman saß auf seinem speziell angefertigten Computersessel und schaute geistesabwesend aus dem Fenster. Heute hatte er aus irgendeinem Grund die Jalousien geöffnet. Der Himmel hing wie ein grauer Vorhang über Wilhelmsburg, mit einem bleichen, vom Horizont gebildeten Saum, der von den eckigen Umrissen der anderen Wohnblocks durchschnitten wurde. Für Roman war dieses Bild nicht realer als die andere Welt, die er durch die Fenster seiner Computerschirme betrachtete. Er schaute sich das Bild einen Moment lang an, bevor er in seine natürliche Umgebung eintauchte.

Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war es, in das Leben von Fremden einzudringen. Seiner Meinung nach richteten solche Übergriffe keinen Schaden an. Niemand wusste, dass er dort gewesen war, und es kam zu keinem Gefühl des Missbrauchs, während er die Schichten ihrer Identität vorsichtig freilegte, ihre Vergangenheit untersuchte, ihre Angehörigen, ihre Freunde und Hobbys kennenlernte. Dies gestattete ihm, für rund eine Stunde ein anderes Leben zu führen. Indirekt an der Gesellschaft teilzuhaben, von der er sich sonst immer ausgeschlossen fühlte. Roman suchte sich aufs Geratewohl jemanden aus Facebook oder MySpace oder einer der anderen zahllosen Social Networking Sites aus, und verfolgte dessen cyber-radiative Signatur. Der Begriff war eine seiner eigenen Erfindungen: »Cyber-radiative Signatur« beschrieb für ihn am besten die Präsenz – den Grad der Präsenz –, die Individuen im Cyberspace hatten.

Roman war der Gedanke spät in einer schlaflosen Nacht gekommen. Seine Fettleibigkeit hatte zu einer Reihe von Krankheiten geführt, die ihn jede Nacht im Schlaf umzubringen drohten. Er schlief mit einer vor seine Nase geschnallten Sauerstoffmaske, um einen möglichen Atemstillstand zu verhindern und das Blutsauerstoffniveau zu halten, das durch sein Obesitas-Hypoventilationssyndrom so gefährlich gesenkt

wurde. Es war eine Ironie des Schicksals, dass jemand, der so isoliert von der physischen Welt war, mit der ständigen Gefahr leben musste, im Schlaf von seiner eigenen Masse erdrückt zu werden.

Für Roman war es wie ein Sprung ins Wasser. Das Risiko eines Gehirnschlags, dem er sich im Schlaf aussetzte, entsprach dem für Schwimmer und Freitaucher. Er hatte vom Blackout in niedrigem und in tiefem Wasser gelesen, bei dem kerngesunde, erfahrene Freitaucher das Bewusstsein verloren, weil, wenn das Kohlendioxid in ihrem Blut gefährliche Höhen erreichte, das Bedürfnis zu atmen ausgeschaltet wurde. Ihrem Gehirn wurde ohne jede Warnung und ohne physische Symptome der Sauerstoff entzogen. Sie verloren schlicht das Bewusstsein und ertranken. Es muss ein friedlicher, schmerzloser Tod sein, dachte Roman.

In nicht wenigen Nächten hatte er erwogen, ohne seine Sauerstoffmaske zu schlafen. Aber meistens umging Roman den Schlaf und die in seinen Tiefen verborgenen Gefahren so lange wie möglich. Er blieb bis in die Morgenstunden an seinem Schreibtisch sitzen und ging erst ins Bett, wenn die Erschöpfung ihn dazu zwang. Bis dahin arbeitete und spielte Roman, ohne die Zeit oder die physische Welt wahrzunehmen, in seiner natürlichen Umgebung.

Wenn er keine Gelder von Unternehmen überall auf der Welt stahl, verbrachte er viel Zeit damit, zu lesen und zu recherchieren. Dabei widmete er sich oft den geheimnisvollsten und abstraktesten Wissensbereichen, weit entfernt von dem, was er für seine Diebstähle benötigte. Quantenmechanik und -physik, Erkenntnisphilosophie und Bewusstseinsstudien, Biotechnologie und Wissenschaftsgeschichte waren die Lieblingsthemen bei seiner Lektüre. Er verlor sich in Büchern und Videovorträgen über Quantenverschränkung, Stringtheorie und Computersimulation. Besonderen Spaß machte es ihm,

jeden Aspekt eines Themas zu erforschen und seinen Scheinwerfer in die dunkelsten Winkel zu richten. Zum Beispiel gefiel es ihm, die philosophischen Verwicklungen der Quantenphysik zu untersuchen, aber auch die närrischen New-Age-Standpunkte, die viele Blogs und Gruppen vertraten. Beispielsweise war die holografische Theorie des Universums, mit der das Problem gelöst wurde, dass Schwarze Löcher dem Zweiten Thermodynamischen Gesetz widersprechen, letztlich nur eine Neuinterpretation der Materieanordnung, aber Roman entdeckte Dutzende von New-Age-Sites und Blogs über Verschwörungstheorien, nach denen wir schließlich *doch* in einer Matrix leben.

Roman war völlig immun gegen den Wahn der Verschwörungstheoretiker und gegen die lächerliche seelische Bedeutung, die New-Age-Anhänger der natürlichen Schönheit einiger Quantentheorien zumaßen. Dies war, wie er wusste, höchst ungewöhnlich für seine schizotype Persönlichkeit. Psychiater entdeckten bei Menschen wie ihm häufig das, was sie als *magisches Denken* bezeichneten: den Glauben an Gespenster und ESP und UFOs und Telepathie und Telekinese; dazu kam ein starker Hang zur Paranoia. Aber Roman hatte keinen Zweifel daran, dass all diese Dinge dummes Zeug waren. Es gab keine Gespenster und Poltergeister und keinen Gott. Er konnte hinreichend viel magisches Denken in der Wissenschaft finden. Ihm genügte ein Urknall in der Leere, er benötigte keinen Knall in der Nacht.

Die Erkenntnis, dass das Universum für Physiker mittlerweile nicht nur aus Materie, sondern aus Informationen zusammengesetzt war, führte ihn dazu, sein Konzept der »cyber-radiativen Signatur« zu entwickeln. Vielleicht, dachte Roman, trifft die Bostrum-Hypothese zu und die Realität, die wir erleben, ist gar keine Realität, sondern eine höchst komplexe Simulation unserer Vorfahren. In diesem Fall stand die

Menschheit vielleicht kurz davor, ihr eigenes simuliertes Universum innerhalb eines simulierten Universums zu erschaffen. Und die Grundlage jener Simulation würde das Internet bilden.

Daraus folgte für ihn, dass die Menschen bereits anfangen, bis zu einem gewissen Grad im Internet zu »existieren«. Es gab Individuen, die ausschließlich im Internet miteinander umgingen, die sich im realen Leben nie begegnet waren und nie begegnen würden. Wenn eine Persönlichkeit die Summe der Wahrnehmungen anderer Menschen war, dann musste es Persönlichkeiten geben, die nur im Cyberspace existierten. Dies war keine vermittelte und nicht einmal eine virtuelle Welt, sondern der Beginn einer konkreten und absoluten – wenn auch einer parallelen – Realität.

Aber es war keine Realität, die von allen geteilt wurde. Über Fünfzigjährige hatten höchstwahrscheinlich eine geringe Cyber-Identität oder überhaupt keine. Je jünger jemand war, desto natürlicher war es für ihn, das Internet als wichtiges soziales Medium zu nutzen und eine cyber-radiative Signatur mit mehr »Masse« zu besitzen. Roman dachte inzwischen in ähnlicher Weise über das Internet nach wie die Physiker über Raum und Zeit. Es war ein Kontinuum, in dem Menschen und Ideen eine Masse besaßen, die ein eigenes radiatives Feld hervorbrachte. Jeder Grad von Verbindungen war vorhanden, jede Person war mit einem Kreis anderer verknüpft, jeder Kreis überschchnitt sich mit anderen Kreisen, die sich im Cyberspace verbreiteten. Und im Innern jeder Präsenz gab es einen Namen: das Quantum der Identität, das kleinste unteilbare Selbst. Menschen wurden zu einer Ausstreuung von Fakten. Der Kern war ihr Name, der Mittelpunkt ihrer Identität, aber sie konnten mit verschiedenen Usernamen auch anderswo erscheinen, gleichzeitig an mehreren Orten existieren, ohne wirklich an einem einzigen vorhanden zu sein. Genau,

dachte Roman, wie bei der quantenmechanischen Überlagerung.

Aber wie verschwommen eine Identität oder wie irreführend der Username in ihrem Kern auch sein mochte, immer gelang es Roman, diese Identität ausfindig zu machen und ihr Gestalt zu verleihen. Wenn seine ausgedehnten Studien, sein Surfen und seine Diebstähle ihm die Zeit ließen, suchte er sich manchmal eine beliebige Person aus einem sozialen Netzwerk aus. Er fahndete nach Berührungspunkten mit anderen, zum Beispiel nach gemeinsamen Freunden und identischen Aufenthaltsorten. Oft konnte er auch auf Bankkonten, Vereinsmitgliedschaften oder Spenden zugreifen. Seine Software konnte eine Million alphanumerischer Passwort-Permutationen pro Minute ausprobieren. Und wenn er das Passwort eines Benutzers für eine Website gefunden hatte, stellte er gewöhnlich fest, dass es auch für eine Reihe anderer – manchmal für alle – gesicherte Zugänge dieser Person galt. Die meisten verwendeten nur zwei Passwörter, die beide nach ihrer Einprägsamkeit gewählt wurden, und dadurch konnten sie leicht geknackt werden. Es war erstaunlich, was Roman herausfinden konnte, sogar ohne allzu sehr in die Tiefe zu gehen. Das Web ließ, wie er erkannt hatte, die Ichbezogenheit jedes Menschen hervortreten. Jede Stimme, die in der realen Welt ungehört blieb, brüllte hier ihre Meinungen heraus.

Aber er konnte die Frau nicht entdecken. Nirgendwo. Sie existierte einfach nicht.

Als Erstes hatte er die Roamingfunktion des Handys ausgeschaltet, das er aus dem Café mitgenommen hatte. Roman war inzwischen überzeugt, dass die schöne Frau es absichtlich zurückgelassen hatte, und der einzige Grund dafür war wohl der, dass sie befürchtete, aufgespürt zu werden. Er selbst hatte eine Handy-Identifizierungssoftware, die ihm erlaubte, die

Position eines Mobiltelefons auf zehn Meter genau zu bestimmen. Wenn seine Vermutungen über die Frau zutrafen, dann versuchte jemand, ihr Handy zu lokalisieren. Roman hatte sich sehr vorsichtig verhalten, da es nicht notwendig war, ein Gespräch zu führen, um entdeckt zu werden. Sobald jemand das Nokia einschaltete, sandte es ein Roamingsignal aus, um sich einem Netzwerk anzuschließen. Also nahm er das Handy als Erstes auseinander und entfernte die Antenne.

Und dann sah er ihn: einen nicht standardisierten GPS-Chip. Jemand hatte dem Handy einen noch verlässlicheren Tracer eingesetzt. Roman musterte den Chip und zerstörte ihn. Er merkte, dass er schwitzte. Stärker als sonst. Irgendetwas ging hier vor, und er fühlte sich beklommen. Sehr beklommen.

Nachdem die Suchfunktion beseitigt war, konnte er die Handydateien auf seinen Computer herunterladen und etliche verborgene oder geschützte Informationen entschlüsseln.

Nach weniger als einer Stunde begann Roman die Frau aus dem Café zu hassen. Denn sie befand sich wirklich in ernster Gefahr, und dadurch, dass sie ihr Handy für ihn zurückgelassen hatte, war die Gefahr auf ihn übertragen worden.

Er startete die Computerschirme an. Sein Portal in ein anderes Universum. Sein Element. Seine Zuflucht. Aber selbst dort – besonders dort – konnten sie ihn finden.

Und wenn sie Roman fanden, würden sie ihn unzweifelhaft töten.

24.

Das Verhör dauerte den ganzen Morgen und einen Teil des Nachmittags. Van Heiden ließ das Mittagessen aus der Kantine heraufbringen.

Es war eine überaus seltsame Situation. Niemand benutzte das Wort Verdächtiger, doch genau diesen Begriff hätte Fabel für sich selbst verwendet. Bevor das Gespräch über Müller-Voigts Tod begann, hatte van Heiden seinen Untergebenen tatsächlich an dessen grundgesetzliche Rechte erinnert. »Nur der Ordnung halber«, hatte der Kriminaldirektor erklärt. Vermutlich war das auch der Grund, warum er ihr Gespräch aufzeichnen ließ. Menke, der BfV-Agent, war ebenfalls anwesend.

»Sie können doch nicht ernsthaft behaupten, dass ich etwas mit Müller-Voigts Tod zu tun hatte!«, protestierte Fabel.

»Natürlich nicht«, erwiderte van Heiden. »Aber wir müssen dafür sorgen, dass die Karten offen auf dem Tisch liegen.«

Also sprachen sie über jedes Detail jeder Unterhaltung, die Fabel mit dem Senator geführt hatte. Außerdem wollte van Heiden wissen, wann Fabel zu seinem Besuch bei Müller-Voigt aufgebrochen und wann er eingetroffen war.

»Ich hätte nicht gedacht, dass man so lange für die Fahrt braucht«, sagte Menke.

»Ich hatte mich ein bisschen verfahren«, erläuterte Fabel. »Am Ende habe ich das Zentrum von Stade durchquert.«

»Aber Sie waren doch schon einmal in Müller-Voigts Haus.«

»Ja, vor zwei Jahren.«

Van Heiden, nicht der spontanste Denker, hatte eine Liste mit Fragen auf einem Schreibblock vorbereitet. Er ging eine nach der anderen durch, machte sich Notizen und stellte Zusatzfragen. Hin und wieder legte er eine Pause ein und runzelte die Stirn. Menke steuerte kaum etwas bei, doch Fabel bemerkte, dass seine wenigen Fragen viel relevanter waren als die van Heidens. Um 15.30 Uhr stellte van Heiden den Recorder ab, um das Ende der formellen Vernehmung anzuzeigen.

»Und nun?«, fragte Fabel. »Kehre ich an meinen Schreibtisch zurück, oder wollen Sie mich in den Arrestzellen festhalten?«

»Das ist nicht zum Lachen«, tadelte ihn van Heiden.

»Auch ich finde die Sache überhaupt nicht komisch. Ein Mann ist allem Anschein nach innerhalb von einer Stunde nach meinem Treffen mit ihm ermordet worden. Außerdem war er mir recht sympathisch. Und jemand versucht, mir die Schuld zuzuschieben. Und mich in einen Serienmordfall zu verwickeln, dem ich die letzten sechs Monate meines Lebens gewidmet habe. Nein, Herr Kriminaldirektor, das finde ich nicht zum Lachen.« Fabel merkte, dass er die Stimme erhoben hatte.

»Niemand versucht ...« Menke blickte Fabel nicht an.

»Was?« Fabel verzog gereizt das Gesicht.

»Niemand versucht, Ihnen die Schuld zuzuschieben«, sagte Menke. »Jedenfalls glaube ich das nicht. Wie erwähnt, versucht man eher, Sie zu kompromittieren. Sie auszuschalten. Es unmöglich zu machen, dass Sie die Untersuchung von Müller-Voigts Tod und/oder der Network-Killer-Morde leiten.«

Fabel atmete durch. Zum ersten Mal seit dem Morgen fühlte er sich weniger isoliert, aber die Wut darüber, dass sein

eigener Chef den Glauben an seine Unschuld nicht betont hatte, brodelte in ihm.

»Es scheint sehr sorgfältig geplant zu sein«, sagte er.

»Für Sie und mich, ja. Aber wenn man die richtige Technik und die entsprechenden Kenntnisse hat, kostet es wenig Mühe, eine derartige Verwirrung zu stiften.« Menke zuckte die Achseln, sah Fabel jedoch ein paar Sekunden in die Augen.

»Und was hat das alles für mich zu bedeuten?«, fragte Fabel den Kriminaldirektor.

»Vielleicht wäre es gut, wenn Sie ein paar Tage Urlaub nähmen.«

»Im Lauf von drei wichtigen Mordermittlungen?« Fabel konnte es nicht glauben. »Dadurch bekommt der Drahtzieher – wer immer er ist – genau das, was er sich wünscht.«

»Das ist vielleicht keine schlechte Idee«, meinte Menke. »Vorläufig ...«

»Kommt gar nicht in Frage. Ich bin der Chef dieser Kommission, und wenn Sie nicht damit einverstanden sind, können Sie heute Nachmittag meine Kündigung haben.«

»Und das würde demjenigen, der das Chaos gestiftet hat, sehr gut gefallen«, gab Menke zu bedenken.

Van Heiden schwieg. Er war der Situation offenkundig nicht gewachsen, und Fabels Kündigungsdrohung hatte ihn aus der Fassung gebracht.

»Herr Fabel«, fuhr Menke fort, »der Kriminaldirektor hat recht. Sie können keine Ermittlung leiten, wenn gegen Sie selbst ermittelt wird.« Er wandte sich an van Heiden. »Warum lassen Sie Werner Meyer nicht weiterhin die Müller-Voigt-Ermittlung führen und übergeben den Network-Killer-Fall jemand anderem? Dann könnte Herr Fabel die Brandbomben-Ermordung von Daniel Föttinger im Schanzenviertel untersuchen. Trotzdem wäre es meiner Ansicht nach fair, Herrn Fabel über die beiden anderen Ermitt-

lungen auf dem Laufenden zu halten. Schließlich steht er immer noch der Kommission vor.«

Van Heiden schien der Vorschlag nicht zu behagen, und er blieb stumm.

»Wenn Sie mir die Bemerkung gestatten, Herr Menke«, sagte Fabel, »Sie zeigen ein ausgeprägtes Interesse am Funktionalisieren der Polizei Hamburg. Und daran, meine weitere Karriere zu schützen.«

»Unsere Interessen überschneiden sich, Herr Fabel«, erwiderte Menke. »Wie Sie bereits erraten haben.«

»Mit den Leuten, die Ihrer Meinung nach die technologischen Kenntnisse und Mittel haben, um solch eine Nummer abzuziehen – meinen Sie damit das Pharos-Projekt?«

Menke lächelte. »Sie sollten die Akte lesen, die ich Ihnen gegeben habe. Und zwar sehr aufmerksam.«

Nachdem van Heiden und Menke Fabels Büro verlassen hatten, kam Anna Wolff herein.

»Du sitzt in der Tinte«, erklärte sie unverblümt.

»Wem sagst du das?«, seufzte Fabel und lehnte sich in seinem Sessel zurück.

»Nicht wegen Robocop und dem Spion.« Sie grinste. »Susanne hat angerufen.«

»*O shit* ...« Fabel sprang auf und blickte auf seine Uhr. »Ich sollte sie am Flughafen abholen.«

»Vor einer Stunde. Keine Sorge, als sie anrief, war sie ganz schön sauer, aber ich habe ihr erklärt, dass die Sache *kritisch* ist. Dann habe ich ihr einen Wagen geschickt, der sie zu Eurer Wohnung gefahren hat. Aber an deiner Stelle würde ich mich bei ihr melden.«

»Danke, Anna. Hast du Susanne erzählt, was passiert ist?«

»Natürlich nicht. Nur, dass es ernst ist. Na ja, ernst ist es immer, doch ich habe ihr versichert, dass es diesmal noch

ernster ist als sonst. Dass du Schwierigkeiten hast und dass sie von dir bestimmt Genaueres erfahren wird.«

Anna verschränkte die Arme. »Wie fühlst du dich?«

»Anscheinend nehme ich ein paar Tage Urlaub. Was hat dir der Kriminaldirektor mitgeteilt?«

»Dass wir dich streng bewachen und vom Besprechungsraum fernhalten sollen, damit du nicht dein Bild an der Spitze der Verdächtigenliste siehst.« Anna verzog keine Miene.

»Sehr witzig ...« Fabel machte ein ungeduldiges Gesicht.

»Er hat Werner und mich wissen lassen, dass du dich von den Ermittlungen zu Müller-Voigt und dem Network-Killer zurückziehen musst, aber weiterhin Chef der Mordkommission bist. Er schien anzudeuten, dass du eine Pause einlegen wirst. Außerdem ist Werner im Fall Müller-Voigt der Boss, und Leitende Hauptkommissarin Brüggemann wird für die Network-Killer-Ermittlungen verantwortlich sein.«

»Nicola Brüggemann?«

»Wir arbeiten vorläufig weiter an dem Fall mit, aber sie ist die Chefin.«

Fabel nickte. Er kannte Nicola Brüggemann gut. Sie leitete eine Arbeitsgruppe, die sich auf Verbrechen gegen Kinder spezialisierte, was zwangsläufig oft zu einer engen Zusammenarbeit mit der Mordkommission führte.

»Nicola Brüggemann ist eine vorzügliche Beamtin.« In Fabels Tonfall klang eine Warnung mit. »Sei nicht ... sei nicht so querköpfig wie sonst, Anna. Es ist nicht Nicolas Schuld, dass ich – was denn eigentlich? – nicht suspendiert oder versetzt, sondern neuen Aufgaben zugeteilt worden bin. Werner und du, ihr dürft den Network-Killer-Fall nicht aus den Augen lassen. Und natürlich möchte ich über alle Entwicklungen vollständig informiert werden. Aber zuerst brauche ich sämtliche Informationen über den Brandanschlag im Schanzenviertel.«

Susanne wartete auf ihn, als er nach Hause kam. Ihre Miene ließ keinen Zorn, sondern eher Besorgnis erkennen. Und sie sah müde aus. Ihre Besorgnis vertiefte sich, während Fabel alles schilderte, was in ihrer Abwesenheit geschehen war.

»Mein Gott, Jan ... Ich kann dich keine Minute lang allein lassen. Was nun?«

»Keine Ahnung. Die Lage ist verworren. Ich soll mich um den Tod im Schanzenviertel kümmern: um den Mann, der starb, nachdem sein Auto in Brand gesteckt worden war. Offiziell bin ich immer noch für die anderen Fälle verantwortlich, aber ...«

»Wer steckt hinter alledem? Ich meine, es erfordert eine hervorragende Organisation und umfassende Mittel ...«

»Das Gespräch habe ich schon geführt.« Fabel hob die Akte hoch. »Mein Spionagekumpel Fabian Menke verdächtigt das Pharos-Projekt. Welche Verbindung zwischen einer Umweltschutzsekte und einem Serienvergewaltiger und Mörder bestehen soll, geht über meinen Horizont, aber Müller-Voigt hatte ernsthafte Befürchtungen, was Pharos anging. Seiner Meinung nach ist seine Freundin verschwunden, weil sie Nachforschungen über das Projekt angestellt hat. Und es ist tatsächlich kein bloßer Zufall, dass alle offiziellen Unterlagen – sämtliche *computerisierten* Belege für die Existenz dieser Frau in Deutschland – in demselben Schwarzen Loch verschwunden sind wie meine SMS. Es ist auch ein merkwürdiges Zusammentreffen, dass Virtual Dimension, diese verdammte Rollenspiel-Site, in die alle Opfer des Network-Killers eingeloggt waren, ebenfalls dem Korn-Pharos-Konzern gehört.«

»Glaubst du, dass die Sekte dich auch ins Visier genommen hat?« Susanne hob die Augenbrauen.

»Vielleicht vermuten sie, dass Müller-Voigt zu viel wusste und einiges davon an mich weitergegeben hat – dass ich anfangen könnte, mich in dunklen Winkeln umzuschauen. Leider bin ich nicht so clever oder gut informiert, wie sie annehmen.«

»Aber du bist Polizist, Herrgott noch mal. Sie können doch nicht riskieren, sich mit der Polizei oder der Regierung anzulegen.«

»Nach allem, was ich bis jetzt herausgefunden habe, haben das Pharos-Projekt und der Korn-Pharos-Konzern ein hundertmal höheres Budget und zehnmal mehr Personal als die Polizei Hamburg. Dies ist nicht bloß irgendein Wirtschaftsunternehmen oder ein Spinnerkult, sondern ... Es ist eher ein Staat, aber ohne räumliche Grenzen. Ich würde Pharos und seine Bereitschaft, seine Ziele zu erreichen, nicht unterschätzen. Das wäre ein verheerender Fehler.«

»Wenn du und Menke so sicher seid, dass Pharos hinter allem steckt, warum kannst du dann niemanden von denen vernehmen?«

»Nach meinem Verhör durch van Heiden habe ich mit der Generalstaatsanwaltschaft gesprochen. Wir haben einfach noch nicht genug Material, um einen Haft- oder Durchsuchungsbefehl zu rechtfertigen. Außerdem ist die Rede von einem Konzern und einer Sekte und zahlreichen Personen, nicht von Individuen. Wir sind noch weit davon entfernt, jemanden mit den Taten in Verbindung zu bringen.« Er lachte bitter. »O nein, ich habe vergessen, dass wir gar nicht so weit davon entfernt sind. Wir haben eine mit Fingerabdrücken bedeckte Bronzeskulptur in der Asservatenkammer. Unglücklicherweise sind es meine Fingerabdrücke. Und meine Begründung dafür, dass ich am Abend von Müller-Voigts Ermordung in seinem Haus war, stützt sich auf eine Frau, die nicht existiert.« Nachdem Fabel seiner Frustration Luft ge-

macht hatte, stieß er einen tiefen Seufzer aus. »Entschuldige. Jedenfalls haben wir nicht genug Anhaltspunkte, mit denen wir eine richterliche Anordnung erwirken könnten, und selbst wenn wir sie hätten, wüssten wir nicht, nach was oder wem wir suchen sollen.«

Susanne ging zu ihm und strich ihm eine blonde Locke aus der Stirn. »Du wirst es schon schaffen. Mach dir keine Sorgen. Geh vor wie immer und behalte die große Perspektive im Auge. Niemand kann das besser als du. Hast du Hunger?«

Fabel schüttelte den Kopf. »Ich muss noch einiges lesen.« Er ließ den Ordner auf den Küchentisch fallen. »Vielleicht hast du recht, aber ich fürchte, dass diese Perspektive sogar für mich zu groß sein könnte.«

Während Fabel die BfV-Akte las, schien er immer tiefer in etwas viel Komplexeres hineingezogen zu werden, als er es sich je hätte ausmalen können. Denn er hatte es mit einer Weltanschauung zu tun, die er nicht verstand.

Er konzentrierte sich erneut auf das, was Anna und Müller-Voigt ihm bereits berichtet hatten: wie Dominik Korn, der einsiedlerische, geniale Milliardär mit amerikanischer und deutscher Staatsbürgerschaft, das Geschäftsimperium seines Vaters übernommen und es zum Korn-Pharos-Konzern, der führenden Umweltschutztechnologie-Gruppe der Welt ausgebaut und Millionen in Umweltprojekte investierte hatte, darunter das verhängnisvolle Pharos One, das die wahren Folgen von Öl-Tiefseebohrungen ermitteln sollte. Korns Befürchtungen hatten sich durch das Desaster der BP-Bohrinsel Deepwater Horizon im Golf von Mexiko bewahrheitet, aber die Jungfernfahrt von Korns Tauchboot war ebenfalls zu einer Katastrophe geworden, bei der er infolge seines ungeschützten Auftauchens schwerste neurologische Schäden erlitt.

Danach hatte kaum noch jemand Dominik Korn zu Gesicht bekommen. Er war monatelang dem Tode nahe gewesen und

erschien, ungefähr ein Jahr nach dem Unfall, nur einmal kurz auf einer Pressekonferenz: im Rollstuhl sitzend und mit einer Computerstimme sprechend. Diesen einen Auftritt nutzte er zu einem Appell an die Menschheit, sich aus der Umwelt zu lösen und ihren Einfluss auf die Natur auf null zu reduzieren. Ein unmögliches Ziel. Doch Umweltschützer überall auf der Welt wurden durch Korns Mut und Engagement inspiriert. Fabel begriff, weshalb die junge Meliha Yazar Vergleiche mit Mustafa Atatürk angestellt hatte. Korn schien wirklich eine neue, radikale Vision zu bieten. Er schlug ein völlig neues Machtgefüge für die Welt vor, in dem *globale* Probleme wie der Umweltschutz auch auf *global* behandelt wurden und in dem keine einzelne Nation Rechte auf den Besitz von Rohstoffquellen besaß. Viele von Korns frühen Argumenten erschienen Fabel plausibel, wobei auf der Hand lag, dass auch diese ursprünglichen Ideen schon Wirtschaftsverbänden und Staatsregierungen gefährlich erschienen sein dürften.

Nach jenem einen Auftritt hatte Korn sich immer mehr zurückgezogen, und seine durch die Pressestelle von Korn-Pharos verbreiteten Äußerungen waren zunehmend absonderlich geworden. Er verkündete die Gründung des Pharos-Projekts als internationale Umweltschutzbewegung, und seine Philosophie der Loslösung wurde immer extremer. Sobald er anfang, eine strikte Geburtenkontrolle der Menschheit sowie Euthanasie und Zwangssterilisierungen zu fordern, läuteten die Alarmglocken. Vor allem in Deutschland.

Während das Pharos-Projekt religiöse Züge anzunehmen begann und seine Haltung gegenüber Lästern aggressiver wurde, schob sich ein Name immer häufiger in den Vordergrund: der von Peter Wiegand. Er war Korns Stellvertreter und hatte dessen Rettung aus Pharos One geleitet. Als sein Chef außer Gefecht gesetzt worden war, hatte er die Führung der Organisation übernommen, bis sich Korn so weit erholt

hatte, dass er wieder die Leitung übernehmen konnte, wenn auch von einem motorisierten Rollstuhl aus und unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Wiegand war deutscher Staatsbürger, und die Bewegung errichtete ihr europäisches Hauptquartier in der Bundesrepublik, während ihr Sitz weiter in den Vereinigten Staaten blieb. Allerdings galt die deutsche Zentrale, das architektonisch innovative Pharos-Gebäude am Südufer der Elbe, als das eigentliche Welthauptquartier des Pharos-Projekts. Korn mochte König sein, doch Wiegand war sein Prinzregent.

Als der Herausgeber einer Boulevardzeitung mehrere Programmpunkte des Pharos-Projekts mit denen der Nazis verglich und den stellvertretenden Leiter der Sekte als »Himmler von Pharos« bezeichnete, hatte Wiegand ihn verklagt, und die Zeitung hatte eine hohe Schadenersatzsumme zahlen müssen.

Fabel verstand, worauf sich die Bedenken des BfV gründeten: Pharos erfüllte fast sämtliche Kriterien einer staatsgefährdenden Sekte und vertrat eine antidemokratische Philosophie. Hier wurde die übliche bedingungslose Verehrung eines Führers gepflegt, der zudem praktischerweise weit weg und unnahbar war und dessen Gebrechen in eine Ausdrucksform seiner speziellen Askese uminterpretiert wurden. Hinzu kam die völlige Unterjochung des Individuums: Wer sich Pharos anschloss, dessen Identität wurde von dem einen, größeren Bewusstsein vereinnahmt. Dies bedeutete natürlich auch, dass jedes individuelle Vermögen in den Besitz der Sekte überging. Es war der erste Schritt zur *Loslösung* von der physischen Welt. Wie die meisten Sekten hatte auch Pharos seinen Tag des Jüngsten Gerichts: die Konsolidierung.

Aus einer Stunde wurden zwei, dann drei. Schließlich kam Susanne in die Küche, machte eine Scheibe belegtes Brot und

stellte den Teller auf Fabels Ordner. Dann reichte sie ihm eine Flasche Jever.

»Iss«, sagte sie und setzte sich ihm gegenüber an den Tisch.

»Du wirst doch nicht etwa noch zur Hausfrau ...« Fabel beäugte das Brot misstrauisch.

»Ich habe eingesehen, dass es ein Fehler war, zu studieren und eine berufliche Laufbahn einzuschlagen. In Zukunft werde ich zu Hause bleiben, um jeden deiner Wünsche zu erfüllen.« Sie nickte zu der Scheibe Brot hinüber. »Mein eigenes Rezept: Brot, Butter und Käse.«

Fabel lächelte, biss einen Happen ab, lehnte sich zurück und trank einen Schluck Bier.

»Nun begreife ich, warum Menke so kooperativ ist«, sagte er. »Das BfV hat ein ganzes Team auf das Pharos-Projekt angesetzt, aber man kann den Leuten nichts anlasten. Es gelingt nicht einmal dem FBI, das genauso argwöhnisch ist. Das Pharos-Projekt hat seine europäische Zentrale nicht weit von hier an der Elbe, und auch die Polizei Niedersachsen überwacht es.«

»Was ist denn der besondere Dreh des Projekts? Ein Meteor, der Mitglieder in eine andere Galaxie befördert? Schutz vor den Riesenechsen, die sich als Freimaurer verkleidet haben? Oder einfach nur die Erwartung, dass Jesus mit einem Raumschiff landet? Das ist immer sehr zugkräftig.«

»Weißt du, was die Singularität ist?«

»Hör zu, Klugscheißer, nur weil ich dir eine Scheibe Brot geschmiert habe, ist mein Gehirn noch lange nicht zu Brei geworden. Natürlich weiß ich, was die Singularität ist: der voraussichtliche Zeitpunkt, an dem Computer und Maschinen in der Lage sein werden, andere Computer und Maschinen zu bauen, die wir wegen der Beschränktheit unserer menschli-

chen Intelligenz nicht erschaffen können. Weiß der Himmel, wie viele Science-Fiction-Filme darauf basieren.«

»Das Pharos-Projekt hat eine andere Definition«, sagte Fabel. »Die Leute glauben, dass sich unsere Intelligenz stark erhöhen wird, weil wir ›eins‹ mit der Technologie werden. Wir optimieren uns selbst durch die Gentechnologie und durch den Einbau von neuen Teilen. Durch Nanochips in unserem Gehirn, mikroskopische Maschinen, die unser Inneres abpatrouillieren, Krebszellen zerstören oder Kalkablagerungen aus unseren Arterien entfernen, sodass wir länger leben – solche Dinge.«

»Richtig, diese Definition von Singularität kenne ich auch. Transhumanismus, Posthumanismus ... Auslösung der nächsten Phase der menschlichen Evolution durch uns selbst.«

»Genau darauf scheint Dominik Korn abzufahren.«

»Verständlich, wenn man rund um die Uhr mit Schläuchen und Computern verbunden ist. Ihm bleibt nichts anderes übrig, als zu glauben, dass es bald bessere Maschinen geben wird, die sein Leben verlängern.«

»Aber wie ich hier lese, glaubt man beim Pharos-Projekt, dass die Menschheit fähig sein wird, sich von der Umwelt zu lösen, indem sie sich auf eine Art Großrechner ›hochlädt‹.«

Susanne holte eine Flasche Weißwein aus dem Kühlschrank und schenkte sich ein Glas ein. »Das Gefasel kenne ich. Den Gedanken, dass wir das menschliche Bewusstsein digitalisieren und es in Computern der nächsten Generation speichern können ...«

»Das überzeugt dich nicht?«

»Ich bin Psychologin, Jan, und beschäftige mich jeden Tag mit dem menschlichen Bewusstsein. Jedes menschliche Denken folgt von Natur aus einer gewissen Wahllosigkeit. Die elektrochemischen Signale im Gehirn und die Auslösung von Nervenimpulsen verleihen ihm eine Komplexität, die kein

Computer je nachbilden könnte. Wenn ich das Wort ›Baum‹ zu dir sage, dann erzeugt dein Gehirn Vorstellungen, die sich auf den Begriff beziehen. Gut, ein Computer kann das auch, aber wenn ich zehn Sekunden später erneut das Wort ›Baum‹ zu dir sage, wird der Stimulus dieses Wortes, obwohl du ein Grundkonzept von einem Baum hast, tausend neue und völlig andere Vorstellungen als beim ersten Mal in dir hervorrufen. Um einen Computer zu entwickeln, der den menschlichen Intellekt beherbergen kann, müsste man die Organstruktur des Gehirns künstlich nachbilden.« Sie schüttelte abschätzig lachend den Kopf. »Das menschliche Bewusstsein digitalisieren? Das ist dummes Zeug, Jan. Dazu wird es nie kommen.«

»Wie kannst du dir da so sicher sein? In Zukunft gibt es doch bestimmt ...«

»Okay, lassen wir die Computer mal beiseite. Gehirntransplantationen sind seit Frankenstein ein häufiges Thema von Horrorfilmen. Das Gehirn ist der Sitz des Bewusstseins, der Persönlichkeit, stimmt's?«

»Natürlich.«

»Wenn also eine Gehirntransplantation möglich wäre, würden das Bewusstsein und die Persönlichkeit des Spenders auf den Empfängerkörper übertragen werden, richtig?«

»Ja.«

»Falsch. Wer ein Gehirn verpflanzt, verbindet es mit einem ganz neuen Stoffwechselsystem. Unsere Stimmungen, unsere Persönlichkeitsvarianten werden von unserem Stoffwechsel beeinflusst, der wiederum von Außenfaktoren abhängig ist. Der Grund dafür, dass Männer in der Regel aggressiver sind als Frauen, ist ganz einfach darin begründet, dass Männer Hoden haben und Frauen nicht. Wenn man das Gehirn eines Mannes in den Körper einer Frau verpflanzte, würde das Bewusstsein feminisiert und mit völlig anderen chemischen Substanzen versorgt werden, die zu physischen Veränderun-

gen des Gehirns führen müssten. Wenn jemand also ein menschliches Bewusstsein digitalisieren und in einen Computer einspeisen könnte, hätte man es nicht mehr mit einem menschlichen Bewusstsein zu tun. Bestenfalls wäre es ein ich-bewusstes Computerprogramm. Glaub mir, Jan, die Vorstellung einer Singularität von Mensch und Maschine ist Blödsinn.«

»Aber das Pharos-Projekt verbreitet diesen Blödsinn. Und der Korn-Pharos-Konzern forscht dazu. Korn-Pharos ist weltweit führend in Computersimulationen – und ich meine nicht das Zeug, das auf einer Konsole gespielt wird. Korns Vater hat sein Vermögen dadurch gemacht, dass er Computermodelle für das amerikanische Militär und dann für die NASA entwickelte. Diese Programme konnten in ganze Sternbilder und in Schwarze Löcher eindringen. Sie begannen als einfache mathematische Modelle und wurden innerhalb eines Hauptrechners zu superrealistischen Universen. Laut Dominik Korn ist Korn-Pharos nur ein Jahrzehnt von der Erschaffung eines Hardware- und Softwaresystems entfernt, das sich ständig selbst aktualisieren und reparieren kann. Am gloriosen Tag der *Konsolidierung* werden laut Korn alle Mitglieder des Pharos-Projekts in eine superrealistische Computersimulation hochgeladen werden, die es ihnen erlaubt, für immer in einer Welt zu leben, die so real wie diese ist. Dadurch, dass sie von ihr getrennt sind, werden sie die reale Umwelt retten.«

»Etwas ganz Neues: ein Cyber-Jenseits.«

»Jenseits ist das Schlüsselwort. Wenigstens nach Meinung des Bundesamtes für Verfassungsschutz. Du lädst dein Bewusstsein hoch, und was dann? Wo bist du wirklich? Dein Bewusstsein befindet sich an zwei Orten gleichzeitig: in der realen und in der virtuellen Welt. Damit hat sich für dich im Grunde nichts geändert. Es sei denn ...«

»Es sei denn, du hörst auf, in der realen Welt zu existieren.« Susanne stellte ihr Weinglas auf den Tisch und schüttelte langsam den Kopf. »Massenselbstmord.«

»Besser gesagt, Massenmord in Form von Massenselbstmord. Seien wir ehrlich, das ist der Kern all dieser Sekten. Jonestown, Orden des Sonnentempels, Heaven's Gate, Branch Davidians. Und trotz der Hightech-Fassade, die das Pharos-Projekt aufgebaut hat, geht es um die gleiche Verheißung des Wechsels auf eine höhere Ebene. Man braucht nur vorher zu sterben.«

Das Telefon klingelte. Fabel hob den Hörer ab, und zu seiner Überraschung meldete sich Astrid Bremer vom Spurensicherungsteam, Holger Brauners Stellvertreterin.

»Du machst wohl nie Feierabend«, sagte Fabel.

»Stimmt, ich mache seit drei Wochen haufenweise Überstunden. Mein Sozialleben ist völlig im Eimer. Wie wär's mit einer guten Nachricht?«

»Nichts lieber als das.«

»Wir haben eine vollständige Fingerabdruck- und Spurenanalyse an der Skulptur vorgenommen, mit der Müller-Voigt ermordet wurde. Wie du erraten hast, weist sie nur deine und Müller-Voigts Fingerabdrücke auf, und wir haben keine DNA eines Dritten.«

»Wunderbar«, stöhnte Fabel. »Du hast eine seltsame Vorstellung von guten Nachrichten.«

»Na ja, es könnte schlimmer sein. Es gibt keine anderen Fingerabdrücke, weil der Mörder Handschuhe getragen hat. Wir haben Verwischungen deiner Fingerabdrücke. Also warst du nicht der Letzte, der die Skulptur angefasst hat. Natürlich könntest du danach Handschuhe angezogen haben, aber du weißt, was ich meine.«

»Danke, Astrid. Immerhin etwas.«

»Noch eine Sache ...«

»Mhm?«

»Wir haben einige Fasern von einem grauen Stoff am Tatort gefunden, wahrscheinlich von der Anzugjacke eines Mannes. Hast du ein graues Jackett getragen?«

»Nein. Und Müller-Voigt auch nicht.«

»Das wissen wir, denn wir konnten nichts Entsprechendes in seinem Kleiderschrank finden.«

»Das habt ihr schon festgestellt?«

»Ja«, erwiderte Astrid. »Dieser Stoff weist einen unglaublich hohen Polyesteranteil auf. Der Rest besteht aus einer anderen Kunstfaser. Ich weiß, dass sich die Leute in den Siebziger für derartige Kunststoffe begeistert haben, aber heutzutage ... Ich werde die Fasern an ein Speziallabor schicken, um mehr über die Zusammensetzung zu erfahren.«

»In Ordnung, Astrid.« Fabel legte den Hörer nieder und dachte darüber nach, warum Astrids Mitteilung ihm bedeutsam erschien.

25.

Am folgenden Morgen suchte Fabel als Erstes die Buchhandlung Jensen in den Alsterarkaden auf. Otto Jensen war sein engster Freund, der ihm noch näherstand als Werner. Es war eine durch keinerlei berufliche Interessen verfälschte Freundschaft. Die beiden hatten gemeinsam studiert und ihre Verbindung später aufrechterhalten, obwohl Otto Fabels Berufswahl zunächst als »Verschwendung eines vortrefflichen Geistes« missbilligt hatte. Fabel wusste seit seiner Jugend, dass er scharfsinnig war, aber Otto Jensens Verstand funktionierte auf einem ganz anderen Niveau. Fabel wandte sich häufig an Otto, wenn er auf etwas Verwirrendes oder Unverständliches stieß. Es gab kein Thema, das Ottos Intellekt nicht durchdrang. Andererseits ging ihm im normalen Alltagsleben jeder gesunde Menschenverstand ab. Der Erfolg seines Buchladens war ausschließlich seiner Frau Else zu verdanken.

Fabel wartete, während Otto einen Kunden bediente. Aus der Entfernung sah er plötzlich einen Mann mittleren Alters vor sich, der die Haare verlor und müde Augen hatte. Das betrückte Fabel, der sich das Bild seines Freundes als eines schlaksigen, unbeholfenen Jungen mit langem, glattem, blondem Haar eingeprägt hatte. Er begriff, dass es sich bei seiner Wahrnehmung um den gleichen geistigen Mechanismus handelte, der ihn die Tatsache von Dirk Stellamanns' Tod vorübergehend hatte vergessen lassen: Man hat die Vorstellung von einem Menschen im Kopf, der nie zu altern scheint, weil man innerlich auf die Zeit der ersten Bekanntschaft fixiert ist.

»Was gibt's«, fragte Otto, als Fabel an den Tresen trat.
»Willst du hier eine Razzia durchführen?«

»Keine Angst«, grinste Fabel. »Es gibt kein Gesetz gegen Klugscheißerei. Noch nicht. Sobald es verabschiedet wird, setze ich dich ganz oben auf die Fahndungsliste. Aber hast du Zeit für einen Kaffee? Ich möchte dich gern ausfragen.«

Otto rief einen seiner Angestellten herbei und führte Fabel in einen mit Sofas vollgestellten Sitzbereich. In der Ecke stand eine Kaffeemaschine, und die beiden alten Freunde setzten sich, von Büchern umgeben, hin, und begannen den üblichen Smalltalk. Dann schilderte Fabel alles, was er über das Pharos-Projekt und dessen Ideen über Konsolidierung, simulierte Realitäten und die Entfernung der Menschheit aus der Biosphäre wusste.

»Ich kapiere das einfach nicht«, sagte er schließlich. »Das Pharos-Projekt soll eine Umweltschutzgruppe sein, aber es ist besessen von der Idee der simulierten Realität. Hinzu kommt die seltsame Theorie, dass die simulierte Realität der Menschheit gestattet, sich aus der Umwelt zu entfernen und diese dadurch zu retten ... Auch das kapiere ich nicht. Warum sollte man etwas retten, dem man entkommen will? Außerdem ist mir die Verbindung zwischen den beiden Begriffen nicht klar.«

»Du irrst dich, Jan. Die beiden Ideen sind immer miteinander verknüpft gewesen. Schon am Ende des neunzehnten Jahrhunderts meinten einige führende Geologen – Eduard Suess, Nikolai Fjodorow, Wladimir Wernadski und andere –, dass man beide Gedanken nicht voneinander trennen könne. Ein oder zwei postulierten sogar, dass die Biosphäre nichts als eine Simulation sei.«

»Ja, ja ...« Fabel machte ein skeptisches Gesicht. »Diese verrückten Russen ...«

»Nein, Jan, du solltest das nicht einfach abtun. Manche der damaligen Vorstellungen gehören heute zum etablierten Denken. Wernadski zum Beispiel glaubte, der menschliche Intellekt sei die wichtigste Kraft für die Gestaltung der irdischen Geologie. Und heute meinen etliche Geologen, wir sollten dieses Zeitalter nicht Holozän, sondern Anthropozän nennen, weil *wir* den Planeten so sehr verändert haben.«

»Und was ist mit der Vorstellung von der simulierten Realität, auf der das Pharos-Projekt dauernd herumreitet?«

»Weißt du, noch ein wenig früher vertrat Fjodorow, der Wernadski beeinflusste, tatsächlich den Standpunkt, dass die Menschheit in ferner Zukunft eine ›prothetische‹ Gesellschaft entwickeln würde. Kein Altern oder Tod mehr. Außerdem glaubte er, wir würden eine Art Super-Singularität erzielen – und vergiss nicht, dass er schon in den Neunzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts mit diesen Gedanken spielte –, in der wir absolut *jeden* Quanten-Gehirnzustand wiederherstellen könnten, was bedeutet, dass alle, die je gelebt haben, wiederkehren. Die Quanten-Auferstehung. Ganz plötzlich wird atheistische Wissenschaft zu religiöser Prophezeiung.«

»Aber das ist ja Wahnsinn«, protestierte Fabel. »Wie sollte man eine ganze Welt simulieren können?«

»Du bist ein alter Technikfeind, Jan. Du wärest von den Socken, wenn du wüsstest, was Spieledesigner heutzutage fertig bringen. Hyperreale simulierte Welten. Und außerdem, ist es nicht die einfachste Sache der Welt, eine simulierte Realität zu schaffen? Wir alle können das ... Jedes Mal, wenn wir träumen. Im Traum *glauben* wir, die Realität zu erleben. Wie oft bist du aufgewacht und konntest kaum unterscheiden, was in Wirklichkeit und was im Traum geschehen ist?«

Fabel dachte daran, wie lebensecht seine Träume im Laufe der Jahre geworden waren: Wenn die Toten vorwurfsvoll mit den Fingern auf ihn zeigten, weil er ihre Mörder nicht gefun-

den hatte; oder wenn er abends im Arbeitszimmer seines Vaters saß und mit Paul Lindemann redete, dem jungen Polizisten, der während eines von Fabel organisierten und geleiteten Einsatzes erschossen worden war.

»Wusstest du, dass es nicht wenige angesehene Wissenschaftler gibt, die all das hier ...«, Otto breitete die Arme aus und schwenkte sie, als wolle er die Umgebung umfassen, »... nicht für real halten. Für sie ist alles, was wir erleben, eine sehr raffinierte Simulation.«

»Ich würde lieber sterben, als eine Lüge zu leben«, sagte Fabel.

»Warum? Was macht es denn aus? Dies ist alles, was du je erlebt hast. Es *ist* deine Realität. Es ist doch wirklich gleichgültig, ob es sich um eine Realität innerhalb oder außerhalb einer Simulation handelt. Vielleicht ist Gott genau das: ein Systemanalytiker. Wäre das kein deprimierender Gedanke?«

»Aber dies *ist* real, Otto.«

»Realität ist das, was man im Kopf hat, Jan. Du solltest *Simulacra und Simulation* von Jean Baudrillard lesen. Oder besorg dir ein Exemplar von Fassbinders *Welt am Draht*. Oder meinetwegen jungianische psychologische Literatur. Frag Susanne ... Obwohl ich sie eher für eine Freudianerin halte ...« Er setzte eine übertrieben anzügliche Miene auf. »Wir werden durch unsere Umgebung programmiert, durch Zeichen und Symbole. Jemand sagt das Wort ›Cowboy‹, und wir denken an John Wayne, obwohl die wirklichen Cowboys klein waren, fast wie Jockeys, weil ihre Pferde sie zwölf Stunden täglich tragen mussten. Die Wahrheit liegt also keineswegs auf der Hand.«

»Otto, ich kann dir ja die Telefonnummer des Pharos-Projekts geben, wenn du gern ...«

»Sehr witzig. Ich bin mit meiner Realität durchaus zufrieden.« Er wurde plötzlich ernst. »Aber ich weiß einiges über

das Pharos-Projekt, Jan, und nichts davon ist positiv. Diese Leute schüchtern die Angehörigen von ehemaligen Mitgliedern ein und terrorisieren alle, die sie kritisieren. Du musst denen gegenüber vorsichtig sein.«

Fabel trank seinen Kaffee aus. »Ich verschwinde. Du bereitest mir Kopfschmerzen.«

»Vielleicht ist das mein Lebenssinn. Bis dann, Bulle.«

Fabel fuhr durch die City und parkte gegenüber dem Café im Schanzenviertel. Vor seinem Treffen mit Otto hatte er das Material über den Fall Föttinger durchgesehen und fühlte sich nun bereit, mit Zeugen zu sprechen. Dies war selbstverständlich für ihn, denn er verließ sich nie auf die ihm vorgelegten Zeugenberichte. Nicht etwa, weil er den Beamten, die die Zeugen verhört hatten, nicht zugetraut hätte, die richtigen Fragen zu stellen, sondern weil die menschliche Dimension in den Berichten verschwand. Manchmal kam es nicht darauf an, *was* ein Zeuge sagte, sondern *wie* er es tat; mit all den kleinen Einzelheiten, die einen Zweifel, eine Unsicherheit, ein Vorurteil zum Ausdruck bringen konnten.

Fabel hatte ein seltsam optimistisches Gefühl. Vielleicht lag es am Wetter. Zum ersten Mal seit Wochen schien die Abendluft einen Frühjahrshauch zu enthalten. Fabel dachte oft darüber nach, wie sich das Wetter auf seine Stimmungen auswirkte, und dies erinnerte ihn an Müller-Voigts Worte über die geschwächte Beziehung des Menschen zu seiner Umwelt.

Während er die Straße überquerte, bemerkte er, dass man zwei der vier Spiegelglasfenster des Cafés mit großen Sperrholzplatten zugenagelt hatte; die Rahmen um das Sperrholz waren geschwärzt. Anscheinend hatte die intensive Hitze die Fenster bersten lassen.

Nur drei der mehr als zwanzig Tische waren besetzt. »Sehr ruhig heute Abend ...«, sagte er zu dem Kellner und hielt sei-

nen Polizeiausweis hoch. Der Mann, der über einen Tisch gebeugt war, gab sich unbeeindruckt und zuckte die Achseln.

Das Schanzenviertel war ein Stadtteil Hamburgs, in dem die Menschen im Allgemeinen wenig für die Polizei übrig hatten. Nicht, weil es von Kriminellen bevölkert war, sondern weil in einem Viertel, in dem man sich seiner alternativen Einstellung rühmte, eine reflexartige Missachtung gegenüber Gesetzeshütern herrschte. Das störte Fabel nicht. Im Gegenteil, er wusste es zu schätzen, denn schließlich waren es die kleinen Eigenheiten und die gesunde Geringschätzung von Autorität, die den Charakter Hamburgs bestimmten.

»Erstaunlich«, erwiderte der Kellner und konzentrierte sich erneut darauf, den gerade leer gewordenen Tisch zu säubern. »Dabei hatten wir gedacht, dass flambierte Kunden auf der Speisekarte die Massen anziehen würden.« Er richtete sich müde auf und wirkte älter, als Fabel zunächst angenommen hatte. Groß und mager, mit einem von tiefen Falten durchzogenen Gesicht, war er auf eine Weise gekleidet, die ihm ein Jahrzehnt früher besser gestanden hätte. »Deshalb sind Sie doch hier?«

»Kannten Sie das Opfer?« Fabel schaute in sein Notizbuch. »Daniel Föttinger?«

»Wie ich den anderen Polizisten bereits gesagt habe: Er war Stammgast. Kam jeden Mittwoch um dieselbe Zeit und traf sich mit derselben Frau. Sie aßen Mittag und fuhren dann zusammen weg.«

»Wie meinen Sie das – fuhren zusammen weg?«

Der Kellner seufzte. »Sie trafen mit zwei Autos ein, aber nach dem Essen nahmen sie den Wagen der Frau. Das große Mercedes-Cabrio stand immer ein, zwei Stunden draußen und verschwand dann im Lauf des Nachmittags. Ich dachte oft, dass er ein gewisses Risiko einging – bei all den Autobrandstiftungen in der Gegend. Aber ich wäre nie auf die Idee ge-

kommen, dass es am helllichten Tage direkt vor unserer Tür passieren würde. Oder dass der arme Hund selbst dran glauben musste.«

»Was wissen Sie über ihn?«

»Das Gleiche, was ich über all meine Kunden weiß: was sie bestellen, was sie trinken, was für ein Trinkgeld sie geben. Er war kein großer Plauderer.«

»Aber er kam oft hierher?«

»Was soll ich sagen? Manche Gäste lernt man leicht kennen. Ihn nicht.«

»Trotzdem müssen Sie einen *Eindruck* von ihm gehabt haben ... davon, was für ein Mensch er war.«

Der dürre Kellner lachte leise. »Wie soll ich mich ausdrücken? Er hat hier keine sonderlich ausgeprägte Persönlichkeit gezeigt, höchstens die eines arroganten Arschlochs. Immer wenn er reinkam, setzte er sich hin wie beim ersten Mal. Sie wissen, was ich meine: Ich war immer derjenige, der ihn bediente, aber er tat so, als hätte er mich noch nie gesehen. Manche Gäste sind so. Sie behandeln dich, als ob du gar nicht existierst und nur zu ihrer Bequemlichkeit da bist.«

»Und die Frau?«

»Sie war entgegenkommender. Zumindest sprach sie mit mir und nahm mich als Menschen zur Kenntnis. Sie sieht wirklich klasse aus, und ich konnte nicht so recht verstehen, warum sie mit ihm zusammen war. Er schien mir ziemlich eindimensional zu sein.«

»Die beiden waren also Ihrer Meinung nach ein Paar?«

»Richtig. Aber nicht verheiratet. Und keine Geschäftspartner oder Kollegen. Es war klar, dass sie etwas am Laufen hatten. Wenn man so lange kellnert wie ich, durchschaut man den Zweck des Besuchs und des Mittagessens, wenn Sie wissen, was ich meine. Aber irgendwie passten sie nicht zueinander.«

Fabel hob die Augenbrauen.

»Ach, ich weiß nicht ...« Der Kellner rieb wieder an der Tischplatte herum und verbarg seinen Ärger über die Störung nicht. »Einerseits passten sie schon zusammen ... er reich, sie hübsch ..., aber er wirkte einfach so ... so *langweilig*. Wenn mir eine Frau, die so aussieht, gegenüber säße, würde ich weniger Zeit auf mein elektronisches Spielzeug verschwenden. Er simste oder telefonierte dauernd mit seinem Handy. Einmal arbeitete er die Hälfte der Zeit an seinem Laptop. Vielleicht wurde er weniger von unserer vorzüglichen Küche als von unserem kostenlosen WiFi angezogen. Aber seine Freundin schien die Nase voll zu haben. Ich glaube, sie war kurz davor, ihm den Laufpass zu geben.«

»Und all das wird Ihnen beim Kellnern klar?« Fabel hatte nicht herablassend klingen wollen, doch das Gesicht des dünnen Mannes umwölkte sich.

»Wenn Polizisten gezwungen wären, mal sechs Monate lang als Kellner zu arbeiten, könnten sie die Menschen besser einschätzen. Alle entfernen sich immer weiter voneinander, von der Realität. Es liegt an der Scheißtechnik. Ich jedenfalls arbeite in diesem Betrieb, weil ich hier Menschen beobachten kann. Live in der realen Welt.« Er warf Fabel einen gering-schätzigen Blick zu. »Nehmen wir Sie zum Beispiel ... Sie sind Polizist, aber aus der Art, wie Sie sich kleiden und mit den Leuten reden, schließe ich, dass Sie sich von der Menge unterscheiden wollen. Ihr Jackett – englischer Schnitt, Tweed – entspricht nicht den anonymen, uniformen Zweihundert-Euro-Anzügen, die die Hamburger Kripo normalerweise trägt. Ich würde sagen, dass Sie sich als Polizist in Ihrer Haut nicht wohlfühlen und glauben, etwas mehr im Oberstübchen zu haben.« Er pochte sich mit dem Zeigefinger an die Schläfe. »Sie versuchen, sich einzufügen, indem Sie sich

nicht einfügen. Aber was weiß ich denn? Ich bin ja nur Kellner.«

»Okay«, erwiderte Fabel. »Sie sind also der große Beobachter, der alles sehende Zuschauer. Ich verstehe. Sie haben den Beamten gegenüber behauptet, dass Sie vor dem Anschlag einen der Brandstifter bemerkt hätten. Ermöglicht Ihnen Ihre Beobachtungsgabe vielleicht auch, mir eine genaue Beschreibung des Brandstifters zu geben?«

»Und ob ich ihn gesehen habe. Er hat auf der anderen Straßenseite herumgelungert, unter dem Baum da ...« Der Kellner verzog die Lippen, als er merkte, dass die Sicht auf den Baum durch das Sperrholz verdeckt war. »Wie auch immer, er war da drüben. Zuerst hielt ich ihn für einen Junkie. Er sprang nämlich dauernd von einem Fuß auf den anderen, zappelte herum und guckte immer wieder in die große schwarze Reisetasche, die er bei sich hatte.«

»Würden Sie ihn wiedererkennen?«

»Das bezweifle ich. Er trug eine Art Wollmütze, die er wie eine Maske herunterzog, als er herkam und das Auto ansteckte. Aber ich glaube, mir ist etwas aufgefallen. Ich habe es den anderen Polizisten gegenüber nicht erwähnt, weil es mir erst später bewusst geworden ist ...«

»Ja?«

»Ein Hinken. Ich bin mir ziemlich sicher, dass der Knabe gehinkt hat. Oder zumindest hat er sich beim Gehen irgendwie steif bewegt.«

»Vielen Dank«, sagte Fabel.

Der dünne Kellner hob die Schultern und machte sich wieder daran, die Tische zu säubern.

Seinen nächsten Besuch stattete Fabel Harvestehude ab. Ein imposantes wilhelminisches Gebäude mit einer weißen Stuckfassade versuchte, sich hinter einem Schirm aus säuber-

lich beschnittenen Büschen und Bäumen zu verstecken. Fabel fand den Namen, den er gesucht hatte, und drückte auf den Klingelknopf.

»Fabel, Polizei Hamburg ...«, sagte er in die Sprechanlage, nachdem sich eine knisternde Stimme gemeldet hatte. »Ich möchte mit Ihnen reden, Frau Kempfert.«

»Lassen Sie mich Ihren Ausweis sehen. Über dem Mikrofon ist eine Kamera.«

Fabel hielt seinen Ausweis an das gewölbte elektronische Auge, wonach ein schrilles Summen und ein Klicken ertönten. Er stieß die schwere Tür auf und stieg durch ein kunstvoll gekacheltes Treppenhaus in den dritten Stock. Eine attraktive, dunkelhaarige junge Frau musterte ihn misstrauisch an der Schwelle ihrer Wohnung.

»Ich habe den anderen Beamten schon alles gesagt, was ich weiß.«

»Das sagt jeder, Frau Kempfert. Aber ich höre am liebsten alles selbst. Und vielleicht fällt Ihnen ja noch etwas ein. Es macht Ihnen doch nichts aus?« Er deutete mit dem Kopf auf die Wohnung hinter ihr.

»Nein ...« Ohne zu lächeln, trat sie beiseite. »Kommen Sie rein.«

Die junge Frau führte ihn durch den langen Flur in ein Eckwohnzimmer. Es war riesig und hell, und die Fenstertüren öffneten sich auf einen kleinen Balustraden-Balkon. Fabel vermutete, dass die Wohnung aus diesem Raum, einem oder vielleicht zwei Schlafzimmern, einer Essküche und einem Badezimmer bestand. Die Architektur war typisch für Harvestehude und erinnerte mit ihren hohen Decken, ihren riesigen Fenstern und ihrer Stuckatur an ein förmlicheres und eleganteres Zeitalter. Obwohl nicht übermäßig groß, war die Wohnung gewiss sehr teuer. Die Möbel und Kunstgegenstände mit ihren hellen, bunten Farben kontrastierten zu den wei-

ßen Wänden. Alles deutete auf einen erlesenen Geschmack hin.

Victoria Kempfert ließ sich in einen mächtigen roten Sessel fallen und machte eine halbherzige Geste in Richtung des Sofas. Schon kapiert, dachte Fabel, ich stehle dir die Zeit. Er hatte gelernt, Personen für verdächtig zu halten, die sich übertrieben enerviert gaben, wenn sie mit der Polizei sprechen mussten. Im Allgemeinen waren Menschen, wenn jemand das Leben verloren hatte, nur zu gern bereit, ein wenig von ihrer Zeit zu investieren, um zur Aufklärung eines oft sinnlosen Todes beizutragen. So wurde für die meisten das natürliche Gleichgewicht des Universums wiederhergestellt.

»Sind Sie nach dem Mittagessen gewöhnlich hierher zurückgekommen?«, fragte Fabel. »Sie und Herr Föttinger, meine ich.«

»Ja. Wir kamen hierher, um zu ficken.« Sie hielt Fabels Blick mit gewölbten Augenbrauen trotzig stand.

»Aha.« Fabel machte sich mit nüchterner Miene ein paar Notizen. »Und wo haben Sie und Herr Föttinger gefickt? Im Schlafzimmer oder hier, wo ich sitze?«

Victoria Kempfert schaute noch finsterer drein. Offensichtlich war sie einem Gefühlsausbruch nahe, doch vorläufig fand sie keine Worte.

»Hören Sie, Frau Kempfert«, sagte Fabel. »Ich weiß, dass Sie etwas Schreckliches durchgemacht haben, und Sie haben deutlich genug zum Ausdruck gebracht, dass Sie Polizisten nicht leiden können. Aber ich bin schon sehr, sehr lange bei der Kripo. Kaum etwas auf dieser Welt kann mich noch schockieren, deshalb werden Sie mich durch Launenhaftigkeit und pubertäre Sprache bestimmt nicht aus der Fassung bringen. Aber wenn Sie wollen, können wir unser Gespräch gern auf diesem Niveau fortführen. Wie oft haben Sie und Herr Föttinger hier gefickt?«

Sie senkte die Augen. Mit ihren ausgeprägten Gesichtszügen und ihrer dunklen Mähne war sie eine schöne Frau. Ähnlich wie Susanne. Und, wie Fabel gegen seinen Willen bemerkte, durchaus sein Typ.

»Daniel und ich sind jede Woche – jeden Mittwoch – nach dem Mittagessen hierhergekommen. Je nach unseren Terminen trafen wir uns noch ein weiteres Mal in der Woche. Er war oft verreist.« Sie hielt inne. »Es tut mir leid, wenn ich ... Aber nachdem ich gesehen, miterlebt habe, was ihm zugestoßen ist ...« Sie biss sich auf die Unterlippe, und etwas in ihren Augen verhärtete sich erneut. Offenbar war sie entschlossen, nicht zu weinen.

»Das verstehe ich«, sagte Fabel mit sanfterer Stimme. »Haben die anderen Beamten Ihnen Kontakte bei der Opferbetreuung genannt?«

»Ich brauche keine *Beratung*, Herr Fabel. Ich komme darüber hinweg. Irgendwann.«

»Haben Sie die Attentäter gesehen?«

»Nein ... Ja ... Ich meine, ich wusste ja noch nicht, dass sie Attentäter waren. Die Drecksäcke standen einfach da und sahen zu, wie Daniel verbrannte. Zuerst dachte ich, sie seien einfach nur Passanten wie die übrigen, aber dann bemerkte ich ihre Skimasken oder was auch immer vor ihren Gesichtern. Am Anfang wusste ich nicht einmal, dass es Brandstiftung war. Und was sich abspielte.«

»Ist Ihnen etwas Besonderes an den Männern aufgefallen?«

»Außer den Skimasken? Ich war zu sehr auf Daniel konzentriert. Und dann ... Warum tut jemand so etwas?«

»Ich muss herausfinden, ob sie vorsätzlich gehandelt haben. Im Schanzenviertel werden etliche teure Autos angesteckt. Vielleicht war das ihre einzige Absicht.«

»Ich bin mir nicht sicher ...« Sie sprach langsam, und ihr Blick war verschwommen, als versuche sie, die Szene im

Kopf nachzuspielen. »Es war die Art, wie sie warteten. Zusehen. Vor allem der eine.«

»Das könnte bedeuten, dass sie erschüttert über die Folgen ihrer Tat waren.«

Victoria Kempfert schüttelte heftig den Kopf. »Das ist es ja ... Sie haben gefragt, ob mir etwas Ungewöhnliches aufgefallen ist. Also, ich könnte schwören, dass der eine Mann mit der Skimaske, bevor er auf den Rücksitz des Motorrads sprang und bevor sie sich davonmachten ... Ich könnte schwören, dass er *lachte*. Niemand lacht, wenn er erschüttert über die Folgen seiner Tat ist.«

»Nein ... normalerweise nicht. Allerdings könnte es auch das Ergebnis eines Schocks sein. Oder hysterisches Gelächter als psychologisch bedingter Reflex.«

»Daran war nichts Hysterisches. Der Mistkerl lachte über das, was er getan hatte.«

Fabel musterte sie einen Moment lang.

»Wie lange waren Sie mit Herrn Föttinger zusammen?«

»Zwei Monate. Oder vielleicht drei. Allerdings ging die Sache zu Ende.«

»Sie wussten, dass er verheiratet war?«

»Er machte kein Hehl daraus. Und ich machte kein Hehl daraus, dass es mir egal war. Wir lernten uns beruflich kennen. Ich bin Webdesignerin und hatte für seine Firma gearbeitet. Aber das war Monate vor unserer Beziehung. Er hatte inzwischen jemand anders beschäftigt. Dann, vor ungefähr zehn oder zwölf Wochen, habe ich ihn bei einer geschäftlichen Veranstaltung getroffen. Sie wissen schon, das übliche Gummiadleressen mit Flowcharts und Powerpoints zum Nachtisch.«

»Leider weiß ich das nicht«, entgegnete Fabel. »Das ist nicht meine übliche Umgebung. Und so begann Ihre Affäre?«

»Etwa eine Woche später rief er mich an und lud mich zum Mittagessen ein. Dann kamen wir jede Woche zusammen, aber es wurde ... *ermüdend*.«

»Wieso ermüdend?«

»Auf den ersten Blick war Daniel charmant und interessant. Aber irgendetwas fehlte ihm. Es war, als wäre nichts unter der Oberfläche. Ich weiß, es klingt seltsam, aber sogar wenn wir intim waren, schien er allein zu sein. Manchmal wurde es geradezu *unangenehm*. Als würde ich für ihn gar nicht existieren. Und deshalb gab es keine Zukunft für uns.«

Fabel dachte über ihre Worte nach. Ihre Aussage entsprach ziemlich genau der Beschreibung des Kellners. »Was wissen Sie über Herrn Föttingers Firma?«

»Nur das, was ich durch die Arbeit an seiner Website erfahren habe. Umwelttechnologie. Daniel hat sich mit allen Formen von Kohlenstoffbindungen beschäftigt. Er war auch an der Vorbereitung des GlobalConcern-Gipfels beteiligt, wie Sie vermutlich wissen.«

»Ich habe davon gehört.« Fabel machte eine kurze Pause. »Was ist mit Frau Föttinger? Kann es sein, dass sie etwas von Ihrer Beziehung ahnte?«

»Bitte? Die Wut einer betrogenen Frau? Nein, ich glaube nicht, dass Kirstin Föttinger jemanden dafür bezahlt hat, Daniels Auto abzufackeln. Glauben Sie mir, so engagiert ist sie nicht.«

»Was meinen Sie damit?«

»In mancher Hinsicht ist sie Daniel sehr ähnlich, doch viel extremer. Daniels Frau ist der *eigentliche* Umweltfreak. Sie ist strikte Veganerin und meint, dass wir *null* Einfluss auf den Planeten haben sollten. Außerdem gehört sie einer Gruppe mit sonderbaren Ideen an. Mit *echt* sonderbaren Ideen. Daniel war auch mit der Gruppe verbunden, aber nicht so eng wie sie. Wahrscheinlich hat sie ihn mit hineingezogen. Das Traurige

ist, dass Daniel sie vor gar nicht so langer Zeit aufrichtig liebte. Und dann kapselte sie sich einfach ab ... zog sich zurück. Ich glaube, er hätte sich nie mit mir eingelassen, wenn sie nicht so seltsam geworden wäre. Komischerweise hatte ich das Gefühl, dass Daniel sich genauso entwickelte. Er zog sich zurück. Wurde merkwürdig.«

»Von was für einer Gruppe sprechen Sie?«, fragte Fabel, obwohl er sich ziemlich sicher war, die Antwort bereits zu kennen.

»Es ist eher eine Sekte«, sagte Victoria Kempfert. »Sie nennt sich Pharos oder so.«

Fabel nickte langsam und schaute in sein Notizbuch. Ein bewusster Schachzug, um die Bedeutung dessen, was sie ihm gerade mitgeteilt hatte, zu verbergen.

»Und er hat auch in dieser Gruppe mitgearbeitet, aber nicht in gleichem Maße?«

»Richtig. Aber wenn ich mich nicht irre, halten die Leute nichts von begrenzter Mitarbeit. Man muss sich ganz und gar für Pharos einsetzen. Die Sache war mir ein bisschen unheimlich. Mehr als ein bisschen. Daniel war ein intelligenter Mann. Er hatte wunderbare Ideen, doch ihm fehlte das Geld, sie zu verwirklichen. Aber seine Frau war betucht. Sie hat ihn anfangs finanziert, bevor er seine Firma zum Marktführer ausbaute. Dafür musste er Mitglied bei Pharos werden. Er machte oft Witze darüber.« Sie runzelte die Stirn. »Dann hörte er damit auf. Genauer gesagt, er machte über nichts mehr Witze.«

»Er änderte sich?«

»Ja. Ich riet ihm auszusteigen, solange er es noch konnte. Er schien es wirklich zu wollen, aber bei jeder unserer Begegnungen hatte ich das Gefühl, dass er es weniger ernst meinte. Als wäre ein bisschen mehr von seiner Persönlichkeit – von seinem eigenen Willen – ausgelöscht worden. Und deshalb fand ich die ganze Sache ermüdend.« Sie unterbrach

sich. »Herr Fabel, ich war nie wirklich hingerissen von Daniel. Nicht einmal am Anfang. Zuerst war es ein Spaß – *er* machte mir Spaß –, aber dann wurde es etwas eintönig. Auch wegen der seltsamen Gruppe, zu der seine Frau und er gehörten.«

»Sie wollten Schluss machen?«

»Ich habe es ihm beim Mittagessen gesagt. Kurz vor dem Anschlag. Können Sie sich vorstellen, wie ich mich nun fühle?«

»Das konnten Sie doch nicht wissen, Frau Kempfert. Wie hat er reagiert?«

»Positiv. So positiv, dass mein Ego hätte darunter leiden können. Es war, als wäre es ihm gleichgültig. Oder als wäre er sogar erleichtert.«

Während Fabel die Straße zu seinem Auto überquerte, brauchte er sich nicht umzudrehen, um zu wissen, dass Victoria Kempfert ihn von ihrem Fenster aus beobachtete. Sie war kratzbürstig gewesen, abweisend bis zur Feindseligkeit. Dies war Teil des Leugnungsprozesses, der sich einem Trauma wie dem ihren anschloss. Aber diese Erklärung genügte nicht. Sie hatte Fabel etwas mitteilen wollen, war jedoch unsicher oder verängstigt gewesen. Stattdessen hatte sie die Botschaft mit verbalen Widerhaken umgeben. Er holte sein Handy hervor und drückte auf die Kurzwahltaste für die Mordkommission, bevor ihm einfiel, dass dies sein Ersatztelefon war, auf dem er die Nummer noch nicht eingespeichert hatte. Er brauchte eine Weile, bevor er sich an sie erinnern und sie eintippen konnte: Die Ironie der Erleichterung des Lebens durch die Technik bestand darin, dass man vergaß, selbstständig zu handeln. Anna Wolff meldete sich.

»Anna, ich möchte, dass du ein paar Dinge für mich checkst. Und zwar schnellstens.«

»Okay, für unseren Verdächtigen Nummer eins tue ich doch alles. Der Letzte, den du überprüfen lassen wolltest, war kurz darauf tot.«

»Wenn dies hier vorbei ist, Kommissarin Wolff, werde ich dich nach Buxtehude versetzen lassen, wo der Höhepunkt deiner Woche – oder deines Monats – ein Fahrraddiebstahl sein wird.«

»O nein!«, sagte sie mit gespielter Entsetzen. »Das ist zu weit vom Gefängnis Billwerder weg. Dann werde ich dich nie besuchen können. Wen soll ich unter die Lupe nehmen?«

»Den Mann, der bei der Brandstiftung im Schanzenviertel umgekommen ist. Daniel Föttinger. Und die Frau, die mit ihm zusammen war. Victoria Kempfert.«

»Okay. Kommst du zurück?«

»Später. Ich muss noch einen weiteren Besuch machen.« Fabel öffnete seinen BMW mit der Fernbedienung und schob sich auf den Fahrersitz. Er blickte in den Rückspiegel. Ja. Immer noch da. »Anna, noch etwas, das du durch den Computer jagen musst. Und behalt's für dich. Ich werde verfolgt. Ein neuer VW-Geländewagen. Ein Tiguan, glaube ich. Er taucht schon den ganzen Tag in meinem Rückspiegel auf. Vermutlich einer von uns oder ein BfV-Team. Ich möchte bloß sicher sein.«

»Scheiße ... Du glaubst doch nicht, dass du wirklich unter Verdacht stehst?«

»Das bezweifle ich«, sagte Fabel, »aber vielleicht werde ich *der Ordnung halber* beobachtet, wie Kriminaldirektor van Heiden sagen würde.«

»Kennzeichen?«

Fabel kniff die Augen zusammen, um es im Rückspiegel zu entziffern, und las es Anna vor. »In zwei Minuten«, sagte sie.

Die Hamburger Architektur lässt auf eine sehr diskrete, geschmackvolle Art erkennen, dass dies eine Stadt ist, in der erhebliche Summen verdient werden. Daniel Föttingers Haus lag zwischen Nienstedten und Blankenese und deutete verhalten auf ein Riesenvermögen hin. Es stand auf vier Hektar Land in einer der teuersten Gegenden in Deutschland. Angesichts der Tätigkeit von Föttingers Firma hatte Fabel mit einem entsprechend ultramodernen, emissionsfreien Gebäude gerechnet wie dem von Müller-Voigt im Alten Land. Doch es war eine elegante weiße, aristokratische Villa aus dem neunzehnten Jahrhundert mit grünen Fensterläden und einem zweistöckigen Wintergarten mit Vogelhaus an der Ostseite. Auf dem Grundstück, das wie ein englischer Park angelegt war, standen verstreut jahrhundertealte Eichen auf den Rasenflächen.

Das hatte Fabel nicht erwartet, doch er war sicher gewesen, dass Föttingers Witwe nicht allein sein würde. Er hatte recht.

Die erhabene Umgebung ließ Fabel zunächst vermuten, dass der untersetzte, makellos gekleidete Mann mit dem geschorenen Kopf und dem Ziegenbärtchen, der ihm die Tür öffnete, der Butler war. Aber der Schnitt seines Anzugs und sein Auftreten machten deutlich, dass er kein Diener sein konnte.

Er führte Fabel in einen großen, hellen Salon. Ein jüngerer Mann stand an der anderen Seite des Raumes neben einem Konzertflügel. Auch er trug einen Straßenanzug, der jedoch grau und nicht von der gleichen Qualität war. Auffällig an ihm war der Kontrast zwischen seiner blassen Haut und seinem sehr dunklen, kurzen Haar.

Die einzige andere anwesende Person war eine Frau von ungefähr fünfunddreißig Jahren, die auf einem Rosenholzsofa saß. Sie war schlank und hatte schulterlanges gewelltes Haar von leuchtendem Kastanienbraun, das sie aus ihrem zarten,

bleichen und leicht sommersprossigen Gesicht zurückgebürstet hatte. Ihr schwarzes, ärmelloses Kleid schmiegte sich an ihre Figur, wie es nur den teuersten Stoffen möglich ist, und ihre Haltung war so perfekt, dass sie auf dem Sofa zu sitzen schien, ohne es zu berühren. Auf den ersten Blick schien Kirstin Föttinger aus erlesenem Porzellan zu bestehen.

Sie wirkte nicht weniger schön als Föttingers Geliebte, doch während Victoria Kempfert eine Frau war, die von Männern begehrt wurde, glich Kirstin Föttinger einem zerbrechlichen, kostbaren Objekt, das man in einer Sammlung verwahrte. Und irgendetwas an ihr wirkte unirdisch.

»Ich freue mich, dass Sie die Zeit gefunden haben, mich zu empfangen, Frau Föttinger«, sagte Fabel. »Ich weiß, dass Sie vermutlich noch unter Schock stehen.«

Sie reagierte mit einem höflichen Porzellanlächeln. In Wirklichkeit schien sie gar nicht unter Schock zu stehen und auch nicht von Kummer geplagt zu sein. Vielleicht war es eine erzwungene Selbstkontrolle, die ihr zeitweilig jede sichtbare Emotion raubte.

»Frau Föttinger hat etwas eingenommen. Ein leichtes Beruhigungsmittel, das ihr ihr Arzt verschrieben hat«, erläuterte der ältere Mann.

»Und Sie sind ...?« Fabel wandte sich ihm direkt zu.

»Peter Wiegand. Ein Freund der Familie. Außerdem war ich Geschäftspartner von Daniel.«

»Peter Wiegand? Der stellvertretende Vorsitzende des Pharos-Projekts?«

»Ich arbeite seit fast dreißig Jahren mit Dominik Korn zusammen und bin vor allem Vizepräsident und technischer Leiter des Korn-Pharos-Konzerns. Aber natürlich bin ich auch im Pharos-Projekt aktiv. Kirstin und ihr Mann sind Mitglieder, und deshalb bin ich hier, um in dieser schwierigen Zeit Hilfe und Trost anzubieten.«

»Aha.« Fabel sah fragend zu dem anderen Mann hinüber.

»Entschuldigen Sie ...«, sagte Wiegand. »Das ist Frank Bädorf. Er ist der Sicherheitschef der Gruppe. Wegen der gewaltsamen Umstände von Daniels Tod hielt ich es für ratsam, ihn mitzubringen.«

»Der Gruppe?«, fragte Fabel, an Bädorf gewandt. »Heißt das, dass Sie für den Korn-Pharos-Konzern oder für das Pharos-Projekt arbeiten?«

»Ich bin kein Mitglied des Projekts«, erwiderte Bädorf. Er hatte einen südlichen Akzent. Schwäbisch, dachte Fabel. »Sondern ich arbeite für die Korn-Pharos-Unternehmensgruppe. Ob Sie es glauben oder nicht, Herr Leitender Hauptkommissar, man muss sich als Mitarbeiter des Konzerns dem Projekt keineswegs anschließen.«

»Verstehe«, sagte Fabel. Aber er erinnerte sich an etwas, das er in Menkes Akte über das Projekt gelesen hatte; an die Gerüchte über das Konsolidierungs- und Vollstreckungsbüro, das so klang, als befasse es sich mit Firmenzusammenschlüssen und der Einhaltung von Verträgen, doch in Wirklichkeit als Geheimpolizei des Pharos-Projekts fungierte. Fabel musterte Bädorf und war sich recht sicher, einen Konsolidierer vor sich zu haben. Noch dazu einen ranghohen. Fabel hatte diesen Termin telefonisch vereinbaren müssen, wodurch das Projekt Gelegenheit gehabt hatte, jemanden vorbeizuschicken, der Kirstin Föttinger dazu bringen konnte, die richtigen Antworten zu geben.

Fabel wandte sich der jungen Witwe zu. »Frau Föttinger, könnte ich unter vier Augen mit Ihnen sprechen ...«

»Mir wäre es lieber, wenn Herr Wiegand und Herr Bädorf hierblieben. Herr Wiegand war eine große Stütze für mich.«

»Wie Sie wünschen. Darf ich?« Fabel deutete auf den Sessel ihr gegenüber. Es war einen Versuch wert gewesen, doch

eigentlich hatte er gewusst, dass man ihm niemals gestattet hätte, Föttingers Witwe ohne einen Pharos-Vertreter zu befragen. Sie nickte, und er nahm Platz.

»Ich weiß, dass dies ein sehr schmerzliches Thema für Sie ist, Frau Föttinger, aber waren Sie über die Beziehung zwischen Ihrem Mann und Victoria Kempfert informiert?«

»Ich habe erst nach Daniels Tod von einer solchen Beziehung erfahren.« Ihre Antwort klang eingeübt.

»Kennen Sie Victoria Kempfert?«

»Wir sind uns nie begegnet.«

»Wissen Sie, welchen Grund jemand gehabt haben könnte, Ihrem Mann zu schaden oder ihn zu töten?«

»Ich hatte angenommen, dass es ein Unfall war ...«, schaltete Wiegand sich ein. »Nun, vielleicht kein Unfall, aber ich dachte, die Täter hätten lediglich beabsichtigt, das Auto in Brand zu stecken, während Daniel im Café saß.«

Fabel ignorierte die Unterbrechung. »Frau Föttinger?«

»Nein. Nicht ihn persönlich. Daniel war kein Mensch, der sich Feinde machte. Andererseits ist es möglich, dass manche Gruppen ihm misstrauten – wegen der Aktivitäten der Firma.«

»Zum Beispiel?«

»Föttinger Environmental Technologies ist führend im Bereich seegestützter Kohlenstoffabscheidung. Daniel war ein wichtiger Akteur und einer der Organisatoren des Global-Concern-Hamburg-Gipfels.«

»Warum sollte jemand etwas gegen Kohlenstoffabscheidung haben?«

»Es liegt an unserer Methode. Daniel hat eine wirkungsvollere Form des Eisensäens vervollkommenet.«

»Eisensäen?«

»Vielleicht darf ich das erklären«, schaltete Wiegand sich ein. »In diesem Bereich arbeitet die Firma von Herrn Föttinger mit dem Korn-Pharos-Konzern zusammen. Eisensäen ist

genau das, wonach es sich anhört: Man sät Eisenstaub in der Tiefsee.«

»Zu welchem Zweck?«

»Einfach ausgedrückt: um atmosphärisches Kohlendioxid auf dem Meeresboden zu binden. Die Theorie ist schon seit einiger Zeit bekannt, und man hat Versuche mit gemischten Resultaten durchgeführt. Ich vermute, dass sogar Beamte der Polizei Hamburg wissen, welche Gefahr dem Planeten droht: nämlich die Erhöhung des CO_2 in der Atmosphäre, was zu einer katastrophalen globalen Erwärmung führen kann. Die beiden Hauptursachen sind Emissionen in die Atmosphäre und die Entwaldung. Dadurch wird die Fähigkeit der Biosphäre verringert, Kohlendioxid zu verarbeiten. Was wissen Sie über Plankton, Herr Fabel?«

»Es wird von Walen gefressen. Das war's.«

»Es gibt zwei Arten von Plankton: Phytoplankton und Zooplankton. Das Erstere bezeichnet mikroskopisch kleine Pflanzen, das Letztere mikroskopisch kleine Tiere. Das Prinzip des Verfahrens besteht darin, dass der Eisenstaub, der im Ozean ausgesät wird, als Düngemittel dient. Er hat eine Bevölkerungsexplosion des Phytoplanktons ausgelöst. Und da Phytoplankton eine pflanzliche Substanz ist, baut es mithilfe der Fotosynthese Kohlenstoffdioxid ab und entlässt Sauerstoff in die Atmosphäre. Schon jetzt wird ein hoher Anteil der ›Atmung‹ des Planeten vom Phytoplankton vollzogen. Die Theorie lautet, dass durch die Erhöhung des Phytoplanktonvolumens im Ozean die Lücke gefüllt werden kann, die durch die Verringerung des Regenwalds und anderer großer Vegetationen auf dem Land entstanden ist. In vielen Tests ist es tatsächlich zu einer starken Erhöhung des Volumens gekommen. Durch Fotosynthese werden außerdem organische Stoffe, nämlich Zucker, geschaffen, die das Phytoplankton in die dunkleren Ozeanschichten sinken lassen, wodurch der Koh-

lenstoff auf dem Meeresboden haften bleibt. Interessanterweise würde dieses tote Plankton im Laufe der Zeit zu Mineralöl werden.«

»Warum versucht nicht jeder, diesen Prozess einzuleiten?«, fragte Fabel.

»Es gibt ein Problem. Vereinfachend gesagt erzeugen Pflanzen Sauerstoff und Tiere Kohlendioxid. Zooplankton, das CO₂ ausstößt, lebt ebenfalls in den sonnenbeschienenen Ozeanschichten und ernährt sich vom Phytoplankton. Das hatte zur Folge, dass das Zooplankton in manchen Testgebieten im selben Maße zunahm wie das Phytoplankton, wodurch die positive Wirkung der Eisenaussaat aufgehoben wurde. Deshalb bleibt dieses Verfahren für manche Umweltschützer umstritten. Einige halten die Eisenaussaat für eine zusätzliche Gefahr, nicht für eine Lösung des Problems.«

»Groß genug, um die Feinde von Herrn Föttinger zu einem Mordanschlag zu bewegen?«

Wiegand zuckte die Achseln. »Sie sind der Polizist, Herr Fabel.«

»Wenn dieses Aussäen von Eisen so umstritten ist, warum haben Sie und Föttinger Environmental es dann gefördert?« Fabel registrierte, dass er nicht mehr die Person befragte, der sein Besuch galt, doch er ließ sich bewusst für eine Weile ablenken.

»Weil, wenn wir die Probleme lösen können, die potenziellen Vorteile gewaltig sind. Das Verfahren könnte uns allen das Leben retten. Und Daniels Forscher stehen kurz davor, mögliche Lösungen zu entwickeln. Sie haben neue Elemente eingebracht, die den Prozess beschleunigen würden, sodass das Phytoplankton viel schneller zu Boden sinkt. Zooplankton kann in mehr als dreihundert Meter Tiefe nicht überleben. Wenn wir also größere Mengen Phytoplankton nach der

Fotosynthese, doch bevor das Zooplankton es fressen kann, unter diese Höhe sinken lassen, haben wir unsere Lösung.«

»Aha. Haben Sie Konkurrenten ... Wettbewerber auf diesem Gebiet?«

Wiegand lachte. »Niemand würde einen Mord begehen, um eine Führungsposition einnehmen zu können. Die Umweltbranche lässt sich auf so etwas nicht ein. Der Planet hat immer den Vorrang vor dem Profit.«

Fabel richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Kirstin Föttinger. Er stellte die üblichen Fragen, um eine möglichst detaillierte Chronologie der Aktivitäten des Toten zu erhalten.

»Nach Ihren Angaben, Frau Föttinger«, sagte er schließlich, »verbrachte Ihr Mann – genau wie Sie übrigens – abends mehr als sechs Stunden im Internet oder sonst wie an Computern?«

»Das stimmt.« Das Porzellangesicht ließ keinen Hinweis darauf erkennen, dass ein solches Verhalten als ungewöhnlich gelten könne. »Es war ein Teil seiner Arbeit und seiner Persönlichkeit. Und meiner auch. Wir beide wollten immer mit dem Web in Verbindung sein.«

Fabel nickte, nahm sich jedoch vor, mit seinem Team zu besprechen, ob es möglich sei, eine Vollmacht zur Untersuchung von Föttingers Computern zu erhalten. Nein, es wäre nutzlos. Bevor sich die Experten der Polizei Hamburg den Computern widmen konnten, würden die noch besseren Experten des Pharos-Projekts bereits alles entfernt haben, was die Sekte in Verlegenheit bringen würde.

»Ich habe gehört, dass Ihr Mann Herrn Berthold Müller-Voigt gut kannte.«

»Nicht allzu gut. Natürlich sind sie einander häufig begegnet.«

»Herr Müller-Voigt hatte doch eine leitende Position bei Föttinger Environmental Technologies ...«

»Nein, er hatte lediglich eine beratende Funktion.«

»Entstand für ihn als Umweltsenator dadurch kein Interessenkonflikt?«

»Er hat den Senat darüber informiert. Außerdem ist unsere Firma nicht in Hamburg tätig. Es gibt keine Aufträge, die an uns vergeben werden könnten.«

»Aber Sie sehen ein, dass ich sämtliche Kontakte zwischen Ihrem Mann und Senator Müller-Voigt überprüfen muss?«

»Glauben Sie wirklich, dass es eine Verbindung zwischen den beiden Taten gibt?«, fragte Wiegand. »Sie sind doch unter nicht vergleichbaren Umständen gestorben. Der Tod des armen Daniel war vielleicht nicht einmal geplant, und nach den Zeitungsberichten zu urteilen, ist Berthold von jemandem ermordet worden, den er in sein Haus gelassen hatte.«

Fabel wandte sich Wiegand zu und sah ihn ein paar Sekunden lang an. Der Grund für seine Bemerkung lag auf der Hand: Wiegand hatte irgendwie erfahren, dass Fabel kurz vor Müller-Voigts Tod in dessen Haus gewesen war.

»Ich weiß nicht, ob eine Verbindung besteht«, erwiderte Fabel. »Noch nicht. Sie haben *Berthold* also auch gekannt?«

»In der Tat.«

»Haben Sie auch seine Partnerin kennengelernt? Meliha Yazar?«

»Nicht, dass ich wüsste.« Wiegand hatte eine undurchsichtige Miene aufgesetzt.

»Frau Föttinger?«

»Der Name ist mir nicht vertraut«, erwiderte sie. »Ich dachte, Berthold hätte keine feste Partnerin. Er hatte einen Ruf als Frauenheld, wie Sie bestimmt wissen.«

Fabel erhob sich, dankte Kirstin Föttinger, drückte ihr noch einmal sein Mitgefühl aus und verabschiedete sich als Darsteller, der von einer Bühne abtrat: Nichts an dem Gespräch war natürlich oder spontan gewesen. Hier konnte er nichts

mehr herausfinden. Wiederum bestand Peter Wiegand darauf, ihn zu begleiten.

»Ihre *Vereinigung* macht mich neugierig, Herr Wiegand«, sagte Fabel, als sie sein Auto erreichten. »Glauben Sie wirklich an die Konsolidierung? Daran, dass Sie alle in einen Hauptcomputer hochgeladen werden können?«

»Herr Fabel, jede Religion, jedes Glaubenssystem hat einen zentralen Leitsatz, der eine Fülle von Interpretationen ermöglicht. Unabhängig vom Glaubenssystem werden manche Anhänger den Leitsatz wörtlich nehmen, während andere ihn für symbolisch halten. Wie auch immer, möglicherweise ist all das hier ...« Er machte eine ausladende Geste, als wolle er die parkähnlichen Gärten, die Bäume und alles Übrige umfassen. »... die Konsolidierung. Vielleicht ist es nicht die wahre Realität, und wir sind bloß ichbewusste Programme in einem posthumanen, künstlichen Umweltmodell. Aber wenn dies die Realität ist – und ich bin fest davon überzeugt –, dann nähert sie sich ihrem Ende, falls wir nicht radikale Schritte ergreifen, und zwar bald.« Er sah Fabel an, als würde er ihn einschätzen. »Es steht Ihnen frei, uns zu besuchen, Herr Fabel. Haben Sie den Pharos gesehen, unser hiesiges Hauptquartier an der Küste bei Hörne? Es liegt übrigens nicht sehr weit von Berthold Müller-Voigts Haus entfernt. Und dort sind Sie, glaube ich, schon gewesen.«

»Nein, ich habe den Pharos noch nie gesehen«, wich Fabel aus.

»Dann sollten Sie vorbeikommen! Er ist ein Bauwerk mit einer wirklich außergewöhnlichen Architektur. Der Pharos ist ein Anbau an einen Leuchtturm aus dem neunzehnten Jahrhundert, und das gesamte Gebäude ragt über das Wasser hinweg. Wir haben sogar mehrere Glasplatten in den Fußboden eingelassen, durch die man das zwanzig Meter tiefer liegende Meer sehen kann.« Er reichte Fabel eine Visitenkarte. »Bitte

besuchen Sie uns, Herr Fabel. Unsere Türen sind für alle geöffnet, sogar für Polizisten. Aber ich würde Sie bitten, vorher anzurufen, damit wir uns auf Sie einstellen können. Das Einzige, was Sie mitbringen sollten, ist ein offener Geist.«

»Damit Sie ihn schließen können?«

»Trotz allem, was Ihnen Ihre Kollegen vom BfV möglicherweise mitgeteilt haben, sind wir *keine* Sekte. Wir sind ein Umweltverband.«

»Ich muss zugeben«, sagte Fabel, »dass mir der Gedanke, über dem Meer in der Luft zu hängen, nicht gefällt.«

»Sie haben Angst vor dem Wasser, Herr Fabel?«

»Nein ... keine Angst. Ich bin in Norddeich aufgewachsen und habe einen gesunden Respekt vor ihm.«

»Das einzige Wasser, vor dem ich Angst habe«, sagte Wiegand, der plötzlich weniger leutselig und dafür ernster geworden war, »ist dunkles Wasser. Haben Sie schon vom Albedo-Effekt gehört? Albedo ist das Rückstrahlvermögen von nicht selbst leuchtenden Oberflächen. Polareis reflektiert die Sonnenstrahlen und verhindert so, dass sich das Meer erwärmt. Je mehr Eis, desto kühler ist das Meer und desto stabiler das Klima. Je größer das Verhältnis von dunklem Wasser zu weißem Eis ist, desto schneller erhitzt sich der Planet. Von Jahr zu Jahr findet man weniger Eis an den Polen und immer mehr dunkles Wasser. Was auch immer Sie von mir oder dem Pharos-Projekt halten mögen, Herr Fabel, ich fürchte mich aufrichtig vor der Katastrophe, die uns erwartet, und nutze jede Waffe, die mir zur Verfügung steht, damit es nicht dazu kommt. Dies ist kein Spiel, sondern eine Schlacht ums Überleben.«

Fabel nickte nachdenklich. Wie weit würde Wiegand gehen, und welche Waffen war er bereit einzusetzen? Zudem hatte Fabel gelesen, dass sich Wiegands persönliches Vermö-

gen nicht auf Millionen, sondern auf Milliarden belief, und an jeder Apokalypse konnte man verdienen.

»Vielleicht werde ich Sie besuchen, Herr Wiegand«, sagte er und musterte die Visitenkarte. Sie zeigte das gleiche stilisierte Auge wie das Plakat, das er auf der Fahrt zum Flughafen bemerkt hatte. »Bald.«

Sobald Fabel im Auto saß, schaltete er sein Handy wieder ein. Es klingelte fast sofort.

»Okay«, sagte Anna Wolff. »Eine interessante Sache. Ich habe die Namen und auch das Kennzeichen gecheckt, die du mir genannt hast ... Wenn das Auto dir wirklich gefolgt ist, dann nicht, weil es zu unseren oder denen des BfV gehört. Es ist unter Seamark International gemeldet, einer maritimen Sicherheitsfirma.«

»Was? Warum zum Teufel folgt mir eine private Sicherheitsfirma?«

»Soll ich jemanden zu ihrer Zentrale schicken, um ein paar Antworten zu erhalten?«

»Nein, noch nicht. Sie brauchen nicht zu wissen, dass ich ihnen auf die Schliche gekommen bin. Aber wenn ich dasselbe Auto noch einmal hinter mir sehe, werde ich es anhalten lassen. Inzwischen könntest du diese Firma Seamark International für mich überprüfen. Ich würde ein Monatsgehalt darauf wetten, dass sie sich als Tochtergesellschaft des Korn-Pharos-Konzerns entpuppt. Was ist mit den Namen, die ich dir genannt habe?«

»Victoria Kempfert könnte keine reinere Weste haben. Keine Vorstrafen oder Verhaftungen, kein nennenswerter Kontakt mit der Polizei. Viel interessanter ist Daniel Föttinger. Er scheint jemand gewesen zu sein, der sich mit einem Nein nicht abfindet. Letztes Jahr ist ihm von einer Angestellten sexuelle Belästigung vorgeworfen worden, und man hat ihn *zwei Mal* wegen Vergewaltigung verklagt. Das erste Mal

noch während seines Studiums und das zweite Mal 1999. Alle drei Anklagen wurden fallen gelassen, sobald die Polizei mit den Ermittlungen begann. Föttingers Papa hatte offenbar genug Kohle, um unerfreuliche Dinge ungeschehen zu machen ... Und das Gleiche gilt nun für Föttinger junior.«

»Wirklich interessant.«

»Das ist noch nicht alles. Föttingers Eltern ließen ihn nach dem ersten Vorfall in eine Privatklinik in Bayern einweisen, eine psychiatrische Klinik. Ich habe einen richterlichen Befehl beantragt, damit wir an die Unterlagen herankommen. Ich dachte, dass du sie haben willst. Wer weiß, wie relevant all das ist, aber vielleicht wollte sich jemand an ihm rächen.«

»Gut gemacht, Anna.« Fabel überlegte. »Würdest du mir die Namen und Adressen der Opfer besorgen? Ich möchte mit ihnen reden. Oder wenigstens mit einer der Frauen.«

»Natürlich, Chef, aber ich brauche etwas Zeit. Muss mich in zehn Minuten auf die Socken machen. Ich fahre zu dem Behinderten, mit dem du gesprochen hast – Johann Reisch. Zwei Beamte sind draußen, um seinen Computer zu überprüfen, einer von der Technischen Abteilung und noch einer von Cyberverbrechen. Übrigens, die sind sauer auf dich. Sie meinen, die Verzögerung könne es ihm ermöglicht haben, eine Menge Beweismaterial zu löschen.«

»Reisch ist nicht unser Mann, Anna. Das sagt mir der gute alte Polizisteninstinkt, nicht die Technik.«

»Also, das Problem ist, dass sie vor Reischs Haus stehen und ihnen keiner öffnet. Dabei werden sie von Reisch erwartet. Sie haben sich telefonisch mit ihm verabredet.«

»Das klingt nicht gut, Anna. Reisch ist praktisch ans Haus gefesselt. Nimm einen Streifenwagen mit. Wenn sich niemand meldet, lass die Tür aufbrechen. Ich komme sofort. Besser noch, du wartest, bis ich eintreffe. Und besorg die Nummer seiner Betreuerin. *Shit*, ich habe ihren Namen vergessen ...«

»Rössing ... Ich bin schon dabei. Bis gleich.«

26.

Wie sich herausstellte, brauchten sie nicht gewaltsam in Reischs Haus einzudringen. Frau Rössing, seine Betreuerin, erschien, gerade als Fabel eintraf, mit einem Schlüssel. Ihre Miene spiegelte aufrichtige Besorgnis wider. »Heute Morgen ging es ihm noch gut«, sagte sie, während sie sich mit dem Schlüsselbund abmühte.

»Warten Sie hier«, sagte Anna, nachdem Frau Rössing die Tür aufgeschlossen hatte. »Wir müssen als Erste reingehen.«

Sie fanden Reisch genau dort vor, wo Fabel bei seinem letzten Besuch mit ihm gesprochen hatte: Er saß am Tisch und starrte den Bildschirm seines Laptops an. Mit dem Unterschied, dass Reisch den Bildschirm nun durch den durchsichtigen Kunststoff eines Plastikbeutels anstarrte, der seinen Kopf umhüllte und am Hals mit einer Schnur zugebunden war. Der große Beutel blähte sich, als wäre er mit Luft vollgepumpt worden. Fabel musste an einen überdimensionalen Raumfahrerhelm oder an die Haube eines Kontaminationsanzugs denken. Reisch saß immer noch aufrecht da, denn die Nackenstütze seines Rollstuhls hinderte ihn daran, zusammenzusacken.

Fabel presste den Zeigefinger an Reischs Hals, genau unter der Stelle, wo die Schnur fest zusammengezogen worden war. Er schüttelte den Kopf.

»Scheiße ...« Anna betrachtete den Toten. »Glaubst du, dass ihn jemand wegen seiner Verbindung zu Virtual Dimension ermordet hat?«

Fabel antwortete nicht, sondern ließ sein Handy auf-schnappen und rief das Präsidium an. Er fragte, wer Spuren-sicherungsdienst habe.

»Lass die Betreuerin nicht rein, Anna«, sagte er leise, nachdem er das Gespräch beendet hatte. »Aber sie soll wissen, dass Reisch verstorben ist. Holger Brauner ist mit seinem Team unterwegs.«

Anna und der Schutzpolizist verließen das Zimmer, und Fabel musterte Reischs Schreibtisch genauer. Auf der Platte lag ein Päckchen, das unordentlich aufgerissen worden war. Daneben stand ein Gefäß, das Fabel an einen kleinen Sauerstoffkanister mit einem daran befestigten Schlauch erinnerte. Er zog einen Latexhandschuh aus seiner Jackentasche und benutzte ihn als Schutz, während er den Kanister auf die andere Seite rollte. Darauf stand das Symbol *He*. Nicht Sauerstoff, sondern Helium.

Fabel blickte auf den Schirm des Laptops. Während Reisch starb, war er in Virtual Dimension eingeloggt gewesen. Nun wanderte sein Avatar ziellos durch eine surrealistisch-realistische Welt, die aus Computergrafiken bestand. Dies war das Letzte, was sein sterbendes Gehirn wahrgenommen hatte. Selbst jetzt machte Reisch noch den Eindruck eines Mannes, der sein kybernetisches Alter Ego beobachtete.

Nach der Ankunft Brauners und seines Teams ging Fabel zu Anna und dem Schutzpolizisten vor dem Haus. Nach nur fünfzehn Minuten rief Brauner ihn zurück ins Wohnzimmer.

»Diese Sache kannst du vergessen, wenn du mich fragst, Jan«, sagte er. »Natürlich musst du auf die Autopsie warten, aber das hier ist kein Mord. Es ist Selbstmord, und der interessiert dich nicht.«

»Und wer hat ihm den Beutel um den Hals gebunden? Wenn er es selbst getan hätte, dann hätte sein Überlebens-

instinkt doch bei den ersten Anzeichen des Erstickens eingesetzt.«

»Nein, Jan. Das ist ein sogenannter Exit-Bag. Teil eines Selbstmordpakets. Die Schnur wird ohne fremde Hilfe gezogen. Und der ›Überlebensinstinkt‹, von dem du sprichst, wird als hyperkapnische Alarmreaktion bezeichnet. Das ist die Panik, die man empfindet, wenn das CO₂-Niveau im Blut gefährlich hoch wird und das Gehirn einem befiehlt, rasch wieder zu atmen. Bei ihm war das nicht der Fall. Dazu dient der Kanister: Durch ihn kann man den Beutel oder die Lunge oder beides mit einem Edelgas wie Stickstoff oder Helium füllen. Es verwirrt das Gehirn und schaltet die hyperkapnische Alarmreaktion aus. Man hat das Gefühl, normal zu atmen. Kein Schmerz, keine Panik. Dann wird man bewusstlos und wacht nie wieder auf. Ob du es glaubst oder nicht, man kann Exit-Bags im Internet kaufen oder die Herstellungsanleitung dazu herunterladen. Wir haben das Päckchen, mit dem der Beutel geschickt wurde, eingetütet. Vielleicht findest du heraus, wo er ihn bestellt hat. Und vermutlich sind darauf Hinweise zu finden ...« Er nickte in Richtung des Laptops auf dem Tisch.

»Du bist also überzeugt, dass es Selbstmord war?«

»Nichts deutet auf etwas anderes hin. Warum war er im Rollstuhl?«

»Motorneuronenkrankheit. Der arme Hund.«

»Dann mache ich ihm keine Vorwürfe. An seiner Stelle würde ich das Gleiche tun, bevor ich nicht mehr dazu in der Lage wäre. Und ehrlich gesagt sind diese Exit-Bags nicht das schlimmste Verfahren, sich zu verabschieden. Allerdings empfiehlt es sich nicht, unterbrochen und gerettet zu werden. Wenn du den Versuch überlebst, ist dein Gehirn nur noch Brei.«

Die Beamtin von Kroegers IT-Team trat ein. Sie hatte sich bei Anna gemeldet und gewartet, während die Spurensicherer ihre Arbeit machten. Zierlich, mit kastanienbraunem, zu einem Pferdeschwanz gebundenem Haar, in Jeans und einer hüftlangen Freizeitjacke, entsprach sie nicht dem Bild einer Polizistin. Sie hätte eher eine Studentin auf dem Weg zur Vorlesung sein können. Etwas an ihr erinnerte Fabel an seine Tochter Gabi, die ebenfalls kastanienbraune Haare hatte und sich überlegte, wie ihr Vater eine Polizeilaufbahn einzuschlagen. Fabel bemerkte, dass die junge Frau sich Mühe gab, den Toten im Rollstuhl nicht anzusehen.

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

»Ja, Herr Hauptkommissar. Entschuldigung.« Sie runzelte die Stirn. »Ich hätte gern gewusst, ob wir den Laptop immer noch untersuchen sollen?«

»Natürlich«, sagte Fabel. Er betrachtete erneut den Bildschirm. *Thorsten66*, Reischs Avatar, spazierte weiterhin durch die Kunstwelt von New Venice in Virtual Dimension. In einer Ecke des Schirmes, unter dem Foto des muskulösen jungen Mannes, den Reisch gewählt hatte, weil er ihn an sein früheres gesundes Ich erinnerte, erschienen Nachrichten von anderen Benutzern, die Thorsten66 zu Partys an den Lagunen oder zur Teilnahme an den Olympischen Spielen von New Venice einluden. Es war kein Zufall, dass Reisch, während er starb, gerade dieses Bild vor sich gehabt hatte. Vielleicht hatte er wirklich geglaubt, sich im Moment des Todes durch eine Willensanstrengung in jene nachgemachte, doch unendlich angenehmere Realität versetzen zu können.

Die junge Beamtin beugte sich vor, um den Laptop zu schließen und mitzunehmen.

»Lassen Sie ihn stehen«, sagte Fabel. Dann fuhr er mit sanfterer Stimme fort: »Lassen Sie ihn eingeschaltet. Ich bringe ihn in einer Minute nach draußen.«

Auf der Fahrt zum Präsidium blickte Fabel immer wieder in den Rückspiegel. Da ihm kein VW-Geländewagen mehr zu folgen schien, fragte er sich, ob Paranoia ansteckend war. Er fand es immer wieder seltsam, welche Einzelheiten seiner Arbeit ihm zu schaffen machten: nicht unbedingt die Begegnung mit Gewalt und Grauen oder mit den schlimmsten Seiten der menschlichen Natur, sondern nun, als er in Richtung Alsterdorf fuhr, das Bild des sterbenden Reisch, der vor einem Computer saß und sich wünschte, Teil einer Lüge zu sein. Am stärksten bewegten Fabel der Kummer, die Verletzlichkeit und die Verzweiflung, die er bei seiner täglichen Arbeit sah.

Das ganze Team war wieder versammelt, und wie üblich ging man die Ermittlungen durch und besprach die neuen Informationen zu jedem Mord miteinander. Wie mit van Heiden abgesprochen, leitete Nicola Brüggemann nun die Untersuchungen im Network-Killer-Fall.

Brüggemann besaß eine Figur, die Fabels Mutter als »mollig« beschönigt hätte. Aber die Hauptkommissarin von der Arbeitsgruppe Verbrechen an Kindern war keineswegs anschniegksam. Ihre Pfunde verteilten sich über eine Statur, die mindestens einen Meter achtzig groß war, und ihre Schultern hätten einem amerikanischen Profi-Footballer zur Ehre gereicht. Ihr schwarzes Haar, an den Seiten kurz und oben üppig, unterstrich ihr männliches Aussehen. Sie war, wie Fabel wusste, eine geradlinige Holsteinerin, deren Benehmen man als schroff und deren Humor man als beißend bezeichnen konnte. Ihr fehlte die Widerborstigkeit, auf die Fabel regelmäßig bei Anna stieß; stattdessen verfügte sie über einen kompromisslosen, direkten Professionalismus. Im Polizeigeschäft stand Nicola Brüggemann für die schnörkellose Variante. Fabel hatte großen Respekt vor ihr als Kollegin. Während sie die Fortschritte im Network-Killer-Fall schilderte,

war er dankbar dafür, dass sie ihn demonstrativ bat, ihre Zuteilung von Mitteln und Personen zu genehmigen. Sie wollte damit deutlich machen, dass Fabel immer noch die Verantwortung trug.

Nach Brüggemanns Zusammenfassung umriss Fabel kurz die Geschehnisse in Reischs Haus in Schiffbek. Es sei unwahrscheinlich, dass sich aus ihnen Konsequenzen für die anderen Ermittlungen ergaben.

Thomas Glasmacher und Dirk Hechtner bildeten ein ungleiches Team: Glasmacher war groß, blond und kräftig, Hechtner klein, dunkelhaarig und schwächling; Glasmacher war reserviert, Hechtner kontaktfreudig. Fabel hatte beide vor mehr als einem Jahr in die Mordkommission geholt und zu Partnern gemacht. Es freute ihn, wie sie zusammengewachsen waren. Dirk ergriff meistens das Wort, und nun bestätigte er, dass der vollständige Bericht über die Leiche, die an der Poppenbütteler Schleuse entdeckt worden war, eingetroffen sei. Wie die anderen Opfer war Julia Henning vergewaltigt und erwürgt worden; wiederum gab es keine fremde DNA oder sonstige Details, die das Spurensicherungsteam oder der Gerichtsmediziner hätten sicherstellen können.

Doch die Autopsie hatte noch etwas anderes enthüllt.

»Es hat den Anschein, dass sie nicht so frisch war, wie wir am Anfang dachten«, erläuterte Dirk.

»Und das bedeutet?«, fragten Nicola Brüggemann und Fabel im Chor.

»Es bedeutet, dass bei einer Blutanalyse des Opfers Hinweise auf eine Kaltlagerung gefunden wurden. Sie ist nicht eingefroren, aber bei einer sehr niedrigen Temperatur aufbewahrt worden, wie in einem Kühlhaus.«

»Jemand hat versucht, den Zeitpunkt des Todes zu vertuschen?«, fragte Fabel.

»Danach sieht es aus«, erwiderte Thomas Glasmacher. »Man kann nicht feststellen, wie lange sie im Kühlraum und wie lange sie danach bei normaler Temperatur gelagert wurde. Jedenfalls hat der Mörder offenbar versucht, uns über den Todeszeitpunkt zu täuschen. Und es ist ihm gelungen.«

»Aber warum?«, fragte Werner. »Warum jetzt? Er hat so etwas noch nie getan.«

»Es sei denn, er glaubt, einen Fehler gemacht zu haben«, sagte Dirk. »Oder vielleicht hat ihn jemand gesehen, und er versucht, den Zeitpunkt zu verfälschen, damit er nicht mit dem Tatort in Verbindung gebracht werden kann.«

Fabel dachte über Hechtners Bemerkung nach. »Möglich, aber es passt nicht zu dem, was uns über seinen Modus bekannt ist. Ich weiß nicht, Dirk, aber es ist ein seltsamer Wechsel seines Musters.«

Sie ließen das Thema vorläufig ruhen, damit Thomas Glasmacher und Dirk Hechtner ihren Bericht über das Opfer erstatten konnten. Sie hatten lediglich herausgefunden, dass Julia Henning eine hübsche, intelligente, doch zurückhaltende und ungebundene junge Anwältin gewesen war, die für eine Wirtschaftskanzlei in Hamburg arbeitete und sich hauptsächlich Urheberrechtsstreitigkeiten widmete. Thomas und Dirk hatten mit Julias Eltern, Kollegen und ihren relativ wenigen Freunden gesprochen. Trotz ihrer Attraktivität hatte Julia kaum feste Beziehungen zu Männern gehabt und war zur Zeit ihres Verschwindens mit niemandem liiert gewesen. Sie hatte in Eppendorf allein unter der Adresse gewohnt, die Fabel von der Frau im Hafen erfahren hatte, und war zum letzten Mal am Freitagnachmittag an ihrem Arbeitsplatz gesehen worden. Damit kam das ganze Wochenende für den Mordzeitpunkt in Frage.

Eines fiel auf. Bei der Durchsuchung ihrer Wohnung war nichts weiter gefunden worden. Erst beim Hinausgehen hatte

Dirk plötzlich bemerkt, dass etwas fehlte und durch seine Abwesenheit hervortrat. Der Computer. Denn alle Opfer des Network-Killers hatten mit ihm über Social Networking Sites Kontakt gehabt.

»Also dachten wir, dass sie, wenn sie keinen Computer besaß, vielleicht ein webfähiges Handy hatte.«

»Lasst mich raten«, warf Fabel ein, »ein Handy wurde auch nicht gefunden.«

»Julia Henning muss die einzige Siebenundzwanzigjährige in Hamburg gewesen sein, die weder einen Computer noch ein Mobiltelefon besaß. Deshalb haben wir ein Spurensicherungsteam in die Wohnung geholt. Es ist ziemlich klar, dass jemand ihre Sachen mitgenommen hat, möglicherweise der Mörder.«

»Haben die Nachbarn etwas gesehen?«

Diesmal antwortete Thomas Glasmacher, der größere und ruhigere der beiden. »Nein, niemand hat etwas Ungewöhnliches bemerkt oder eine unbekannte Person beim Betreten oder Verlassen der Wohnung gesehen. Wir haben einen Schuhkarton voller Quittungen und Garantien gefunden und sind noch dabei, ihn durchzugehen. Außerdem haben wir ihre Bank um eine detaillierte Liste all ihrer Kontenabbuchungen gebeten. Ich wette, es gibt einen Dauerauftrag für Überweisungen an ihren Telefondienstleister. Aber auch wenn wir feststellen, dass sie einen Computer und ein Handy hatte, müssen wir die Geräte immer noch finden.«

Fabel stöhnte auf. Sie schienen dauernd in einem Nebel herumzutappen. »Irgendetwas ist hier anders.« Er rieb sich das Kinn. »Jemand versucht unzweifelhaft, seine Spuren zu verwischen und die Zeiten zu verfälschen. Aber wie Werner schon sagte: Warum jetzt? Warum hielt er es für notwendig, die Details in diesem Fall plötzlich zu ändern?«

Sie wandten sich dem Fall Müller-Voigt zu. Werner schilderte den bisherigen Stand der Ermittlungen. Er bestätigte das, was Fabel bereits von Astrid Bremer über die verwischten Fingerabdrücke und die am Tatort gefundenen grauen Fasern erfahren hatte. Davon abgesehen, schien auch diese Ermittlung ins Stocken geraten zu sein, obwohl Werner sich alle Mühe gab, jeglichen Verdacht, dass sein Chef an dem Mord beteiligt gewesen war, auszuräumen.

Anna Wolff nahm den Faden auf.

»Müller-Voigts geheimnisvolle Freundin ist ein kleines bisschen durchschaubarer geworden«, sagte sie. »Aber eben nur ein kleines bisschen.«

»Oh?«, fragte Fabel mit plötzlichem Interesse.

»Müller-Voigt hatte eine breite Auswahl an Restaurants, in die er Frauen einlud. Es hätte mir die Sache leichter gemacht, wenn er ein Gewohnheitstier gewesen wäre, aber ich habe alle überprüft. Niemand hat eine Frau gesehen, die Melihas Beschreibung entsprach. Dann dachte ich, dass sie vielleicht den Ton angab und entschied, wohin sie gingen. Und da sie Türkin ist, habe ich beschlossen, einige der türkischen Restaurants in der Stadt unter die Lupe zu nehmen. Ihr könnt mir glauben, es gibt eine *Menge* türkischer Restaurants in Hamburg. Ich habe mir die Freiheit genommen, ein Bild von Müller-Voigt und eine Beschreibung von Meliha Yazar bei der Schutzpolizei zirkulieren zu lassen.

Wir sind in Elmsbüttel fündig geworden. Der Besitzer eines Restaurants am Schulterblatt im Schanzenviertel schwört, dass Müller-Voigt und Meliha dort Stammgäste waren. Er erkannte Müller-Voigts Bild, hatte aber keine Ahnung, dass er Politiker war, und er erinnert sich an Meliha, weil sie Türkisch mit ihm sprach. Wie sie ihm erzählte, stammte sie aus Silviri, an der Küste. Einige Male kam sie auch allein zum Essen, aber es gibt keine Kreditkartentransaktion, weil sie

entweder bar zahlte oder Müller-Voigt die Rechnung übernahm. Leider ist das alles, mehr wusste er nicht. Allerdings ist der reguläre Kellner zurzeit im Urlaub, aber er kommt diese Woche zurück. Der Besitzer hatte den Eindruck, dass es der Frau nicht gefiel, wenn man ihr Fragen stellte. Sonst jedoch war sie sehr freundlich, und die beiden schienen ein sehr eng miteinander verbundenes Paar zu sein.«

Noch ein Amateuropsychologe unter den Kellnern, dachte Fabel. »Immerhin etwas. Nein, mehr als das. Gut gemacht, Anna. Jedenfalls können wir nun nachweisen, dass Meliha Yazar existierte.«

Er kehrte zu der förmlichen Zusammenfassung der Fälle zurück und hoffte, dass ihm etwas ins Auge springen würde. Gewöhnlich war es Aufgabe der Mordkommission, eine Gemeinsamkeit zwischen Fällen zu finden und Verbindungen herzustellen. Im Moment jedoch stolpterten sie dauernd über Gemeinsamkeiten und Verbindungen, wo keine hätten vorhanden sein sollen: Der Network-Killer-Fall hatte wahrscheinlich nichts mit der zerstückelten weiblichen Leiche zu tun, die am Fischmarkt angeschwemmt worden war, aber Müller-Voigts Ermordung *konnte* etwas mit der Wasserleiche zu tun haben, und Daniel Föttingers Tod, möglicherweise ungeplant, hätte sich von allen anderen abheben müssen, aber es gab Verbindungen und Gemeinsamkeiten. Oder wenigstens so viele Übereinstimmungen, dass ein Zufall nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit nahezu ausgeschlossen werden konnte.

Müller-Voigts verschwundene Freundin hatte Nachforschungen über das Pharos-Projekt angestellt, und die am Fischmarkt angeschwemmte Leiche war fast genauso lange im Wasser gewesen, wie Meliha vermisst wurde. Müller-Voigt gehörte dem Aufsichtsrat von Föttinger Environmental Technologies an, und sowohl Daniel als auch Kirstin

Föttinger waren Mitglieder des Projekts. Sogar der Network-Killer-Fall wies durch die Firma, die Virtual Dimension entwickelt hatte, eine unerwartete, wenn auch eher zufällige Verbindung zu Pharos auf. Hinzu kam die Tatsache, dass jemand nach Kräften versucht hatte, Fabel zum Verdächtigen nicht nur im Network-Killer-Fall, sondern auch für Müller-Voigts Ermordung zu machen. Und wer immer dafür verantwortlich war, verfügte über enorme technische Fähigkeiten und Mittel. Wie das Pharos-Projekt.

»Aber was für eine Verbindung könnte zwischen dem Pharos-Projekt und Frauen bestehen, die nach dem klassischen Muster von Seriensexualstraftätern ausgewählt, vergewaltigt und erwürgt worden sind?«, fragte Nicola Brüggemann. »Ritualmorde – meinetwegen. Auch die Beseitigung von früheren Mitgliedern wäre plausibel. Aber wir wissen, dass keine dieser Frauen etwas mit dem Projekt zu tun hatte.«

»Mit der Ausnahme, dass Virtual Dimension einem Korn-Pharos-Unternehmen gehört«, sagte Werner.

»Stimmt, aber das ist kein *so* großer Zufall. Korn-Pharos beherrscht durch all die Firmen der Gruppe große Bereiche des Internet.«

»Was ist mit diesem Reisch, Jan?«, fragte Werner. »Sein Tod könnte als weiteres Zusammentreffen gesehen werden. Er hat Virtual Dimension ebenfalls genutzt, und wir wissen, dass er mit den toten Frauen Kontakt aufgenommen hatte. Vielleicht hat er aus einem Schuldgefühl heraus Selbstmord begangen.«

»Aber er war körperlich nicht in der Lage, solche Verbrechen zu verüben«, widersprach Fabel.

»Trotzdem glaube ich, dass Werner nicht unrecht hat«, sagte Brüggemann in ihrem tiefen Alt. »Wenn er unfähig war, die Verbrechen selbst auszuführen, könnte er trotzdem irgendwie in sie verwickelt gewesen sein. Vielleicht gehörte er

zu einem Mordteam, das sich mit Blödsinn wie *folie à deux* oder *folie à trois* befasste. Vielleicht kriegte er einen Cyber-Ständer dadurch, dass ein Komplize die Tat für ihn beging.«

»Nein. Das passt nicht in den Zusammenhang, Nicola. Aber wir werden die Möglichkeit trotzdem ins Auge fassen. Die Arbeitsgruppe Cyberverbrechen hat mit einer forensischen Untersuchung seiner Festplatte begonnen. Vielleicht finden wir dort etwas. Allerdings glaube ich, dass Reisch ein armer Kerl war, dem das Schicksal die denkbar schlechtesten Karten zugeteilt hatte. Er beschloss einfach, diese Karten hinzuwerfen. Das ist jedenfalls meine Meinung.«

»Was ist mit der Generalstaatsanwaltschaft? Rückt sie bald Durchsuchungsbefehle heraus?«, fragte Henk Hermann.

»Wir haben einfach noch nicht genug Belastungsmaterial gegen das Pharos-Projekt. Ehrlich gesagt, die Generalstaatsanwaltschaft zögert, sich mit der juristischen Macht des Korn-Pharos-Konzerns anzulegen, ohne ihrer Sache völlig sicher zu sein.« Fabel seufzte. »Das ist verständlich. Der Konzern verfügt über die Mittel eines Kleinstaates. Wir *müssen* mehr über Pharos herausfinden. Und zwar etwas, das stichhaltig ist. Nicht mehr Indizien.«

»Es ist komisch«, meinte Henk. »Normalerweise steht ein Individuum, eine Einzelperson, an der Spitze unserer Verdächtigenliste. Aber hier geht es um eine *Gruppe*, dazu noch um eine ziemlich gestaltlose und anonyme Gruppe. Als wäre es ein Wirtschaftsverbrechen.«

Fabel starrte Henk an. Nach einer Weile wurde es dem Kommissar unbehaglich, und er lachte nervös. »Was ist denn?«

»Du hast recht, Henk«, sagte Fabel energisch. Er sprang auf und griff nach der Akte, die er von Menke erhalten hatte. »Verbrechen werden nicht von Körperschaften begangen. Ich

habe hier irgendwo gelesen ...« Er blätterte die Seiten des BfV-Berichts durch. »Hier ist es ... In der Philosophie der Sekte wird die Bedeutung des Egregors, des Gruppengeistes, unterstrichen.«

Fabel las aus der Akte vor: »... der Egregor ist seit mehr als einem Jahrhundert ein Begriff des Okkultismus und des mystischen Denkens, doch das Pharos-Projekt hat seine Bedeutung aus der heutigen Managementlehre übernommen, wonach Unternehmen von einem einheitlichen Grundbewusstsein, der Corporate Culture, gekennzeichnet sind, zumindest was ihre Verantwortung und ihre Verpflichtungen betrifft. Wie alle destruktiven Sekten ist das Pharos-Projekt bemüht, den Einzelnen der Gruppe unterzuordnen. Um dieses Ziel zu erreichen, werden die Mitglieder des Projekts einer langwierigen psychologischen Programmierung sowie einer genau zu befolgenden, detailliert festgelegten und strukturierten Tagesroutine unterworfen. Teil der Schaffung eines Gemeinschaftsgeistes ist der ausschließliche Gebrauch der englischen Sprache als Kommunikationsmittel. Dies hat das Pharos-Projekt von großen deutschen Konzernen übernommen, die alle Führungskonferenzen in englischer Sprache abhalten, selbst wenn sämtliche Anwesenden deutsche Muttersprachler sind.

Ein weiteres Element der an das Konzept der Corporate Culture angelehnten Kultur des Pharos-Projekts besteht darin, dass sämtliche Anhänger Uniformen tragen. Wegen der bundesrepublikanischen Einschränkungen der Verwendung von Uniformen durch politische oder quasipolitische Gruppen zwingt das Pharos-Projekt seine Mitglieder, lediglich identische Straßenanzüge und -kostüme zu tragen: hellgraue für die einfachen Mitglieder, dunkelgraue für die Konsolidierer und schwarze für hohe Vertreter der Organisation. Dadurch vermeidet man Konflikte mit den Gesetzen und erreicht ein Ele-

ment der Anonymität, da sich die Ausstattung nur unerheblich von normaler Geschäftskleidung unterscheidet ...«

Fabel klappte den Ordner zu. »Werner, könntest du Astrid Bremer bitten, uns detaillierte Angaben über die chemische Zusammensetzung der grauen Fasern zu machen, die in Müller-Voigts Haus gefunden wurden. Sie sind besonders deshalb ungewöhnlich, weil sie vollständig synthetisch zu sein scheinen. Ich würde wetten, dass das Pharos-Projekt seine Uniformen bei irgendeinem Großhändler kauft. Anna, du musst deinen Kontaktmann bei der Generalstaatsanwaltschaft becircen und ihn überzeugen, dass wir zu Vergleichszwecken einen begrenzten Durchsuchungs- und Beschlagnahmefehl für zwei Jacketts des Pharos-Projekts benötigen.« Fabel hielt inne und blickte zu Nicola Brüggemann hinüber.

»Nur zu«, sagte sie ohne eine Spur von Feindseligkeit. »Es ist deine Abteilung.«

»Vielen Dank.« Fabel verzog das Gesicht wie jemand, der sich daran zu erinnern versucht, wohin er seine Autoschlüssel gelegt hat. »Die Frau unten an den Docks – sie trug auch ein hellgraues Straßenkostüm.«

»Mein Gott, Jan«, sagte Brüggemann, »das ist sehr weit hergeholt. Kostüme sehen nun mal so aus.«

»Mag sein. Aber ich bin ziemlich fest davon überzeugt, dass sie eine Konsolidiererin war. Alles fügt sich allmählich zusammen. Die Morde des Network-Killers sind mit dem Pharos-Projekt verknüpft, aber ich kann den Grund ums Verrecken nicht herausfinden.« Er griff nach seinem Jackett an der Stuhllehne.

»Nicola, mach weiter. Ich muss weg.«

»Wohin willst du?«

»Ich werde einen Leuchtturm besichtigen.«

27.

Susanne war noch im Institut für Rechtsmedizin, als Fabel sie aus seinem Auto anrief, während er erneut auf das Alte Land und Stade zusteuerte. Diesmal umfuhr er die Stadt und hielt sich an ein Straßenband, das parallel zum Ufer verlief, doch am Wasserrand rechts von Fabel durch einen gewellten Deich abgeschirmt war. Zu seiner Linken teilte sich das Land in lange, schmale Felder von hellem und dunklem Grün oder gedämpftem Gold; alle waren von den Knicks eingegrenzt, die Müller-Voigt erwähnt hatte. Die Landschaft erinnerte an eine Patchworkdecke, die, abgesehen von den Deicherhebungen an ihrem Saum, makellos glatt gebügelt war.

Fabel brauchte ungefähr eine weitere Stunde, um den Pharos zu erreichen. Vorher hielt er am Straßenrand an, um das Gebäude aus der Entfernung zu bewundern. Das Licht nahm ab, und die Wolkendecke trübte die Aussicht ebenfalls ein, doch Fabel sah trotzdem, dass Müller-Voigt recht gehabt hatte: Der Pharos war in der Tat ein herrliches Bauwerk. An der Flanke des neuen Gebäudes stand ein vier oder fünf Stockwerke hoher, traditioneller Nordsee-Leuchtturm: nicht schlank, sondern massiv, kräftig und quadratisch. Die große Leuchtfeuergalerie war von sich überkreuzenden Eisenverstrebungen umgeben. Der Turm, offenbar gründlich renoviert, glänzte, als wäre er gerade gebaut worden und hätte nicht schon mehr als anderthalb Jahrhunderte unbeugsam in der Landschaft gestanden.

Doch vor allem beeindruckte Fabel das an den ursprünglichen Leuchtturm angefügte Hauptgebäude. Es bestand aus

drei Abschnitten oder Bauelementen. Der Abschnitt, an dessen Seite sich der Leuchtturm anschloss, war ein langer, zweistöckiger Block. Man hatte anscheinend beabsichtigt, den Blick auf den Leuchtturm aus keiner Richtung zu verstellen. Dieser Abschnitt erstreckte sich rund fünfzig Meter weiter bis zum Ufer; dann folgte ein fünfstöckiger Block in Form eines mächtigen Parallelogramms – eines Rhomboeders, wie Fabel sich plötzlich aus seiner Schulmathematik erinnerte –, das über das Wasser hinausragte. Dieser Teil war von schweren Stahlbetonträgern eingefasst, doch die Seiten des Gebäudes bestanden aus Glas. Der dritte Abschnitt war im Grunde eine Verlängerung der oberen Etage und schob sich, gestützt von zwei im Flussbett verankerten Pfahlreihen, noch weiter über die Elbe hinaus. Vom Dach der in der Luft schwebenden Etage aus durchbohrte eine hellblaue Lasernadel, nun im Zwielicht sichtbar, die Wolken über dem Bauwerk. Das Licht des Pharos.

Dies, dachte Fabel, ist mehr als ein Gebäude. Es ist ein Ausdruck der Macht und des Reichtums. Für eine angebliche Umweltschutzgruppe untypisch, wirkte es wie eine aggressive Bekräftigung der menschlichen Herrschaft über die Natur. Außerdem hatte es etwas Bedrohliches an sich.

Er fuhr weiter auf der schmalen Küstenstraße entlang, bis er den zum Pharos führenden Pfad erreichte. Aus der Nähe wirkte der Anblick sogar noch überwältigender. Das niedrigere Bauelement bestand aus Naturstoffen – hellem Holz, Glas und großen Steinblöcken. Nachdem Fabel von der Straße abgelenkt war, fand er sich kurz darauf vor einem geschlossenen Tor wieder. Auf der anderen Seite des Zaunes stand ein kleines Blockhaus, und Fabel musste energisch auf die Hupe drücken, bevor jemand herauskam. Es überraschte ihn nicht, dass der junge Mann mit den kurzen blonden Haaren, der sich ihm vom Blockhaus her näherte, einen grauen Anzug, ein

weißes Hemd und eine dunkelgraue Krawatte trug. Er blieb vor dem schweren Maschendrahtzaun stehen, betrachtete Fabel teilnahmslos und machte keine Anstalten, das Tor zu öffnen.

Fabel stieg aus. Der Zaun an beiden Seiten des Tores war etwa drei Meter hoch und kräftig genug, um alle außer den entschlossensten Eindringlingen fernzuhalten.

»Ich möchte mit Herrn Wiegand sprechen.« Fabel hielt seinen Polizeiausweis hoch. Der Mann am Tor blieb stumm und emotionslos. »Jetzt sofort«, betonte Fabel.

»Niemand wird ohne Termin eingelassen.« Die Stimme des Pförtners war so eintönig und finster, wie Fabel es erwartet hatte. »Wir geben niemandem Zutritt zum Pharos, wenn es nicht vorher vereinbart wurde.«

»Ich brauche keinen Termin. Ich bin Polizist.« Fabel bemerkte, dass der Mann eine Bluetooth-Muschel im Ohr hatte.

»Dann brauchen Sie einen Durchsuchungsbefehl.«

»Sie verstehen mich nicht«, sagte Fabel müde. »Ich habe eine persönliche Einladung von Herrn Wiegand, Ihrem Vizepräsidenten.«

Der Pförtner wandte den Blick nicht von Fabel ab. Wenn ihm etwas durch den Kopf ging, blieb es unter der Oberfläche verborgen.

Nach einer scheinbaren Ewigkeit brach der junge Mann sein Schweigen. »Warten Sie.«

Er entfernte sich ein paar Meter und drehte Fabel den Rücken zu, um vermutlich mit dem Hauptgebäude Verbindung aufzunehmen. Nach einer Weile kehrte er um und öffnete das Tor.

»Lassen Sie Ihren Wagen hier«, ordnete er an. »Wir gestatten im Innern keinen Fahrzeugverkehr.«

Fabel verriegelte sein Auto mit der Fernbedienung und betrat das Gelände. Der Pförtner führte ihn zum Haupteingang

des Pharos, wo ein weiterer ernst blickender Mann, offenbar vom Sicherheitsdienst und ebenfalls mit einer Hörmuschel ausgestattet, wartete. Fabel betrachtete das Gebäude aus nächster Nähe. Es schien drohend in die Höhe zu ragen. Nicht zufällig benutzte das Pharos-Projekt die Symbolik und das Vokabular der internationalen Finanzwelt: Dieses Gebäude diente dem Zweck, alles Menschliche in den Schatten zu stellen. Wie die Zentrale jedes multinationalen Konzerns sollte der Pharos das Unternehmensganze verkörpern und verherrlichen und das Individuelle in den Hintergrund rücken. Es war die gleiche Methode, die schon die Architekten gotischer Kathedralen benutzt hatten: Die Größe sollte Gott versinnbildlichen, doch in Wirklichkeit stand sie für die Macht der Kirche, des großen multinationalen Konzerns des Mittelalters.

Man führte Fabel in ein geräumiges Atrium mit gedämpfter Beleuchtung. Der Grund, vermutete Fabel, war das Kernstück des Atriums: Ein Strahlenkreis, dessen Farbtöne sich dauernd änderten, richtete sich nach oben auf eine gigantische, in der Luft hängende Qualle, durchsichtig und schön, mit tiefrotem Kern und transparenten Fangarmen. Es war eine vortreffliche holografische Projektion, die der Qualle drei Dimensionen verlieh und sie pulsieren und die Farbe wechseln ließ. Fabel war überrascht über seine eigene Reaktion. Für einen Sekundenbruchteil hatte die Qualle übermächtig real gewirkt, obwohl er instinktiv gewusst hatte, dass es sich um einen Kunstgriff handelte.

Im Innern war das Gebäude genauso bemerkenswert. Während man ihn durch Säle und Korridore führte und mit einem Lift ins oberste Stockwerk brachte, verlor Fabel nie die ihn umgebende Landschaft aus den Augen. Überall, sogar im Aufzug, konnte er durch Glas hinausblicken.

Ihm fiel auf, dass alle Angestellten die gleiche graue Kleidung trugen, wobei sich eine Minderheit, darunter auch sein

Begleiter, durch eine etwas dunklere Tönung abhob. Sie gingen an einer Vielzahl von Räumen mit gläsernen Wänden vorbei, die Fabel wie normale Büros erschienen. Und obwohl sein Begleiter das Tempo bewusst erhöht hatte, nahm der Hauptkommissar so viel wie möglich zur Kenntnis. In sämtlichen Räumen standen Dutzende von Schreibtischen mit Computern, deren Design er noch nie gesehen hatte: Die Bildschirme waren unglaublich flach, und die Tastaturen waren nicht zu erkennen. Als sie dann an einem kleineren Büro mit einem Arbeitsplatz vorbeigingen, der dichter an der Glaswand stand, begriff Fabel, warum. Die Finger der dort sitzenden, grau kostümierten Frau glitten über ein virtuelles Keyboard – in Form von Licht, das auf die Tischplatte projiziert war – hinweg.

Fabel erinnerte sich, gelesen zu haben, wie giftig die Schwermetalle von elektronischer Hardware für die Umgebung waren. Doch für eine Umweltschutzgruppe besaß das Pharos-Projekt eine auffällig große Zahl an technischen Geräten. Außerdem überraschte es ihn, wie sehr der Pharos einem Büroturm glich und wie wenig die Männer und Frauen, die sich darin bewegten, an Sektenmitglieder oder Mystikjünger erinnerten; vielmehr ähnelten sie den Mitarbeitern einer internationalen Bank.

Peter Wiegand erwartete ihn in seinem Büro. Allerdings hatte Fabel Mühe, das Wort »Büro« mit einer derart riesigen Fläche in Verbindung zu bringen. Wiegand arbeitete in dem letzten Raum in dem auf das Wasser hinausragenden Obergeschoss. Sein Büro erstreckte sich über die ganze Breite des Gebäudes, war jedoch länger als breit. Alle drei Außenwände bestanden aus Glas und boten eine Aussicht in alle Richtungen. Hier verbreiterte sich die Elbe, bevor sie ins Meer einmündete, und Wasser war das dominierende Element der Szenerie. Sogar der Fußboden enthielt ein großes Glasrecht-

eck, durch das man das sich unten kräuselnde dunkle Wasser sehen konnte. Fabel achtete darauf, um die Glasplatte herumzugehen.

»Bitte, Herr Fabel«, sagte Wiegand und trat hinter einem Schreibtisch hervor, der den van Heidens winzig wirken ließ. »Nur keine Angst. Das faserverstärkte Glas ist stabiler als Beton. Sie können unbesorgt darauftreten.« Er schüttelte Fabel die Hand, führte ihn zu einem Sessel und bat ihn, Platz zu nehmen.

»Das ist ein sehr interessantes ...«, rang Fabel nach Passenden Worten, »... *Stück*, das Sie in Ihrer Rezeption haben. Das Hologramm, meine ich. Wunderschön, aber eine seltsame Motivwahl. Liegt es an Dominik Korn's Unterseegesichte, dass Sie eine Qualle gewählt haben?«

»Ich habe das Motiv nicht gewählt. Die Idee stammt von Dominik Korn. Es symbolisiert fast alles, was das Pharos-Projekt ausmacht.«

»Wirklich?«

»Das Medium ist die Botschaft, Herr Fabel. Dominik entschied sich für ein Hologramm als Medium, um den holografischen Charakter des Universums widerzuspiegeln, das aus Datenbits besteht. Dominiks großartige Philosophie besagt, dass fast alles in Daten verwandelt und übertragen – gespeichert – werden kann.«

»Mir war nicht klar, dass das Universum holografisch ist.« Fabel gelang es nicht, den Spott aus seiner Stimme zu verbannen.

»Dann sind Sie nicht mit den neuesten Erkenntnissen der Quantenphysik vertraut. Ich gebe hier keine New-Age-Mystik von mir, falls Sie das glauben. Ich rede von der Stringtheorie.«

»Und das ist Ihr einzigartiges Verkaufsargument, nicht wahr? Digitale Unsterblichkeit?«

Wiegand lächelte unverändert weiter. »Darf ich Sie etwas fragen: Glauben Sie an die Unsterblichkeit?«

»Nein. Alles stirbt. Es ist ein einfaches Gesetz der Natur, des Universums. Ich weiß, Sie glauben, dass wir alle ewig in einem Zentralcomputer leben können, aber das ist kein Leben. Nicht einmal eine Existenz, denn es wäre nicht real. Man würde es nicht selbst erfahren. Unsterblichkeit ist unmöglich. Alles stirbt.«

»Wieder ist es Ihnen nur gelungen, Ihre Unwissenheit zu offenbaren, Herr Fabel. Unsterblichkeit existiert *tatsächlich*. Hier und jetzt in Ihrer *realen* Welt. Das holografische Bild im Atrium stellt die *Turritopsis nutricula* dar. Es ist schön, doch die Projektion ist mehrere Tausend Mal größer als das wirkliche Geschöpf, das nur eine Länge von vier oder fünf Millimetern hat. Aber wissen Sie, warum Mister Korn *Turritopsis nutricula* als Symbol gewählt hat?«

»Sie werden es mir sicher gleich sagen.«

»Sie ist wirklich und wahrhaftig unsterblich. Das einzige Lebewesen auf dem Planeten, das unsterblich ist.«

»Wie ist das möglich?« Fabel war gegen seinen Willen neugierig geworden.

»Sämtliche Quallen werden geboren, reifen heran und paaren sich. Normalerweise sterben sie unmittelbar nach der Paarung. Die unsterbliche Qualle, wie man *Turritopsis nutricula* auch nennt, stirbt jedoch nicht. Sie durchlebt einen Prozess der Transdifferenzierung, durch den die Zellen in ihren jugendlichen Zustand zurückverwandelt werden. Sie umgeht das Altern und überlistet den Tod, indem sie wieder zum Polypen wird. Dann reift sie heran, paart sich, durchlebt die Transdifferenzierung und wird erneut zum Polypen. Das kann sie ewig fortsetzen. Also existiert Unsterblichkeit tatsächlich, Herr Fabel. Das Hologramm im Atrium steht für die Kombination von Digitalisierung und Unsterblichkeit. Daneben ent-

hält es eine Umweltbotschaft: *Turritopsis nutricula* war früher einmal nur in der Karibik zu finden, aber sie ist in den Ballasttanks von Schiffen in alle Gegenden der Welt transportiert worden. Unsere Aktivitäten haben eine Bevölkerungsexplosion dieses Lebewesens ausgelöst. Eines Lebewesens, das sich fortpflanzt und vervielfältigt, aber nie stirbt.«

»Also, Herr Wiegand, ich weiß, dass Sie der zweitmächtigste Mann in dieser Organisation sind, und ich bin sicher, dass die meisten Ihrer Mitglieder diesen Unsinn vom ewigen Cyberleben glauben, hauptsächlich weil sie einer Gehirnwäsche unterzogen werden. Aber Sie? Ich bezweifle sehr, dass Sie auch nur ein Wort davon glauben. All das dient lediglich dazu, Menschen unter Kontrolle zu halten und Gewinne zu erzielen. Mich interessiert vor allem, was Sie sonst noch machen. Sie verbergen etwas.«

Wiegand lächelte sein Milliardärs lächeln – leutselig, doch ein wenig herablassend. »Sie haben gesehen, dass wir überall im Gebäude ausgiebig Glas einsetzen, und dafür gibt es zwei Gründe: Erstens verringert dies unsere Abhängigkeit von künstlichem Licht und künstlicher Wärme. Für sämtliche Fenster benutzen wir energiespeicherndes Glas, und das Dach ist ein riesiger Solarkollektor. Zweitens wird unseren Mitgliedern und Besuchern wie Ihnen vermittelt, dass das Pharos-Projekt im Wortsinne durchsichtig ist. Wir haben nichts zu verbergen, Herr Fabel. Nichts.«

»Das mag die Ansicht derjenigen sein, die von hier hinausblicken«, sagte Fabel. »Aber ich bin mir nicht sicher, dass große Fenster diejenigen außerhalb des Gebäudes überzeugen, die Sie für geheimnistuerisch und manipulativ halten; die der Meinung sind, dass Sie Ihre Mitglieder ausbeuten und alle einschüchtern, die es wagen, Sie zu kritisieren.«

»Ich freue mich, dass Sie meine Einladung angenommen haben, Herr Hauptkommissar«, übergang Wiegand Fabels

Worte. »Vielleicht wird die Erfahrung aufschlussreich für Sie sein, und Sie werden feststellen, dass das Pharos-Projekt nichts Heimtückisches oder Sektenhaftes an sich hat. Trotzdem wäre es mir lieber gewesen, wenn Sie vorher angerufen hätten, worum ich Sie gebeten hatte. Ich bin ein vielbeschäftigter Mann, und infolge meiner Pflichten als Vizepräsident des Korn-Pharos-Konzerns, meiner Besuche beim Americas Pharos in Maine und meiner Mitwirkung an verschiedenen Umweltprogrammen überall auf der Welt halte ich mich selten hier auf.«

»Aber Sie haben in den letzten Monaten den größten Teil Ihrer Zeit in diesem Land verbracht, Herr Wiegand. Also müssen Sie hier im Moment ein besonderes Anliegen haben.«

»Ein besonderes Anliegen? Nein, das würde ich nicht sagen. Oh ... Sie meinen den GlobalConcern-Hamburg-Gipfel? Der beansprucht mich natürlich sehr.«

»Nein, den meinte ich nicht. Ich frage mich, ob es vielleicht etwas mit Meliha Yazar zu tun hat.«

»Mit wem? Ach ja, Sie hatten sie erwähnt. Eine Frau, mit der der arme Berthold befreundet gewesen sein soll. Nein, leider kenne ich keine Meliha Yazar.«

»Erlauben Sie mir, Ihrem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen. Sie war die Frau, die Ihre Sicherheitsmaßnahmen durchbrochen und eine erstaunliche Entdeckung über das Pharos-Projekt gemacht hat. So erstaunlich, dass eine Veröffentlichung der Information extrem schädlich für Sie wäre. Vielleicht sogar auf persönlicher Ebene.«

Wiegand lehnte sich in seinem Sessel zurück und sah Fabel lächelnd an. Es war nicht mehr sein bisheriges freundliches Verkäuferlächeln. Es war viel dunkler. Boshaft. »Ich muss zugeben, Herr Fabel, dass Sie einen guten Ort für einen Angelausflug gewählt haben.« Er deutete vage auf den Fluss jenseits der Fenster.

»Sie bestreiten doch nicht, dass Sie geradezu paranoid sind, was Ihre Sicherheit betrifft? Ich würde behaupten, dass die meisten Pförtner der Hamburger Gefängnisse entspannter sind als der Knabe, der Ihren Empfangsservice erledigt. Dadurch wird die Vermutung geweckt, dass Sie der Außenwelt etwas verheimlichen wollen. Jede Person, die Sie für das Projekt anwerben, wird nicht nur einer Gehirnwäsche unterzogen, sondern auch im Voraus überprüft. Aber irgendwie hat Meliha Yazar Ihre Sicherheitsmaßnahmen umgangen. Sie hat den Kern Ihres großen Geheimnisses entdeckt, stimmt's?«

»Ich habe bereits gesagt, dass ich nicht weiß, von wem Sie reden. Und es gibt hier kein ›großes Geheimnis‹. Natürlich müssen wir auf unsere Sicherheit achten, denn viele Einzelpersonen und Organisationen haben uns gegenüber starke Vorurteile. Leider ist der BfV eine dieser Organisationen. Hören Sie, Sie können uns vorwerfen, Sonderlinge und Freaks und eine böswillige Sekte zu sein, aber die Tatsache bleibt bestehen, dass die Welt auf eine Katastrophe zusteuert. Das Pharos-Projekt ist allen möglichen Gerüchten, Verdächtigungen und Ermittlungen ausgesetzt, während niemand die Firmen, die weiterhin nach neuen Ölvorkommen bohren, um andere zu verpesten und zu vergiften, während sie sich selbst bereichern, einer vergleichbaren Kontrolle unterzieht. Ich glaube kaum, dass das BfV genauso viel Zeit und Mühe aufbringt, um gegen multinationale Konzerne zu ermitteln, die dafür verantwortlich sind, dass Hektar um Hektar Regenwald für Weideflächen brandgerodet wird, damit sich dicke Teenager in Minnesota oder sonstwo mit billigen Burgern vollstopfen können.«

»Arbeiten Sie deshalb mit den Beschützern Gaias zusammen?«, fragte Fabel. »Oder arbeiten die Beschützer Gaias vielleicht *für* das Pharos-Projekt? Mir scheint, dass Sie sich fast wie ein Staat organisiert haben. Und alle Staaten haben

einen militärischen Flügel. Eine Armee. Ist das die Aufgabe der Beschützer?«

Ein weiteres Lächeln, noch kälter als das letzte. »Herr Fabel, ich brauche Sie nicht auf das hinzuweisen, was heutzutage auf der Welt geschieht. Die leidenschaftlich vertretenen politischen Überzeugungen der Vergangenheit sind nicht mehr relevant. Unser Leben wird nicht mehr von politischen, sondern von wirtschaftlichen Kräften gesteuert. Nationalstaaten haben nicht mehr den gleichen Einfluss wie früher. Es sind die multinationalen Unternehmen, die Wirtschaftsstaaten, die das Leben jedes Mannes, jeder Frau und jedes Kindes auf dem Planeten bestimmen. Das Pharos-Projekt wurde von Dominik Korn geschaffen, der in erster Linie ein weitblickender, genialer *Geschäftsmann* ist. Wir haben die gleiche Gestalt angenommen wie unsere Feinde, die globalen Konzerne. Unsere Kämpfe vollziehen sich in Sitzungsräumen und Komitees, nicht auf irgendwelchen anderen Schlachtfeldern. Dominik Korn ist außerdem Pazifist, genau wie ich und jeder andere Mitarbeiter des Projekts. Wenn die Beschützer Gaias Gewalttaten begehen sollten, verurteilen wir solche Akte, wie viel Verständnis wir auch für die Provokation haben würden. Bei uns ist kein Platz für Gewalt. Uns geht es darum, Gewalt zu verhindern – die Gewalt, die unserem Ökosystem angetan wird.«

»Wenn all das zutrifft, werden Sie nichts dagegen haben, mir einen kleinen Gefallen zu tun. Könnten Sie den Herrn, der mich hierher begleitet hat, für einen Moment zurückholen?«

Wiegand seufzte, als lasse er sich auf die Wünsche eines Kindes ein. »Wie Sie wollen ...« Er drückte auf einen Knopf und sagte ein paar Worte auf Englisch. Der junge Mann, der Fabel vom Haupteingang zu Wiegands Büro gebracht hatte, trat ein.

»Ich nehme an, Sie haben einen Lagerraum, der mit solchen Anzügen gefüllt ist?«, fragte Fabel. »Denn offensichtlich statten Sie Ihre Mitglieder damit aus ...«

»Das stimmt. Wir kümmern uns um alle materiellen Bedürfnisse unserer Mitglieder.«

»Also könnten Sie die Jacke dieses Herrn ersetzen, wenn ich ihn darum bitte, sie mir zu geben?«

»Was wollen Sie denn bloß mit seiner Jacke? Ich kann Ihnen eine unbenutzte aus unseren Vorräten überlassen.«

»Tun Sie mir den Gefallen, Herr Wiegand. Ich möchte sicher sein, dass die Jacke, die ich mitnehme, zu der Sorte gehört, die dieser Herr tatsächlich trägt.« Er wandte sich dem Mann an der Tür zu. »Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie für das Konsolidierungs- und Vollstreckungsbüro arbeiten?«

Der Konsolidierer antwortete nicht, sondern blickte Wiegand ratsuchend an.

»Bitte, geben Sie dem Hauptkommissar Ihre Jacke. Wozu benötigen Sie das gute Stück, Herr Fabel?«

»Ich möchte den Stoff mit einer Faser vergleichen, die wir am Ort von Müller-Voigts Ermordung gefunden haben.«

»Ach so.« Er hob eine Hand, um den Konsolidierer zu stoppen, der gerade seine Jacke ausgezogen hatte und sie Fabel reichen wollte. »Wenn es hier um irgendeine Anschuldigung geht, sollten Sie sich erst einmal einen Durchsuchungsbefehl besorgen.«

»Brauche ich einen Durchsuchungsbefehl? Heißt das, Sie wollen nicht mit uns kooperieren?«

Wiegand schwieg ein paar Sekunden und nickte schließlich dem Konsolidierer zu, der Fabel die Jacke übergab.

»Aus alledem schließe ich, dass Sie jemanden vom Pharos-Projekt verdächtigen, an der Ermordung von Berthold Müller-Voigt beteiligt gewesen zu sein«, sagte Wiegand, als

der Konsolidierer den Raum verlassen hatte. »Das ist zweifellos eine lächerliche Vermutung, aber Sie hätten mich früher darüber ins Bild setzen sollen. Ich kann Ihnen versichern, dass wir vom Projekt bei jeder Ermittlung von ganzem Herzen mit der Polizei zusammenarbeiten werden. Allerdings ist es unmöglich, dass eines unserer Mitglieder in eine solche Angelegenheit verwickelt ist. Wir haben Berater und Mentoren in unserer Gemeinschaft, die sofort merken würden, wenn jemand einen Hang zur Gewalt oder zu gesellschaftsfeindlichen Tendenzen aufweisen würde.«

»Also stimmt es, dass die Projektmitglieder als Egregor handeln, im Sinne eines Gruppenbewusstseins.«

»Soll das heißen, dass der Verdacht besteht, das Pharos-Projekt habe kollektiv geplant, Berthold Müller-Voigt etwas anzutun? Und warum?« Wiegand blieb gefasst. Wenn Fabel ihn beunruhigte, würde er es sich nicht anmerken lassen.

»Vielleicht weil vermutet wurde, dass Meliha Yazar ihre Informationen über das Projekt an ihn weitergegeben hat. Vielleicht ist es etwas so Wichtiges, dass sich jeder, der davon erfährt, in Gefahr befindet.«

»Das ist reine Fantasterei und leider typisch für die Erfindungen der deutschen Behörden über uns. Aber ich verspreche Ihnen, Herr Fabel, wenn Sie solche Vorwürfe außerhalb dieses Büros erheben, sollten Sie bereit sein, vor Gericht dazu Stellung zu beziehen.«

»Genau das ist meine Absicht, Herr Wiegand.«

Der Milliardär stand auf, um anzudeuten, dass das Gespräch für ihn beendet war. Fabel blieb sitzen.

»Es gibt noch ein anderes Thema, über das ich mit Ihnen sprechen möchte.« Fabel faltete die Jacke sorgfältig auf seinem Schoß zusammen und ließ die Finger über den Stoff gleiten. Das Gewebe entsprach Astrid Bremers Beschreibung:

Es gab nicht nach und fühlte sich wie Nylon an. »Wie Sie bestimmt wissen, untersuchen wir im Moment die Ermordung von vier jungen Frauen durch jemanden, den sie im Internet kennengelernt hatten.«

»Der Network-Killer-Fall. Ja, davon weiß ich.«

»Schön. Vor ein paar Nächten kam eine Frau auf mich zu, die in einem ähnlichen Stil wie diesem hier gekleidet war.« Er deutete auf die Jacke. »Sie gab mir eine falsche Identität an. Und zwar die des nächsten Opfers des Network-Killers, bevor wir es gefunden hatten. Besonders interessant daran ist, dass die Leiche einige Zeit kühl gelagert worden zu sein scheint.«

»Und ...?«

»Nichts – abgesehen davon, dass man die Leiche anscheinend lange genug auf Eis gehalten hat, um mir vor ihrem Fund den Namen des Opfers mitzuteilen und um den Todeszeitpunkt zu verfälschen. Es hat den Anschein, als sollten wir unbedingt glauben, dass die Frau *später* starb, als es tatsächlich der Fall war.«

»Und was hat das mit mir zu tun?«, fragte Wiegand matt.

»Ich habe gründlich darüber nachgedacht und glaube nun, den Zweck des Ganzen zu verstehen. Dadurch ahne ich, was Meliha Yazar herausgefunden hat.«

»Nämlich?«

»Ein andermal.« Fabel stand auf. »Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben, Herr Wiegand. Ich freue mich auf unser nächstes Gespräch.« Er schaute sich in dem Büro mit den Glaswänden und dem gedämpften Ausblick auf das Wasser um. »Beim nächsten Mal sollten wir uns vielleicht in meinem Büro treffen.«

Es war bereits völlig dunkel, als Fabel auf der schmalen Straße in Richtung Stade zurückfuhr. Er sah keine Autos vor sich, und auch im Rückspiegel waren keine Scheinwerfer zu er-

kennen. Aber Wiegand wusste ganz genau, welche Route er einschlagen würde. Deshalb war es unnötig, ihm jemanden auf die Spur zu setzen, bevor er das Hauptverkehrsnetz erreicht hatte.

Jan Fabel war ein Mann, der in jeder Situation gern das Richtige tat und sich an die Regeln hielt. Es machte ihm schwer zu schaffen, dass er sich gerade etwas geleistet hatte, das er keinem seiner Untergebenen gestattet hätte: sich bewusst einer Gefahr auszusetzen. Ihm war klar, dass er keine stichhaltigen Beweise gegen eine so komplexe, einfallsreiche und geschickte Organisation wie das Pharos-Projekt finden würde. Er musste die Beteiligten aus der Reserve locken. Vor allem Wiegand. Dieser hatte gesagt, Fabel mache einen Angelausflug, und das traf auch zu. Allerdings war Fabel selbst der Köder. Er hatte angedeutet, die Informationen zu besitzen, derentwegen Meliha Yazar entführt und höchstwahrscheinlich ermordet worden war. Müller-Voigt hatte man den Schädel eingeschlagen, weil er *vielleicht* die gleichen Informationen besaß. Und nun würde man vermuten, dass auch Fabel sie hatte. Da er unendlich größeren Schaden anrichten konnte als Yazar oder Müller-Voigt, würde man ihn unzweifelhaft aufs Korn nehmen.

Tatsächlich glaubte er allmählich selbst zu wissen, was Meliha herausgefunden hatte. Ob er es je beweisen konnte, war eine andere Sache.

Gerade als er sich Stade näherte, klingelte sein Handy.

»Hauptkommissar Fabel?« Es war eine Männerstimme. Tief, zu tief und ein wenig roboterhaft; unterbrochen von raselnden Atemzügen. Offenbar wurde die Stimme elektronisch verändert.

»Wer sind Sie?«

»Nennen Sie mich Klabautermann. Das scheint angemessen zu sein.«

»Sie machen Witze, oder?« Fabel lachte. »Ich soll Sie Klabautermann nennen? Wahrscheinlich lesen Sie zu viele Comics. Oder wie heißen die heutzutage? Ach ja, Graphic Novels. Aber Sie wissen, dass Sie mit einem Polizeibeamten sprechen. Hören Sie also auf, meine Zeit zu verschwenden ...«

»Einen Moment ...« Die Drohung in der elektronisch veränderten Stimme löste sich auf, da der Mann die Fassung verloren zu haben schien. »Sie müssen mich anhören ...«

»Lassen Sie den Darth-Vader-Blödsinn sein, dann können wir miteinander reden.«

Eine Pause, bevor etwas klickte.

»Wer sind Sie?«, wiederholte Fabel.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.« Die Stimme klang nun natürlich. Männlich, doch schrill. Immer noch von schnaufenden Atemzügen unterbrochen. Jemand, der Übergewicht hat, dachte Fabel.

»Dann kann ich nicht mit Ihnen sprechen.«

»Sie werden mich umbringen.« Sein Tonfall verriet Fabel, dass der andere es ernst meinte.

»Wer denn?«

»Dieselben Leute, die Meliha Yazar ermordet haben. Ich weiß Bescheid über Meliha Yazar und Müller-Voigt und Daniel Föttinger.«

Fabel hielt am Straßenrand an, schaltete die Warnblinkanlage an und riss das Handy aus der Halteschale.

»Was wissen Sie?«

»Das kann ich Ihnen noch nicht sagen. Wahrscheinlich hören sie im Moment zu. Dadurch, dass ich den Stimmverzerrer abschalten musste, werden sie mich leichter finden, aber sie hätten ihn sowieso irgendwann entschlüsselt. Sie können alles, wenn es um Technologie geht. Denken Sie daran, Herr Fabel. Benutzen Sie keine Technologie.

»Wo ist Meliha Yazar?«, fragte Fabel mit entschlossener Stimme. »Was ist ihr zugestoßen?«

»Das wissen Sie doch schon. Sie sollten sich lieber Sorgen darum machen, warum es ihr zugestoßen ist. Ich habe etwas, das diese Leute suchen. Etwas, das Meliha für mich zurückgelassen hat, und ich werde sterben, weil ich es mitgenommen habe. Nun werden sie mich finden, Herr Fabel. Sie werden mich finden und mich töten. Diese Leute werden auch Sie töten und jeden anderen, der ihrer Meinung nach Bescheid weiß.«

»Bescheid weiß? Worüber? Hören Sie, wenn Sie wirklich glauben, dass Ihr Leben in Gefahr ist, dann sagen Sie mir, wo Sie sind. Wir werden Sie schützen.«

Ein Schnauben am anderen Ende der Leitung. »Machen Sie keine Versprechen, die Sie nicht halten können.« Er zögerte. »Ich melde mich später. Ich muss eine Methode finden, mit Ihnen Kontakt aufzunehmen, ohne von ihnen abgehört zu werden. Verstehen Sie?«

Fabel runzelte die Stirn und erwiderte nach ein paar Sekunden: »Ja, ich verstehe.«

Die Verbindung brach ab.

28.

Fabel wusste, dass er nicht herzlich empfangen werden würde. Er hatte telefonisch ein Treffen mit Tanja Ulmen vereinbart, dem ersten von Föttingers angeblichen Opfern. Tanja Ulmen war glücklich verheiratet, hatte Kinder und wohnte in Bad Bramstedt, einem Städtchen zwischen Hamburg und Kiel. Sie hatte ihn gebeten, sie am Telefon zu befragen, da ihre Familie nichts von dem Vorfall mit Daniel Föttinger wisse, der sich während ihres Studiums ereignet hatte. Fabel war jedoch nicht darauf eingegangen und hatte ihr mitgeteilt, dass es sich um eine Mordermittlung handele, weshalb ein Telefonat nicht ausreiche. Ohnehin widerstrebte es Fabel, die Reaktionen der Menschen, die er befragte, nicht aus der Nähe beobachten zu können. Schließlich hatte Tanja Ulmen sich widerwillig bereit erklärt, sich nach Feierabend mit ihm zu treffen. Sie sei Lehrerin am Ortsgymnasium. Fabel war ein wenig überrascht, als Ulmen verlangte, dass er eine Kollegin mitbrachte.

Es dauerte vierzig Minuten, bis Fabel und Anna Bad Bramstedt erreichten, und weitere zehn, den Rastplatz an der Bundesstraße 207 zu finden. Während der Fahrt war Anna aufgefallen, dass Fabel öfter als sonst in seinen Rückspiegel blickte.

»Ist er wieder da?«, fragte sie. »Der Geländewagen?«

»Nein. Mir kam es so vor, aber ich habe mich wohl getäuscht. Vielleicht werde ich paranoid auf meine alten Tage.«

»Wenn du wirklich meinst, verfolgt zu werden, vor allem nachdem so viele E-Mails und SMS verschwunden sind, soll-

ten wir Seamark International aufsuchen und uns ein paar Antworten holen.«

»Vielleicht ist es nichts«, sagte Fabel. »Es könnte ein Zufall sein, oder möglicherweise habe ich zwei oder drei verschiedene Autos versehentlich für ein und dasselbe gehalten. Ich möchte sicher sein, bevor ich etwas unternehme. Jedenfalls ist der Wagen jetzt nicht da.« Er wartete eine Weile und fuhr dann fort: »Das ist noch nicht alles, Anna. Ich meine, neben den SMS und so weiter. Jemand hat mich gestern Abend anonym angerufen. Er behauptet, über Meliha Yazar und Müller-Voigt Bescheid zu wissen.«

»Und du glaubst ihm?« Anna klang skeptisch. »Nach allem, was sich abgespielt hat, sind es doch wahrscheinlich dieselben Leute, die wieder ihre Spielchen treiben.«

»Das dachte ich auch, aber dieser Anruf war anders. Der Mann sagte, sie würden ihn finden und umbringen, und ich glaube, dass er davon überzeugt war. Vielleicht ist er ein ehemaliges Mitglied oder hat irgendeine andere Beziehung zu ihnen.«

»Also bist du sicher, dass das Pharos-Projekt für alles verantwortlich ist?«

»Mehr als das, Anna. Ich kann mir langsam vorstellen, was wirklich passiert ist. Guck mal, da ist sie ...«

Es war das einzige Auto auf dem Rastplatz: ein bejahrter Citroën. Der Platz war durch einen dichten Baumvorhang von der Straße abgeschirmt, und an der anderen Seite befand sich eine noch tiefere Bewaldung. Frau Ulmen hatte diesen Treffpunkt vorgeschlagen: Er war weit genug von der Stadt entfernt, doch andererseits so nahe, dass sie heimkehren konnte, ohne viel Argwohn zu erregen.

»Ich habe meinen Kindern erklärt, dass ich einkaufen fahren werde, aber in einer Stunde zurück bin«, sagte sie schroff zur Begrüßung, während sie in den Fond von Fabels Auto

stieg. »Sie wollen mit mir über Daniel Föttinger reden?« Fabel wusste aus dem Bericht, dass Tanja Ulmen Mitte dreißig war, aber ihre erschöpfte Miene hätte es schwierig gemacht, ihr Alter auf den ersten Blick zu erraten. Sie hatte unordentliche blonde Haare, die auf ihrem Kopf hochgebunden waren und von einer großen hölzernen Haarspange mit einem keltischen Bogenmuster festgehalten wurden. Ihre Kleidung war weit und ein wenig unkonventionell. Sie wirkte wie eine exzentrische Kunstlehrerin, doch Fabel hatte gelesen, dass sie Informatik unterrichtete.

»Richtig, Frau Ulmen«, erwiderte er. »Wir möchten mit Ihnen über Daniel Föttinger sprechen. Wissen Sie, dass er tot ist?«

»Sicher. Ich habe es aus den Zeitungen erfahren.«

»Also wissen Sie, wie er gestorben ist?«

»Ja. Unter Schmerzen. Und ich bin froh darüber. Ich hoffe, es hat sehr, sehr lange gedauert, bis er tot war.«

»Leider war das der Fall«, sagte Fabel. »Ich kann mir keine schlimmere Todesart vorstellen.«

»Sie wollen mir doch nicht vorwerfen, dass ich etwas damit zu tun habe?« Ihr Gesicht war angespannt. Trotzig. Fabel vermutete, dass sie sich wünschte, wirklich froh über Föttingers Tod sein zu können, was ihr jedoch nicht gelang.

»Nein, Frau Ulmen. Ich will mit Ihnen sprechen, weil ich versuche, mir ein Bild von Herrn Föttinger zu machen. Ich würde gern wissen, was sich zwischen Ihnen und ihm abgespielt hat.«

»Nichts hat sich zwischen *uns* abgespielt. Der Dreckskerl hat mich vergewaltigt.«

»Warum haben Sie die Sache nicht weiterverfolgt?«, fragte Anna. »Sie wissen vielleicht, dass er mindestens eine weitere Vergewaltigung begangen haben soll?«

»Sein Vater zahlte mir eine ›Entschädigung‹, wie er es ausdrückte. Aber bevor Sie glauben, dass ich schlicht bestochen worden bin, müssen Sie wissen, dass der alte Föttinger nicht nur Zuckerbrot, sondern auch eine Peitsche verwendete. Die Föttingers waren stinkreich und hatten sehr gute Beziehungen. Er versicherte mir, dass es mir sehr, *sehr* schlecht ergehen würde, wenn ich mich weigerte. Sie glichen sich wie ein Ei dem anderen, Vater und Sohn.«

»Was genau meinen Sie damit?«, hakte Anna nach.

»Beide glaubten, alles bekommen zu können, was sie sich wünschten, und wann immer es ihnen gefiel. Die Menschen waren beiden gleichgültig.«

»Bitte, Frau Ulmen«, sagte Fabel, »es würde uns sehr helfen, wenn Sie mir schildern könnten, was mit Herrn Föttinger vorgefallen ist.«

»Wir haben beide in Hamburg studiert, und Daniel wollte sich mit mir verabreden. Sein Fach war Philosophie ...«

»Philosophie?« Fabel war aufrichtig überrascht. »Ich hätte gedacht, dass er ein naturwissenschaftliches oder ein technisches Fach studierte.«

»Vielleicht tat er das später, aber damals war es Philosophie. Und er fuhr wirklich darauf ab. Wie auch immer, Daniel wollte sich mit mir verabreden. Er war sehr charmant und attraktiv, aber er hatte etwas an sich, vor dem ich mich gruselte. Also sagte ich nein. Aber es wollte ihm nicht in den Kopf, dass ihm jemand etwas vorenthielt. Es war, als wolle er es nicht wahrhaben. Das meine ich damit, dass sein Vater und er einander glichen. Keiner von beiden begriff, dass sich das Universum nicht um ihn drehte.«

»Also wollte er ein Nein nicht gelten lassen?«, fragte Anna so sanft wie möglich.

»Ich teilte mir eine Wohnung mit ein paar Freundinnen, aber er kam vorbei, als sie nicht zu Hause waren. Er versuchte

es erneut mit seinem tödlichen Charme und wollte immer noch nicht glauben, dass ihm jemand widerstehen konnte. Als das nicht klappte, wählte er eine direktere Methode: ein Messer an meiner Kehle.«

»Ich weiß, dass dies sehr schwierig für Sie ist ...«, begann Anna.

»Nein, es ist lange her, und irgendwie ist es mir gelungen, mir einzureden, dass es einer anderen zugestoßen ist. Für mich ist es Teil einer Geschichte, nicht der Realität geworden. Das war meine Art, damit fertigzuwerden, und es hat funktioniert. Angeblich werden alle Zellen unseres Körpers alle sieben Jahre durch neue ersetzt. Folglich sage ich mir, dass es nicht diesem Körper zugestoßen ist, nicht der Person, die ich heute bin. Aber ich habe nie aufgehört, ihn zu hassen. Ihn wegen seiner Arroganz zu verachten.«

»Ich würde gern wissen, wie er sich verhalten hat.« Anna verzog das Gesicht über ihre eigene Ungeschicklichkeit. »Ich meine die Dinge, die ein Täter sagt oder tut – die *zusätzlichen* Dinge, die uns eine Menge über seinen Geisteszustand verraten können.«

»Er hielt mir einfach das Messer an die Kehle. Davon abgesehen war er nicht gewalttätig. Und sein Vater verwies natürlich darauf, dass ich keine Verletzungen hatte, die ich der Polizei zeigen konnte. Keinen Beweis dafür, dass ich um meine Tugend gekämpft hatte, wie der alte Bastard es formulierte.« Sie schaute eine Weile aus dem Hinterfenster in das Dunkelgrün des Waldes. »Auf eine sonderbare Art – und ich weiß, es klingt *wirklich* sonderbar – schien Daniel keine Sekunde lang zu meinen, dass er etwas Unrechtes tat. Ich habe im Lauf der Jahre gründlich darüber nachgedacht und mir, wie gesagt, vorgestellt, dass ich davon gelesen habe und es einer anderen zugestoßen ist. Dadurch wird es leichter, objektiv zu sein. Aber wenn ich an sein damaliges Benehmen zu-

rückdenke, fällt mir ein: Er schien gar nicht zu begreifen, dass ich da war. Sie wissen schon, Theorie des Geistes oder Simulation oder wie immer die Psychologen es nennen. Vater und Sohn waren meiner Meinung nach Soziopathen. – Ich sage das nicht aus Verbitterung, sondern ich glaube es wirklich. Ich bin mir sicher, Daniel Föttinger war nicht imstande zu verstehen, dass ich ein unabhängiges Bewusstsein hatte, das mir ermöglichte, aufrichtig einzuwilligen oder eben nicht.«

»Als ob Sie gar nicht da gewesen wären?«, fragte Fabel.

Tanja Ulmen starrte ihn an. »Ja. Ja, genau das ist es«, sagte sie und wirkte zum ersten Mal während des Gesprächs energiegeladener. »Als ob ich gar nicht da gewesen wäre.«

Auf der Rückfahrt nach Hamburg bat Fabel Anna um die Adresse des türkischen Restaurants, das Müller-Voigt und Meliha Yazar regelmäßig besucht hatten.

»Könntest du dort anrufen und herausfinden, ob der Kellner aus dem Urlaub zurück ist und wir, wenn er zurück ist, bei unserer Ankunft mit ihm reden können?«

Anna telefonierte und bestätigte Fabel, dass der Kellner auf sie warten würde.

»Hast du den Bericht gesehen, den Tramberger, der Mann vom Katastrophenteam, uns geschickt hat?«, fragte Anna. »Er ist heute Morgen eingetroffen.«

»Du meinst die Sache mit der virtuellen Elbe? Nein, ich hatte noch keine Gelegenheit dazu.«

»Du solltest dir die Zeit dazu nehmen. Nach seinem Modell – und er sagt, er habe es mehrere Male durchlaufen lassen – wurde der Rumpf drei Kilometer stromaufwärts ins Wasser geworfen, aber genau in der Mitte des Flusses, in die tiefe Fahrrinne.«

»Von einem Boot?«

»Sieht so aus. Er sagt, der Gerichtsmediziner solle nach Anzeichen suchen, ob die Leiche beschwert worden ist.

Wahrscheinlich sei sie dort ins Wasser geworfen worden, weil es so weit stromaufwärts die tiefste Stelle in der Elbe ist. Weniger große Schiffe, mehr Kähne und eine geringere Wahrscheinlichkeit, dass sie hochgewirbelt wird. Seiner Meinung nach sollte der Rumpf am Boden bleiben und nie gefunden werden. Klingt plausibel, Jan. Ich nehme an, dass der Kopf und die Gliedmaßen ebenfalls über den Boden verstreut sind. Wer immer dafür verantwortlich ist, wollte eine Identifikation um jeden Preis verhindern.«

Der Osmanische Palast war weit weniger eindrucksvoll, als sein Name vermuten ließ, doch er besaß einen gewissen Stil. Keine mit Touristenplakaten der Türkei geschmückten Wände. Es war ein einfaches Lokal mit subtilen Hinweisen – beispielsweise einem bunten Wandteppich – auf die Kultur, die die Speisen hervorgebracht hatte. Während sie auf Osman warteten – den Kellner, der Müller-Voigt und seine Begleiterin regelmäßig bedient hatte –, sah Fabel sich gründlich in dem Restaurant um. Es dürfte keines von Müller-Voigts üblichen Zielen gewesen sein. Die Wahl des Ortes, ob sie nun von Meliha oder Müller-Voigt getroffen worden war, entsprang hauptsächlich dem Bedürfnis nach Diskretion.

Ein recht kleiner Mann von vielleicht fünfundzwanzig Jahren kam mit eifrigem Lächeln aus der Küche. Er hatte rostbraune Haare, stellte sich als Osman vor und versicherte Fabel, er wolle unbedingt helfen. Er war einer jener Menschen, deren überschäumende Gutmütigkeit, selbst wenn man sich bemühte, sie zu ignorieren, ansteckend war.

»Sie hatte einen Istanbul Akzent«, erwiderte Osman, als Fabel ihn fragte, woran er sich im Zusammenhang mit Meliha erinnere. »Sie klang gebildet, und mir schien, dass sie ziemlich reich war. Sie trug teure Kleidung. Eine schöne Frau.«

»Aber der Restaurantbesitzer meinte, dass sie ungern über sich sprach.«

»Das ist wahr. Wenn ein Gast mit einem so perfekten, wunderbaren Türkisch mit mir redet, frage ich natürlich, woher er kommt. Sobald ich die Frage gestellt hatte, war mir, als hätte ich einen Fehler gemacht. Es ist seltsam mit Gästen. Man lernt, ein Thema manchmal sehr schnell fallenzulassen. Auf keinen Fall sollen sich die Gäste unbehaglich fühlen«, beteuerte er sehr ernst.

»Und sie war besonders empfindlich, was ihre Herkunft betraf?«

»So schien es mir. Sie sagte, dass sie aus Silviri, an der Küste bei Istanbul, kam, aber danach waren die Schotten dicht, wenn Sie wissen, was ich meine. Deshalb habe ich schnell das Thema gewechselt.«

»Wirkten die beiden glücklich?«

»Sehr sogar. Er besonders. Sie waren ein nettes Paar. Passten gut zusammen. Natürlich war da ein großer Altersunterschied, aber sie schienen völlig vernarrt ineinander zu sein.«

»Gab es jemals einen Austausch zwischen ihnen und anderen Leuten? Haben sie je Freunde oder Gäste mitgebracht?«

»Nein, sie waren immer nur zu zweit. Ich kann mich nicht einmal erinnern, dass andere Gäste mit ihnen sprachen oder sich im Vorbeigehen verabschiedeten. – Das da war ihr üblicher Tisch ...« Er zeigte auf einen Tisch im hintersten Teil des Restaurants, am Ende eines Bogens. Dies bestätigte Fabels Theorie, dass die beiden das Restaurant gewählt hatten, weil es ihnen eine gewisse Anonymität bot. Niemand kam auf dem Weg zum Ausgang oder zu den WCs an ihnen vorbei. Meliha und Müller-Voigt brauchten sich nur mit Osmans gutmütigen Unterbrechungen abzufinden.

»Bitte denken Sie sorgfältig über folgende Frage nach, Osman«, sagte Fabel. »Gab es irgendetwas Ungewöhnliches, das Ihnen über die beiden im Gedächtnis geblieben ist?«

Er runzelte die Stirn und tat genau das, worum Fabel ihn gebeten hatte. Nach einem Moment erwiderte er: »Nein, nichts. Sie waren bloß ein glückliches Paar, das sehr verliebt zu sein schien. Ich war so erschüttert, als ich von Herrn Müller-Voigts Tod hörte. Ich wünschte wirklich, dass ich Ihnen mehr helfen könnte ...«

»Vielen Dank, Osman. Im Gegenteil, Sie haben uns sehr geholfen.« Fabel lächelte, denn er wusste, dass der Kellner nach Kräften versucht hatte, sich an jedes nützliche Detail zu erinnern. Dann dankte er dem Restaurantbesitzer, bevor Anna und er auf den Ausgang zusteuerten.

»Ich war erstaunt darüber, dass sie nicht öfter hierherkamen«, sagte Osman, als sie bereits die Tür geöffnet hatten. »Weil sie doch ganz in der Nähe wohnt.«

Anna und Fabel erstarrten auf der Schwelle. Sie traten wieder ein und ließen die Tür hinter sich ins Schloss fallen. »Sie wissen, wo Meliha Yazar wohnt?«, fragte Fabel. Er spürte ein elektrisierendes Prickeln im Nacken.

»Also ... ja. Wahrscheinlich. Wenn sie da nicht bloß zu Besuch war. Aber sie schien dort zu wohnen.«

»Wo? Und wie kommen Sie darauf?«, erkundigte sich Anna.

»Ungefähr drei Blocks von hier steht ein Wohnhaus. Eines Tages kam ich daran vorbei – mein Cousin wohnt im Nachbargebäude – und sah, wie Frau Yazar mit Lebensmitteln das Haus betrat.«

»Holen Sie Ihre Jacke ...«, sagte Fabel und hielt die Tür auf.

Sie brauchten nicht mehr als fünfzehn Minuten mit ihren Nachbarn zu sprechen, um zu ermitteln, dass Meliha Yazar in der dritten Etage des Gebäudes wohnte. Es war ein modernes

Apartmenthaus und, wie Osman gesagt hatte, nur drei Blocks vom Osmanischen Palast entfernt.

Nachdem sie sich vergewissert hatten, dass es das richtige Gebäude war, schickte Fabel den Kellner zum Restaurant zurück. Der junge Mann strahlte bei dem Gedanken, etwas wirklich Wertvolles beige-steuert zu haben. Zuvor hatte Fabel Osmans einzige Sorge ausgeräumt, dass Meliha Yazar Ärger mit der Polizei bekommen könne.

»Ganz und gar nicht«, hatte Fabel ihn beruhigt. »Wir versuchen, Frau Yazar zu helfen. Und *Sie* haben ihr schon geholfen.«

Osman war gut gelaunt an seine Arbeit zurückgekehrt.

Aber bald stellte sich heraus, dass Meliha Yazar nicht Meliha Yazar war.

»Sie meinen Frau Kebir ...«, korrigierte die junge Mutter, die die Tür der anderen Wohnung im dritten Stock geöffnet hatte. Sie drückte ein Kleinkind an sich. »Ich habe sie seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen. Vielleicht seit einem Monat. Aber sie verreist sehr oft. Das hat wahrscheinlich mit ihrer Arbeit zu tun. Ich glaube, sie fliegt oft in die Türkei zurück.«

»Wissen Sie, was für einen Beruf sie hat?«, fragte Anna.

»Eigentlich nicht.«

»Und seit einem Monat ist niemand mehr in der Wohnung gewesen?«

»Das habe ich nicht gesagt. *Sie* ist seit einem Monat nicht mehr hier gewesen, aber sie hat irgendwelche Arbeiten in der Wohnung machen lassen. Vor ungefähr drei Wochen, nach ihrer Abreise, waren ein paar Handwerker hier. Aber das war in Ordnung, denn sie hatten mir zwei Tage vorher einen Zettel unter der Tür durchgeschoben, auf dem sie ihre Arbeiten ankündigten.«

»Verstehe«, sagte Fabel. »Hat Frau Ya ... ich meine Frau Kebir ... Ihnen vielleicht einen Schlüssel zu ihrer Wohnung gegeben?«

»O nein.« Die junge Frau wiegte das unruhige Kind in ihren Armen. »Sie war sehr zurückhaltend. Sehr auf ihre Privatsphäre bedacht.«

Fabel dankte ihr, und sie zog sich in ihre Wohnung zurück und schloss die Tür.

»Weißt du was, Anna?«, sagte Fabel. »Sie sind nicht so gut, wie ihre Werbung uns glauben machen will.«

»Wer?«

»Die Leiter des Pharos-Projekts. Bisher habe ich gedacht, sie hätten sämtliche Spuren von Meliha Yazar verwischt, aber davon kann keine Rede sein. Die falsche Adresse, die sie Müller-Voigt gegeben hat, der falsche Familienname – ein kluger Schachzug, Kompliment: Behalte deinen Vornamen, falls du in der Öffentlichkeit auf jemanden stößt, den du von früher kennst. All das geht auf ihre eigene Initiative zurück. *Sie* wollte keine Spur von Meliha Yazar hinterlassen.«

»Irgendein Betrug? Meinst du, dass sie in so etwas verwickelt war?«

Fabel schüttelte den Kopf. »Nein, durchaus nicht. Eher eine verdeckte Ermittlung.«

Anna musterte die massiv wirkende Wohnungstür einen Moment lang. »Soll ich im Eilverfahren einen Durchsuchungsbefehl besorgen?«

Statt zu antworten, trat Fabel gegen die Tür. Ein zweiter Tritt war erforderlich, bevor das Holz um das Schloss splitterte und die Tür nachgab.

»Wir haben Grund zu der Annahme, dass die Bewohnerin in Gefahr ist«, sagte er. »Wir brauchen keinen Durchsuchungsbefehl.«

Die Wohnungstür führte in einen langen Korridor. Er war hell und makellos sauber, und am anderen Ende hing ein großes, gerahmtes Poster, von dem ein gut aussehender Mann mittleren Alters Fabel mit stechenden hellen Augen anschaut. Er trug einen altmodischen Anzug und hatte die Daumen in den Westentaschen vergraben. Eine unglaubliche Entschlossenheit spiegelte sich in den hellen Augen wider, von denen das eine, wie Fabel wusste, wegen einer im Ersten Weltkrieg erlittenen Schrapnellwunde ein wenig deformiert war.

»Jedenfalls ist das ihre Wohnung.« Fabel nickte in Richtung des Posters.

»Wer ist das?«, fragte Anna.

»Ihr Idol. Mustafa Kemal Atatürk. Der Vater der modernen Türkei. Meliha Yazar – oder Kebir oder wie immer sie wirklich heißt – suchte einen neuen Atatürk. Einen ›Atatürk für die Umwelt‹, wie Müller-Voigt es ausdrückte. Komm, wir sehen uns mal um.«

Sie gingen von Zimmer zu Zimmer. Die Wohnung war voll von türkischen, deutschen und englischen Büchern – literarischen Klassikern, Fachliteratur über Umweltfragen, geologischen und ökologischen Lehrbüchern. Fabel betrat das Schlafzimmer. Das Bett war gemacht, und wie in der ganzen Wohnung befand sich auch hier alles in einem perfekten Zustand.

»Sie war sehr ordentlich, kein Zweifel«, sagte Anna irgendwo hinter Fabel.

»Zu ordentlich.« Er griff nach den drei Taschenbüchern auf dem Nachttisch. »Sie haben alles durchsucht. Jede Ecke und jeden Winkel. Ich bin sicher, dass sie zuerst alles fotografiert haben, um es dann, als sie fertig waren, an die richtige Stelle zurückzulegen. Gute Arbeit, das muss ich zugeben.«

»Die Handwerker, von denen ihre Nachbarin gesprochen hat?«

Fabel antwortete nicht, sondern sah die Bücher durch, als ob er langsam Karten mischte. Eine englische Ausgabe von George Orwells *1984*. Ein Exemplar von Friedrich Dürrenmatts *Der Richter und sein Henker*, eines von Rachel Carsons *Der stumme Frühling* auf Englisch. Er musterte die Bücher erneut. Ihre Anordnung schien etwas zu bedeuten, doch er kam nicht darauf, was es sein konnte. Fabel verließ das Schlafzimmer mit den Büchern in der Hand. Kurz darauf traf das Spurensicherungsteam ein.

»Hast du noch etwas angefasst, von dem ich wissen sollte?«, fragte Holger Brauner mit einem Blick auf die Bücher in Fabels Hand.

»Du wirst hier nichts ausrichten können, Holger. Sieh dich um. Was stimmt an diesem Bild nicht?«

Brauner betrachtete das Zimmer und wandte sich Fabel zu. »Keine Ahnung ... Außer dass es verdammt ordentlich ist.«

»Jemand ist uns zuvorgekommen«, sagte Fabel. »Wirkliche Profis. Sie haben hinterher aufgeräumt.«

»Ich wünschte, sie würden meine Wohnung durchstöbern«, meinte Anna. »Ich könnte einen Frühjahrsputz gut gebrauchen.«

»Aber das ist noch nicht alles, was an diesem Bild nicht stimmt. Du auch, Anna. Fällt dir etwas Seltsames auf?«

Beide schauten sich noch einmal im Zimmer um. Dann glitt ein Ausdruck der Erleuchtung über Annas Gesicht.

»Das Gleiche wie beim letzten Opfer des Network-Killers?«

»Ganz genau«, bestätigte Fabel. Brauner sah ihn verwirrt an. »Kein Computer ... Kein Computer, kein Handy, keine Ladegeräte, keine Memorysticks, nicht einmal ein elektronischer Taschenrechner.«

»Worauf willst du hinaus?«, fragte Brauner. »Darauf, dass der Network-Killer ebenfalls hier gewesen ist?«

»Ich kann dir garantieren, dass es nicht der Network-Killer war, Holger. Das ist das Einzige, dessen ich mir sicher bin. Jemand anders hat diese Wohnung umgekrempelt und Computer und Handy mitgenommen. Jemand, der nicht wollte, dass wir erfahren, wer der Network-Killer war und was aus ihm geworden ist.«

»Jetzt kann ich dir auch nicht mehr folgen«, sagte Anna.

»Alles zu seiner Zeit«, erwiderte Fabel. »Kannst du dich hier um alles Weitere kümmern? Ich möchte zurück ins Präsidium, um mit Fabian Menke über ...«

Er wurde vom Klingeln seines Mobiltelefons unterbrochen.

»Hallo Jan. Hier ist Werner. Du wirst es nicht glauben: Wir haben noch eine Wasserleiche. Die Hafenpolizei hat uns gerade mitgeteilt, dass sie eine Leiche an der Einfahrt zum Peutehafen aus dem Fluss gezogen hat. Sie wird zum Butenfeld gebracht.« Werner sprach aus der Pathologie des Instituts für Rechtsmedizin, wohin die sterblichen Überreste aller Personen befördert wurden, die einen gewaltsamen oder verdächtigen Tod erlitten hatten.

»Ich bin gleich da«, sagte Fabel.

29.

Fabel, Nicola Brüggemann und Werner Meyer schauten stumm auf den Mann hinunter, den ein Sektionsgehilfe in die Hauptleichenhalle gerollt hatte. Es sah nach einem Zeichen von Respekt aus: einem Moment des Schweigens. In Wirklichkeit jedoch taten sie nur das, was sie als Polizisten gelernt hatten: Sie nahmen sich einen Moment Zeit, um den Körper zu betrachten, zu prüfen und einzuschätzen. Um den Tod eines Menschen aus einer neuen Perspektive zu beurteilen.

Die Leiche auf der Rollbahre war schwächling und bleich; die Rippen drangen durch die Haut, und die Oberarme wirkten mager. Trotz der Stoppeln an seinem Kinn glich der Tote eher einem Jungen als einem Mann. Er hatte vier nun blutlose Löcher im Schädel, zwei über dem Haaransatz und zwei darunter, die sich in seine breite Stirn bohrten. Fabel bemerkte eine dunkle Sprenkelung auf der hellen Haut: Schmauchspuren von einem aus der Nähe abgegebenem Schuss. Er war auf den Knien, dachte Fabel. Wahrscheinlich hat er um sein Leben gefleht.

Eine größere, hässlichere Wunde klaffte unter seinem Kiefer, wo eine der Kugeln ausgetreten war. An der linken Brustseite befand sich eine dunkelgrüne Tätowierung, die wie eine kleine umgekehrte Schleife aussah.

»Dies sind offenbar die sterblichen Überreste von Harald Jaburg«, sagte Werner mit einer Miene, die anzudeuten schien, dass er etwas Saures gegessen hatte. »Wir haben seinen Personalausweis in seiner Jeanstasche gefunden. Erwerbslos. Dreiundzwanzig Jahre alt.«

»Ich hätte ihn für jünger gehalten«, sinnierte Fabel und wandte sich an Brüggemann. »Unsere Arbeitsbelastung scheint exponentiell zu wachsen. Ich glaube, ich werde dein Angebot annehmen.« Er ignorierte Werners prüfenden Blick.

»Er hat eine Tätowierung auf der Brust«, sagte Brüggemann. »Direkt über dem Herzen. Eine Art Symbol.«

»Das ist mir nicht entgangen«, erwiderte Fabel. »Es erinnert mich an den kleinen griechischen Buchstaben Gamma.« Er drehte die Unterarme der Leiche um und musterte die Innenseite. »Keine Stichspuren.«

»Auf mich wirkt er nicht wie ein Altphilologe«, sagte Werner.

»Nein ...«, stimmte Fabel zu. »Auf mich auch nicht. Haben wir seine Adresse?«

»Billbrook. Wir haben die Schutzpolizei hingeschickt«, erläuterte Werner. »Mein Gott, Jan, wenn das so weitergeht, werden wir einen Fischkutter anheuern müssen, um all die Leichen aus der Elbe zu holen.«

»Das würde niemals genehmigt werden«, sagte Brüggemann. »Ich glaube, wir haben unsere EU-Quote schon überschritten.«

»Und ob«, bekräftigte Fabel. »Werner, ich weiß, du hast viel um die Ohren, und ich habe Anna in Meliha Yazars Wohnung zurückgelassen, aber ich möchte, dass Henk und du auch diesen Fall weiterverfolgt. Lasst seinen Namen durch den Computer laufen und redet mit der Abteilung Organisierte Kriminalität. Dies sieht nach einem Drogenmord aus, aber er scheint mir kein User gewesen zu sein. Erkundige dich, ob sie eine Bande kennen, die das Symbol Gamma als Symbol verwendet.«

»Okay, Jan. Aber er erinnert mich noch weniger an ein Bandenmitglied als an einen Altphilologen.«

»Vielleicht war er ein kleiner Fisch«, sagte Brüggemann. »Jemand, der verdächtigt wurde, ein Betrüger oder Spitzel zu sein. Aber ich finde auch, dass er nicht dem Typ entspricht.«

Der Sektionsgehilfe kam mit einem festen Plastikbeutel zurück. Er ließ ihn kurzerhand auf die Brust des Toten fallen. »Sie wollten seine Kleidung haben. Die ist für die Spurensicherung eingepackt worden. Noch feucht, deshalb sollten sie die Sachen schnell auspacken, bevor sie schimmelig werden.«

»Ein kleiner Sonnenschein«, sagte Werner sarkastisch, nachdem der Sektionsgehilfe wieder verschwunden war. »Wahrscheinlich ist es seine Arbeit, die ihn so fröhlich macht.«

Fabel las die Aufschrift des Etiketts, das an dem Beutel angebracht war, laut vor: »Schwarze oder dunkelgraue Kapuzenjacke. Schwarze oder dunkelgraue Jeans. Dunkelgrünes T-Shirt. Mit Nieten besetztes Lederarmband, rechtes Handgelenk. Uhr mit breitem Lederarmband, linkes Handgelenk. Halskette aus Metalllegierung mit Symbolanhänger ...« Fabel schüttelte den Plastikbeutel und neigte ihn zur Seite. Obwohl eine erhebliche Menge öligen Wassers um die Kleidung schwappte, entdeckte er die Halskette. Wie er vermutet hatte, war auch der Anhänger eine Nachbildung des griechischen Buchstabens Gamma. »... dunkelrote, kurze Socken. Chopperstiefel aus schwarzem Leder. Lederbrieftasche mit Personalausweis, fünfundzwanzig Euro in Scheinen und weitere fünfzehn Euro in Münzen. Weiße Boxershorts.«

»Merkwürdig«, sagte Brüggemann. »Ich hätte ihn eher für einen Sliptyp gehalten.«

Fabel antwortete nicht, sondern zog sein Notizbuch hervor und blätterte ein paar Seiten zurück. Als er fand, was er gesucht hatte, beugte er sich über die Leiche und reichte Werner das geöffnete Büchlein. Dieser runzelte beim Lesen die Stirn.

»Nein«, sagte er und gab Fabel das Notizbuch zurück. »Du glaubst doch nicht etwa ...« Er nickte zu der Leiche zwischen ihnen hinunter.

»Seine Kleidung entspricht genau der Beschreibung dessen, was der Fahrer des Motorrads getragen haben soll.«

»Die ist sehr verbreitet, Chef.«

»Redet ihr über den Brandstiftungsmord?«, wollte Brüggemann wissen.

»Wir brauchen eine Todeszeit für den Mann«, sagte Fabel. »Ich bin mir sicher, dass er nach dem Überfall im Schanzenviertel gestorben ist.«

»Soll ich mich immer noch mit der Organisierten Kriminalität in Verbindung setzen?«, fragte Werner.

Fabel nickte. »Es könnte trotzdem etwas anderes sein. Aber es gibt noch eine Fragestellung, der ich selbst nachgehen will.«

Diesmal hatte er nicht den geringsten Zweifel. Fabel war erst fünfzig Meter von Meliha Yazars Wohnung entfernt gewesen, als er glaubte, den großen VW Tiguan zu sehen, der hinter einem geparkten Lieferwagen ausscherte und sich in einem Abstand von vier oder fünf Autos in den Verkehr einfädelt. Aber dann hatte er ihn aus den Augen verloren, als er nach Eppendorf zur gerichtsmedizinischen Pathologie am Butenfeld gefahren war. Nachdem er die Leichenhalle verlassen hatte, war der VW jedoch wieder im gleichen Abstand hinter ihm aufgetaucht. Bisweilen schien es so, als müsse der andere Fahrer ihn überhaupt nicht im Blickfeld behalten. Zweimal, als der Geländewagen hinter einer Ecke außer Sicht war, hatte Fabel plötzlich eine andere Richtung eingeschlagen, um den VW dann nach ein paar Blocks wieder hinter sich zu entdecken.

Er fuhr weiterhin auf sein Ziel – den Hafen – zu. Der Verkehr war viel spärlicher geworden, und der VW konnte nicht mehr so leicht Deckung finden. Er war jetzt nur noch zwei Autos hinter ihm. Fabel rief mit seinem Handy im Präsidium an. Anna Wolff, die mittlerweile aus Meliha Yazars Wohnung zurückgekehrt war, meldete sich.

»Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht, Anna. Die gute ist, dass ich auf meine alten Tage noch nicht paranoid werde.«

»Der Verfolger? Bist du sicher?«

»Absolut. Ich bin gerade am Fischmarkt vorbeigekommen. Könntest du die Zentrale bitten, einen Streifenwagen an der Kreuzung Große Elbstraße, Kaistraße bereitzustellen. Dort ist es ruhig genug, um ihn anzuhalten und ein paar Worte mit dem Fahrer zu wechseln.«

»Das erledige ich sofort. Aber ich komme auch.« Sie legte auf, bevor Fabel etwas erwidern konnte. Er fuhr weiter nach Westen und stellte fest, dass der VW wieder verschwunden war. Der Fahrer hatte an der Ampel gehalten und offenbar die Gelegenheit genutzt, etwas mehr Distanz zwischen sich und Fabels Auto zu bringen.

Er war auf der St. Pauli-Hafenstraße, als er den VW drei oder vier Wagen hinter sich erneut entdeckte. Diese Leute waren geschickt. Oder ihnen wurde geholfen. Fabel fragte sich, was während seiner Besichtigung des Pharos an seinem Fahrzeug angebracht worden war.

Anna meldete sich. »Der Streifenwagen ist in Position.«

»Gut. Der Knabe ist mir immer noch auf den Fersen. Ich bin in der Hafenstraße. Könntest du die Schutzpolizisten wissen lassen, dass sie ihn anhalten sollen?«

»Klar. In ein paar Minuten bin ich selbst dort.«

Fabel legte auf und blickte in seinen Rückspiegel. Nun war nur noch ein Auto zwischen ihm und dem großen VW. Er

glaubte, die Silhouetten von zwei Männern durch das getönte Glas erkennen zu können.

»Machen wir die Sache interessant«, flüsterte Fabel vor sich hin. Er erspähte eine schmale Kopfsteinpflastergasse, die von der Hauptstraße zu den Gebäuden am Flussufer und zum Kai führte. Dies war ein Zugang, den normalerweise niemand benutzen würde. Die Gegenfahrbahn war leer, und Fabel bog, ohne zu blinken, nach links ab, stieg auf die Bremse und rollte in eine Parkbucht am Wasserrand. Der Fahrer des Autos hinter ihm drückte wütend auf die Hupe, weil Fabel nicht geblinkt hatte. Auch der VW donnerte an der Gasse vorbei. Entweder meinte der Fahrer, nicht ebenfalls jäh abbiegen zu können, oder er versuchte Fabel davon zu überzeugen, dass er ihm nicht folgte.

Fabel rief Anna an. »Der Tiguan ist gerade an mir vorbeigefahren. Ich habe ihm keine Alternative gelassen. Sag den Schutzpolizisten, dass er zu ihnen unterwegs ist und dass sie ihn stoppen sollen. Ich werde direkt hinter ihm sein. Und wenn er anhält oder umkehrt, gebe ich dir Bescheid.«

Er hatte sich gerade auf seinem Sitz umgedreht, um auf die Hauptstraße zurückzusetzen, als ein Geländewagen auf ihn zuraste. Fabel hatte das Auto kaum zur Kenntnis genommen, als es auch schon an das Heck seines BMW knallte. Er wurde nach vorn geschleudert, um dann schmerzhaft von seinem Automatikgurt aufgefangen zu werden.

»Arschloch!«, brüllte er in den Rückspiegel. Er riss die Handbremse hoch und öffnete seinen Sicherheitsgurt. Was war geschehen? Der Geländewagen schien ein anderes Modell zu sein. Nicht dasselbe Auto, das ihm gefolgt war. Zwei Wagen?

Zumindest wurden die Dinge dadurch in einer Hinsicht erleichtert: Er konnte den Kerl wegen Fahrlässigkeit oder wegen Trunkenheit am Steuer festnehmen. Fabel drehte sich

erneut um und sah den Geländewagen nach dem Aufprall zurückrollen. Dabei war das hässliche Geräusch knirschenden Metalls zu hören, und irgendetwas vom Heck seines BMW schepperte auf die Kopfsteine der Gasse. Nun sah er, dass es kein VW, sondern ein Landrover war.

Fabel streckte die Hand nach seinem Türgriff aus, als der Landrover das Heck seines Autos zum zweiten Mal rammte. Diesmal wurde er nicht vom Sitzgurt festgehalten und deshalb mit dem Brustkasten ans Lenkrad geschleudert, sodass ihm die Luft aus der Lunge wich. Keuchend rang er nach Atem. Sein Körper schien nach Sauerstoff zu schreien. Zwischen verzweifelten Atemzügen tastete er nach seinem Halfter mit der SIG-Sauer Automatik. Ein weiterer Aufprall. Die Dienstpistole hüpfte aus seinen bebenden Fingern und fiel in den Fußraum. Er wandte den Kopf: Der Landrover setzte rasch wieder zurück. Fabel fühlte sich durch den Sauerstoffmangel geschwächt. Ihm war speiübel, und sein Brustkasten schmerzte bei jedem Atemzug, aber er mühte sich, die Situation zu verstehen. Er streckte die Hand nach seinem Handy aus, als der Rückspiegel von der riesigen dunklen Masse des Landrovers gefüllt wurde, der das Heck des BMW zum dritten Mal rammte. Aber der Aufprall war ein anderer, diesmal brüllte der Motor des Geländewagens, als der Fahrer den Gashebel durchtrat.

Fabel begriff, was sich abspielte. Der Kerl versuchte, ihn vom Kai in den Fluss zu stoßen.

Instinktiv drückte er die Fußbremse bis zum Anschlag durch. Eine sinnlose Übung, wie er sofort einsah. Deshalb legte er hastig den Rückwärtsgang ein und leistete dem Landrover Widerstand. Es war ein ungleicher Kampf. Seine Reifen quietschten und qualmten, während sie sich ohnmächtig auf den glatten Kopfsteinen drehten.

Er musste aussteigen, bevor der BMW über den Rand geschoben wurde. Aber er befand sich auf der falschen Seite des Autos, auf der Wasserseite. Wild starrte er auf den Kühlergrill des Landrovers, der seinen Rückspiegel – und sein Universum – völlig ausfüllte. Fabel hatte gerade beschlossen, das Risiko eines Sprungs auf sich zu nehmen, als er sich plötzlich gewichtslos fühlte und begriff, dass sein Auto über den Rand gedrängt worden war.

Ein neuer Aufprall, doch diesmal schlug der BMW auf die Wasserfläche auf, und Fabel wurde in dem Metallkäfig seines Autos hin und her geworfen. Alles wurde dunkel, und er dachte einen Moment lang, er habe das Bewusstsein verloren, bis das Innere seines Wagens mit kaltem, öligem, dunklem Wasser volllief und er merkte, dass er auf den Boden der Elbe sank.

30.

Er hatte ihren Namen erstaunlich leicht herausgefunden. Die Daten zu entschlüsseln war kein Problem gewesen. Roman hatte weniger als einen halben Tag dafür gebraucht, die Information zu dechiffrieren und zu übertragen.

Meliha Yazar.

Die Frau, die er in dem Café gesehen hatte, hieß Meliha Yazar. Roman war zutiefst traurig bei dem Gedanken, dass eine so schöne Frau nun vermutlich tot war. Genau wie er es bald sein würde.

Er hasste sie nicht mehr, weil sie das Handy neben ihm hatte liegen lassen. Durch diesen Akt – den er nun nicht mehr als zufällig empfand; vielleicht hatte sie irgendetwas Besonderes an ihm entdeckt – war ihm ein großes Geschenk gemacht worden, denn nun wusste Roman etwas über sich selbst, das er zuvor nicht gewusst hatte: Er war mutig. Obwohl er sich immer für einen Feigling gehalten hatte, war ihm plötzlich klar geworden, dass er sich nicht fürchtete zu sterben. Sie würden ihn töten, doch vorher würde er dafür sorgen, dass die Information, die sie ihm durch jenen schlichten Akt im Café anvertraut hatte, an den Polizisten Fabel und andere weitergegeben wurde. Roman wusste, dass es sinnlos war, die Information per E-Mail zu versenden. Er kannte die Raffinesse seiner Feinde und das Ausmaß ihrer technischen Möglichkeiten. Ein Teil ihrer Arbeit weckte seine aufrichtige Bewunderung. Wirklich kreativ.

Aber sie waren gefährlich. Wenn sie ihn aufgespürt hatten, würden sie als Erstes seine Computerdaten und seine Blog-

ging-Präsenz löschen, um zu verhindern, dass er sie elektronisch verpfeff.

Er wusste auch, dass er sich nicht einfach auf Fabel verlassen konnte, denn vermutlich würde der Polizist ebenfalls bald tot sein. Roman und Fabel waren die äußeren Fäden eines Informationsnetzes, das gebändigt, die Peripherie eines Kreises, der geschlossen werden musste.

Doch das betraf die reale Welt. Und Roman existierte nicht nur in der realen Welt. Er kannte die Wahrheit und die Verlogenheit ihres Wunschtraums von einer digitalen anderen Welt. Sie existierte, war jedoch nur zugänglich, wenn man den völligen Tod seines Egos hinnahm. Ein seelenloser Schatten der Realität. Das wusste Roman, denn er hatte zu viel von seinem jungen Leben dort verbracht.

Er beendete die Entschlüsselung der Dateien. Und hier war das Ergebnis: das Geheimnis des Pharos-Projekts, das niemals an die Öffentlichkeit gelangen sollte. Es war wahnsinnig gewesen zu glauben, dass sie imstande seien, etwas Derartiges vor der Welt zu verbergen. Andererseits war die große Lüge immer die dauerhafteste; diejenige, die man am leichtesten aufrechterhalten konnte.

Sobald Roman die Dateien in die verschiedenen von ihm gewünschten Formate umgewandelt hatte, ging er durch seine Wohnung und öffnete die Vorhänge. Er mühte sich mit zwei Fenstern ab, schaffte es jedoch, sie aufzumachen und frische Luft einzulassen.

Dann verließ er die Wohnung.

Es war sonnig. Der erste wirklich sonnige Tag des Jahres. Die Straße in Wilhelmsburg schien nach der Stille seiner Behausung voller Lärm zu sein. Er dachte an die Albaner, die unter ihm wohnten und im Grunde wenig Lärm machten. Roman dagegen hatte sich intolerant gezeigt, weil er unfähig gewesen war, sich noch einen weiteren Schritt von der

Menschheit und der realen Welt zu entfernen. Er hatte begriffen, dass Menschen wie er von jeher existiert hatten: beispielsweise die mittelalterlichen Mönche, die sich für die Askese in einer Klosterzelle und die virtuelle Realität der Religion entschieden, oder die antiken Philosophen, die sich in Höhlen oder Fässern versteckten und Kommentare zu der menschlichen Befindlichkeit abgaben, von der sie sich selbst gelöst hatten.

Er brauchte lange, um in die Stadt zu gehen. Aber er war entschlossen, den Weg zu Fuß zu bewältigen. Hin und wieder musste er sich an eine Wand lehnen, um Atem zu schöpfen, und er setzte sich jedes Mal hin, wenn sich die Gelegenheit bot: auf städtische Bänke oder einmal sogar auf den Deckel einer Abfalltonne.

Roman bemerkte, wie andere ihn anschauten, doch heute war es ihm gleichgültig. Heute musste er eine Mission erfüllen, ein Ziel erreichen, das ausnahmsweise nicht nur mit ihm selbst zu tun hatte. Zuerst ging er zum Postamt, kaufte fünf wattierte Umschläge und ließ in jeden einen Memorystick und eine handgeschriebene Notiz fallen. Er verharrte einen Moment, bevor er die Umschläge in den Postschacht gleiten ließ. In jenem Moment dachte er an Meliha, die Frau im Café, die Frau, die hinter der Wahrheit steckte. Er hoffte, dass sie irgendwie und irgendwo erfahren würde, was er für sie tat.

Danach ging Roman zu einem Bankautomaten, hob fünfhundert Euro ab, faltete die Scheine säuberlich und legte sie in einen sechsten Umschlag. Auf dem Heimweg suchte er zwei weitere Bankautomaten auf und hob mit verschiedenen Karten jedes Mal weitere fünfhundert Euro ab. Als Roman endlich wieder am Haupteingang seines Mietshauses ankam, schnaufte und schwitzte er heftig. Er lehnte sich an die Wand und blickte zum Himmel hinauf. Hoch über ihm ließ ein in der Ferne glänzendes Passagierflugzeug einen Kondensstreif

fen entstehen. Es sah aus, als ziehe es einen weißen Faden durch blaue Seide.

Es gibt niemals bloß eine einzige Realität, dachte er, während er das Flugzeug beobachtete und sich fragte, was die Passagiere aus einer solchen Höhe von Wilhelmsburg erkennen konnten. Es gibt so viele Realitäten wie Menschen auf der Erde; die Realität ist das, was im Kopf jedes Einzelnen existiert. Wenn sie mich töten, wird meine Realität enden, aber ich werde nicht spüren, dass sie endet. Genau wie ich vor meiner Geburt kein Bewusstsein hatte, werde ich auch nach meinem Tod kein Bewusstsein haben. Folglich gibt es die Zeit nur, während ich sie wahrnehme. Die Zeit hat mit mir begonnen und wird mit mir enden. Ich bin unsterblich.

Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, betrat er das Mietshaus und begann den langsamen, quälenden Aufstieg die Treppe hinauf. Als er die Tür der Wohnung unter seiner eigenen erreichte, atmete er noch mühsamer. Der Albaner öffnete die Tür und erkannte Roman. Sein Gesicht wurde dunkel vor düsterem Zorn, doch dann schien er Romans Zustand zu bemerken, und der Zorn verwandelte sich in Besorgnis.

»Fehlt was? Sehen nicht gut aus ...«

»Jetmir ...« Roman stieß das Wort nach einem asthmatischen Keuchen hervor. »So heißen Sie doch ... Jetmir?«

Der Albaner nickte und trat vor, um ihm zu helfen. Roman hätte fast gelacht, denn Jetmir war ein kleiner, drahtiger, dunkelhäutiger Mann, den er erdrücken würde, wenn er auf ihn fiele.

»Reinkommen. Sie nicht gesund. Hole Doktor.«

»Keinen Arzt, Jetmir. Es tut mir leid. Ich war derjenige, der immer wieder die Polizei angerufen hat. Das wussten Sie sowieso, aber ich sage Ihnen jetzt, dass ich es war, und ich möchte mich entschuldigen.« Er drückte dem Albaner den Umschlag mit den fünfzehnhundert Euro in die Hand. »Bitte.

Ich möchte, dass Sie es annehmen. Ich weiß, dass Sie nicht viel Geld haben.«

Der Albaner starrte das Bargeld an. »Warum?«, fragte er, machte jedoch keinen Versuch, den Umschlag zurückzugeben.

»Weil ich ein schlechter Nachbar gewesen bin. Und weil ich möchte, dass Sie etwas für mich tun. Es ist eine Vorauszahlung.« Roman machte eine Pause. Ein Stechen durchzog seine Brust und erfasste seinen linken Arm. Er packte das Hemd des Albaners und zog ihn dicht an sich heran. Mit der anderen Hand drückte er ihm den zweiten Umschlag an den Oberkörper. »Das ist für die Polizei. Es ist sehr wichtig, dass sie es erhält. Böse Männer kommen, Jetmir. Sie sind hinter mir her.«

»Dann hole ich jetzt Polizei ...«

»Nein!«, rief Roman und packte den kleinen Albaner noch fester. »Nein. Das könnte gefährlich für Sie und für Ihre Familie werden. Hören Sie, wenn mir etwas zustößt, müssen Sie der Polizei den Umschlag geben. Aber nur einem Polizisten namens Fabel. Jan Fabel. Sein Name steht drauf. Verstehen Sie? Geben Sie ihn keinem anderen.«

Der Albaner nickte energisch. »Hier warten, ich hole Wasser.«

Es dauerte nicht weniger als fünfzehn Minuten, bis der Schmerz nachließ und Roman, der langsam das Wasser trank, wieder zu Atem kam. Während sie auf der Treppe saßen, sprachen Roman und der Albaner miteinander. Sie plauderten über Alltägliches wie Jetmirs Heimatort in Albanien, seine Kinder und darüber, dass sie genau wie Deutsche klangen. Aber im Lauf der gesamten Unterhaltung verließ der ernste Ausdruck der Besorgnis nie Jetmirs Gesicht. Roman erinnerte sich daran, wie die Albaner nach dem Einzug der Familie versucht hatten, mit ihm zu reden und sich mit ihm anzu-

freunden. Er hatte Gewissensbisse, wenn er daran dachte. Schließlich waren sie Menschen, nicht bloß eine Störung, ein Ärgernis am Rand von Romans Existenz.

»Machen Sie sich keine Sorgen um mich«, sagte Roman und stand langsam, mühevoll von der Treppe auf. »Ich habe keine Probleme. Aber vergessen Sie Ihr Versprechen nicht.«

»Ich vergesse nicht. Wir gute Nachbarn. Sie sind mein *fqinij*. Wir kümmern uns.«

Der Albaner half Roman, die übrigen Stufen bis zu seiner Wohnungstür zu erklimmen.

»Jetzt ist alles in Ordnung. Danke für Ihre Hilfe, Jetmir.« Roman schloss seine Tür auf, lächelte und wartete, bis er hörte, wie die Tür des Albaners eine Etage unter ihm zufiel. Dann erst betrat er seine Wohnung.

Roman schaute sich um. Es wäre eine nette Wohnung gewesen, wenn er sie nur sauberer gehalten hätte. Das tat ihm nun leid. Es gab viele Dinge, die ihm nun leid taten. Er lehnte sich an die Tür, da ihm seine Atmung immer noch zu schaffen machte.

Drei von ihnen waren in der Wohnung. Keiner sagte ein Wort. Alle trugen die gleichen grauen Anzüge und hatten sich Bluetooth-Hörmuscheln ins Ohr geklemmt, als wären sie dort angewachsen. Einer saß an Romans Computern, ein anderer hielt Melihas Mobiltelefon in der Hand. Der Dritte stand direkt vor Roman und betrachtete ihn ausdruckslos.

Roman hatte gewusst, dass sie hier sein würden. Bevor er das Haus verlassen hatte, um seine Aufgaben zu erledigen, hatte er Melihas Telefon, einschließlich des Tracers, wieder zusammengesetzt und es angeschaltet. Ein Leuchtfeuer. Ein digitaler Leuchtturm. Solche Metaphern lieben sie, dachte er.

Er wollte über die Absurdität des Ganzen lachen, doch der Konsolidierer vor ihm trat auf ihn zu, ließ den großen Plas-

tikbeutel in seinen behandschuhten Händen über Romans Kopf gleiten und zog die Schnur zusammen.

31.

Fabel wusste, dass Panik ihm zum Verhängnis werden würde. Er schob den Gedanken in den Vordergrund seines Bewusstseins. Er war schon nach dem ersten Aufprall außer Atem gewesen, und seine Lunge litt immer noch unter Sauerstoffmangel. Ein Urinstinkt in seinem Innern nötigte ihn, den Mund zu öffnen und zu atmen, das schmutzige Flusswasser zu schlucken, seine Lunge mit irgendetwas, was es auch sein mochte, zu füllen.

Durch die natürliche Auftriebskraft seines Körpers wurde er an das Stoffdach des sinkenden Autos gedrückt, und er wusste, dass er tiefer in die Elbe hinuntergerissen wurde. Der Kai war ursprünglich als Anlegeplatz geplant worden, was bedeutete, dass das Wasser tief genug für ein großes Schiff war. Tief und dunkel.

Nun sah Fabel nichts mehr. Obwohl er das Auto seit zehn Jahren besaß, war ihm die Kabine mit einem Mal völlig fremd. Eine unbekannte, tödliche Umgebung. Ein Fenster war, wie er wusste, geöffnet und bot eine rasche Fluchtmöglichkeit. Das andere war geschlossen. Eine einfache Wahl: die eine oder die andere Richtung. Er schob sich dorthin hinüber, wo er die rechte Seite des Autos vermutete. Kein Lenkrad. Nun fand er das Beifahrerfenster und zwängte sich hindurch. Er war außerhalb des Wagens und stieg auf. Seine Lunge schien aufzuheulen, und ein bohrender Schmerz, wie er ihn noch nie erlebt hatte, durchfuhr seine Brust. Er konnte die Wasseroberfläche erkennen, doch sie kam nicht näher. Das Licht über ihm wurde trübe und das Wasser um ihn herum

erneut dunkler. Die Panik kehrte zurück, als er begriff, dass er das Bewusstsein verlieren und es nie wiedererlangen würde. Seine Arme und Beine fühlten sich bleiern an, und er spürte, dass er wieder sank.

Jegliche Furcht verließ ihn, und er stieß den angehaltenen Atem mit einer Explosion von Blasen aus.

Etwas bedeckte seinen Mund und kniff ihm die Nase zu. Eine Hand. Jemand war neben ihm im Wasser. Ein anderer Arm umschlang seine Achselgrube und seinen Brustkasten. Fabel wehrte sich instinktiv gegen die Hand, die seine Nase und seinen Mund einklemmte. Die Erkenntnis, dass sie ihn hinderte, das schmutzige Hafenwasser einzuatmen, verlor sich in primitiver Panik.

Unzweifelhaft stieg er auf, doch das Wasser wurde noch dunkler, geradezu schwarz. Er fühlte seine Glieder, die Kälte des Wassers, das Hämmern in seiner Brust nicht mehr.

Plötzlich saß er wieder im Arbeitszimmer seines Vaters in Norddeich. Das Zimmer wurde nur von einer einzigen Schreibtischlampe erleuchtet. Irgendwo vor dem Fenster, an der anderen Seite des Deiches, war ein Sturm zu hören.

Während Fabel dem Wind und dem Regen lauschte, bemerkte er, dass Paul Lindemann ihm gegenüber saß. Die Schusswunde mitten in seiner Stirn war mit einem Kreis aus längst getrocknetem schwarzrotem Blut verkrustet.

»Hast du Schmerzen?«, fragte Fabel.

»Nicht mehr.«

»Es tut mir leid.«

»Es war nicht deine Schuld. Niemand hatte Schuld. Meine Zeit war gekommen.«

»Nun ist meine Zeit gekommen. Passiert dies wirklich?«

»Deine Zeit ist noch nicht gekommen«, sagte Paul und lächelte. »Ich weiß nicht, ob dies wirklich passiert. Erinnerst du dich an den Mörder, der glaubte, er sei Teil eines Märchens?«

»Ich erinnere mich an ihn.«

»Vielleicht hatte er doch recht. Vielleicht gibt es gar keine Realität.« Paul schwieg ein paar Sekunden lang. »Hast du die Bücher gesehen?«

»Welche Bücher?«

»Die Bücher neben ihrem Bett.«

»Ja, ich habe sie gesehen.«

»Hast du sie jetzt bei dir? Sind sie mit dir im Wasser?«

»Ich bin nicht im Wasser. Ich bin hier.«

»Du bist im Wasser, Jan. Hast du die Bücher bei dir?«

»Nein. Anna hat sie mitgenommen. In einem Beutel.«

»Denk an die Bücher.« Paul runzelte die Stirn, sodass die Haut um die Schusswunde faltig wurde. »Vergiss die Bücher nicht.«

Fabel wollte antworten, doch der Schlaf übermannte ihn. Das Zimmer wurde dunkel, und das Toben des Sturmes verstummte.

Etwas versengte jeden Millimeter seines Körpers. Er hörte Donnergeräusche wie von krachenden Wellen, aber eines folgte dem anderen viel zu rasch. Der Schmerz verschärfte sich mit jedem Donnern, und Fabel begriff, dass es sein eigener Atem war. Etwas umschloss immer noch seine Nase und seinen Mund, und er griff danach.

»Nicht aufregen.« Eine weibliche Stimme, die Autorität und Beruhigung ausstrahlte. »Es ist nur eine Sauerstoffmaske.«

Er wollte aufstehen, doch noch mehr Hände hielten ihn sanft zurück.

»Ich bin's, Chef. Anna. Bald geht es dir besser. Du bist in einem Unfallwagen. Wir bringen dich ins Krankenhaus.«

Fabels Sicht wurde klarer: Anna und eine Sanitäterin beugten sich über ihn. Sein volles Bewusstsein kehrte wie mit einem elektrischen Schlag zurück.

»Hast du sie erwischt?« Er versuchte, sich aufzurichten, wurde jedoch erneut zurückgehalten. Schmerz pochte Übelkeit erregend in seinem Kopf. »Sie haben mich ins Wasser gestoßen. Sie wollten mich töten.« Noch jemand war in dem Rettungswagen. Eine männliche Gestalt saß auf der Bank neben Anna. Das Haar des Mannes war feucht-schwarz und klebte ihm an der Stirn, und eine Decke umhüllte seine gekrümmten Schultern.

»Das ist Herr Flemming, Jan«, sagte Anna. »Er hat dich aus der Elbe gezogen. Er hat gesehen, wie dein Auto versank, und ist ins Wasser gesprungen, um dich zu retten.«

Fabel erinnerte sich an die Hand über seiner Nase und seinem Mund, an den ihn umschlingenden Arm, der ihn in die Höhe zog.

»Sie haben mir das Leben gerettet?«

Flemming zuckte die Achseln unter der Decke. »Richtiger Ort, richtige Zeit.«

»Es war mehr als das. Sie haben Ihr Leben für mich riskiert.«

»Jan ...« Fabel spürte ein Zögern in Annas Stimme. »Herr Flemming arbeitet für Seamark International.«

»Aber ich dachte ...«

»Sie hatten recht, Herr Fabel«, sagte Flemming. »Wir sind Ihnen gefolgt. Aber wir sind auf derselben Seite – sozusagen. Ruhen Sie sich erst einmal aus. Ich werde auch ins Krankenhaus gebracht. Wir können uns später unterhalten.«

»Haben Sie mich gestern Abend angerufen? Sind Sie der ›Klabautermann‹?«

Flemming lachte. »Vielleicht war ich heute der Klabauermann, aber ich habe Sie nicht angerufen.«

Fabel legte sich auf der Trage zurück. Der Sauerstoff erleichterte ihm das Atmen. Er schloss die Augen und versuchte, die Übelkeit zurückzudrängen, die ihn mit mächtigen Wellen überschwemmte. Der Rettungswagen setzte sich in Bewegung und holperte über irgendein Hindernis. Fabel riss sich die Sauerstoffmaske ab, drehte sich zur Seite und erbrach sich über den Rand der Trage. Die Sanitäterin stützte ihn, während sein Würgen endete. Dann fragte sie ihn, ob er sich besser fühle, und half ihm, sich wieder auf den Rücken zu legen. Fabel spürte den Druck ihrer Fingerspitzen an seinem Handgelenk, während sie seinen Puls fühlte, und er war ein wenig überrascht, als ihm die Lider zufielen. Er würde schlafen.

Susanne traf ungefähr eine halbe Stunde nach seiner Aufnahme im Krankenhaus St. Georg ein. Sie wirkte erschüttert, und Fabel machte sich größere Sorgen um sie als um sich selbst. Während er nach einer Stunde erneut untersucht wurde, blieb sie an seinem Bett sitzen. Ihre betrübt Miene wollte sich nicht aufheitern, wie oft er ihr auch versicherte, dass es ihm gut gehe, und wie oft die Ärzte ihr auch erklärten, dass es keinen Grund zur Besorgnis gebe.

»Ich habe nicht viel Wasser geschluckt«, sagte er. »Dafür hat dieser Flemming gesorgt. Er hat mich wirklich schnell herausgeholt, Susanne. Alles ist in Ordnung, wirklich.« Er berührte ihre Wange und lächelte. Sie legte die Hand über seine.

»Sie wollten dich töten, Jan«, stammelte sie fassungslos. »Die Wahnsinnigen glauben tatsächlich, dass sie es sich leisten können, einen hohen Hamburger Polizeibeamten umzubringen.«

»Soweit ich die Sache beurteilen kann, werden sie ungestraft davonkommen. Wir haben nichts, um das Fahrzeug, das mich gerammt hat, mit dem Pharos-Projekt oder den Beschützern Gaias in Verbindung zu bringen. Oder überhaupt mit irgendjemandem. Aber wir werden sie schnappen, keine Sorge, Susanne. Wir werden sie schnappen.«

Anna Wolff trat ein. Sie sah, dass Susanne Fabels Hand umklammerte, und wirkte einen Moment lang verlegen.

»Schon gut, Anna«, sagte Susanne. Fabel glaubte, eine gewisse Frostigkeit in ihrem Lächeln zu entdecken. Sie erhob sich, beugte sich vor und küsste ihn besitzergreifend auf die Stirn. »Ich hole mir einen Kaffee. Bin in einer Minute zurück.«

»Entschuldige, Chef«, begann Anna. »Ich wollte nicht ...«

»Kein Problem. Was ist los?«

»Flemming ist wieder okay und kann gehen, aber er hängt noch herum, weil er glaubt, dass du mit ihm reden möchtest. Das heißt, wenn du dazu in der Lage bist.«

»Und ob ich mit ihm reden möchte. Hat er dir gesagt, warum er mir gefolgt ist?«

»Du solltest dir lieber alle Details von ihm schildern lassen, aber offenbar arbeitet Seamark International für ein Unternehmen namens Demeril Importing. Es ist eine Firma unten in der Speicherstadt, die türkische Teppiche und andere Textilien importiert. Seamark ist für eine Menge solcher Firmen tätig; es bietet Sicherheitsmaßnahmen für den Import und Export an und stellt auch Männer bereit, die auf Schiffen auf die Fracht aufpassen. Anscheinend hat es sogar eine eigene Rechts- und Ermittlungsabteilung, weil die Ladungen und die Schiffe, die es bewacht, so vielen unterschiedlichen Rechtsprechungen und Gesetzen unterworfen sind.«

»Was zum Teufel hat das mit unseren Fällen zu tun?«

»Der Eigentümer von Demeril ist Mustafa Kebir. Sein Bruder, ein bekannter türkischer Archäologe und Umweltschützer, heißt Burhan Kebir. Er macht sich sehr große Sorgen über den Verbleib seiner Tochter ...«

»Meliha?«

»Meliha Kebir – unsere Meliha Yazar – ist Umweltaktivistin und hat als Enthüllungsjournalistin verdeckte Recherchen durchgeführt. Der Grund, warum wir keinen Hinweis auf sie finden konnten, ist der, dass sie nicht unter den Namen Meliha Kebir oder Meliha Yazar publiziert. All ihre Arbeiten erscheinen im Internet auf Aktivisten- und Umweltschutz-Websites unter dem Pseudonym ›Nixe‹. Sie hat mehrere Enthüllungsartikel über Firmen veröffentlicht, die die Umwelt verschmutzen. In zwei Fällen haben sich die Massenmedien ihrer Themen angenommen, und die von ihr beschuldigten Firmen wurden verklagt.«

Fabel setzte sich im Bett auf. Ihm tat der Kopf immer noch höllisch weh, und er zuckte bei der Anstrengung zusammen. »Genau die Art Person, die man beim Pharos-Projekt nicht in der Nähe haben möchte.«

»Ich habe Kontakt mit der psychiatrischen Anstalt aufgenommen, in der Föttinger von seinen Eltern untergebracht worden war, und es ist mir gelungen, einen Beschlagnahmebefehl für seine Unterlagen zu erwirken. Rat mal, was dann passiert ist.«

»Es ist zu einer Computerstörung gekommen, und die Unterlagen sind rätselhafterweise gelöscht worden?«

Anna war enttäuscht darüber, dass sie die Bombe nicht selbst hatte platzen lassen können. »Wild geraten?«

»Eine begründete Vermutung. Noch etwas?«

»Ja, Nicola Brüggemann ist hier, um mit dir zu sprechen.«

»Wie kommst du mit ihr zurecht?«

»Bestens. Sie ist tatsächlich eine gute Polizistin.«

»Ist das alles?«

Anna hob die Schultern. »Nein, noch eine Sache. Fabian Menke hat angerufen, um abzusagen. Anscheinend wollte er sich heute mit dir treffen, aber ihm ist etwas dazwischengekommen. Ob dir derselbe Ort und dieselbe Zeit morgen passen würden?«

Fabel runzelte die Stirn. »Ich war zu dem Treffen mit ihm unterwegs, als ich in den Fluss geschoben wurde.«

»Bist du in der Lage, dich für morgen mit ihm zu verabreden?«

»Sie haben mir doch bloß eine Nadel wegen Tetanus in den Hintern gejagt. Sonst geht's mir gut. Bin ein bisschen durchgerüttelt, mehr nicht.«

»Sie wollen dich über Nacht zur Beobachtung hierbehalten.«

»Das können sie auch aus der Entfernung machen. Könntest du mir meine Kleidung holen, während ich mit Nicola spreche? Susanne hat mir neue Sachen mitgebracht. Und beeil dich, bevor sie zurückkommt. Sie wird wollen, dass ich hierbleibe.«

»Alles klar, Jan?«, fragte Brüggemann mit ihrem tiefen Alt und setzte sich auf den Bettrand. »Hast du Zeit für eine kleine Plauderei? Oder hast du schon etwas geplant? Vielleicht ein Bad oder ...«

»Sehr witzig, Nicola. Hast du dir von Anna Wolff Unterricht in Sarkasmus geben lassen?«

»Es gibt einige Dinge, die Anna mir beibringen könnte, Jan. Aber das gehört nicht dazu.«

Anna kehrte zurück und reichte ihm seine Kleidung. »Mach bloß schnell. Ich glaube, die Oberschwester weiß Bescheid und dampft gleich an. Ich muss los.«

Während Anna hinausging, schnitt Fabel eine Grimasse, und Brüggemann drehte ihm den Rücken zu, damit er aufstehen und sich anziehen konnte. Der Kopf schmerzte ihm immer noch, und er war ein wenig unsicher auf den Beinen.

»Was für ein Blödsinn, dass ich den Network-Killer-Fall übernehmen soll, weil du kompromittiert bist ...«, sagte Brüggemann. »Ich habe ein paar Worte mit Kriminaldirektor van Heiden gewechselt, und er stimmt mir zu, dass die Sache nach dem Mordanschlag auf dich ein Haufen Scheiße ist.«

»Ein Haufen Scheiße?« Fabel grinste. »Ich nehme an, dass du dich Horst van Heiden gegenüber etwas anders ausgedrückt hast. Übrigens bin ich fertig.«

Sie drehte sich um. »Ich habe mich genauso ausgedrückt. Weißt du, für einen Beamten mit einer so langen Dienstzeit, der allerlei erlebt haben muss, ist er wirklich sehr leicht zu schockieren. Jedenfalls meint er auch, dass diejenigen, die versuchen, dich zu belasten, nun ein direkteres Verfahren gewählt haben. Deshalb ist er damit einverstanden, dass du die Ermittlung wieder leitest.«

»Möchtest du aussteigen?«, fragte Fabel.

»Nicht unbedingt. Ich stecke mitten in dem Fall und möchte weitermachen. Unter deiner Leitung natürlich. Wenn du nichts dagegen hast. Außerdem ist das ja sowieso passiert. Inoffiziell.«

»Wie hat das Team für dich gearbeitet?«

»Wunderbar. Du hast eine tolle Truppe zusammengestellt, Jan. Werner ist ein Star. Dirk, Henk, Thomas und die anderen sind wirklich gut. Anna kann ein bisschen ... quirlig sein.« Sie grinste.

»Nicola, ist das eine Bewerbung?«

»Kann sein, Jan. Ich weiß, dass dir eine Führungskraft fehlt, seit Maria Klee ...« Sie brach ab. Alle hatten gelernt, auf Zehenspitzen um das, was Maria Klee zugestoßen war,

herumzuschleichen. »Wir beide haben immer gut zusammengearbeitet. Für mich wäre es eine nützliche Herausforderung, und du könntest Unterstützung gebrauchen. Aber wenn du meinst, dass ich der Sache nicht gewachsen bin ...«

»Sei nicht albern, Nicola. Du weißt, dass ich große Stücke auf dich halte. Aber du hast dein eigenes Team. Bist du sicher, dass du wieder die zweite Geige spielen willst?«

»Dein Team ist bundesweit bekannt, Jan. Niemand wird meinen, dass es ein Rückschritt für mich ist. Und es gibt eine Grenze dafür, wie lange man in der Abteilung für Verbrechen an Kindern arbeiten kann, bevor es einem *wirklich* zu schaffen macht.«

Fabel nickte. Er konnte es sich vorstellen. Die Abteilung befand sich im selben Stockwerk wie die Mordkommission, und Fabel ging häufig an ihr vorbei. Ein Raum, der sich auffällig hell und bunt von der Farbgebung des übrigen Präsidiums abhob, war – mit Spielzeug und Büchern – als Kinderzimmer eingerichtet. Es diente dazu, Kindern, die hierhergebracht wurden, die Nervosität zu nehmen. Hier war es ungefährlich, ein Kind zu sein. Fabel dachte immer wieder daran, welchen Preis alle Gäste zahlen mussten, bevor sie in dem Zimmer spielen durften.

»Übrigens habe ich auch Erfahrung im Umgang mit dem Computerfreak Kroeger. Wie ich höre, versteht ihr euch nicht besonders gut. Ich arbeite in meiner Abteilung eng mit ihm zusammen. Manchmal ist er unbezahlbar, und wir kommen gut miteinander aus. Wenn ich mich weiter mit dem Network-Killer-Fall beschäftige, könnte ich vielleicht eine konstruktivere Verbindung zum IT-Team herstellen.«

»Ach ja ... ich brauche dich wegen deiner sozialen Kompetenz.« Fabel lächelte. »Okay, Nicola, lass mich mit dem Kriminaldirektor darüber reden. Selbstverständlich würde ich gern auf deine Erfahrung und deine Fähigkeiten zurückgrei-

fen, aber Herr van Heiden wird einen Ersatz für dich finden müssen.«

»Meine Stellvertreterin steht bereit, aber natürlich muss dann ein Ersatz für sie gefunden werden.«

»Abgesehen davon, dass du mir deinen Werdegang anpreisen wolltest – gab es noch etwas anderes?«

»Ja. Während du dein Gesundheitsbad in der Elbe genommen hast, habe ich den Autopsiebericht über Julia Helling, das neueste Opfer des Network-Killers, durchgelesen. Ich verstehe einfach nicht, wieso der Mörder sie kühl gelagert hat. Wie du bereits sagtest, es passt nicht ins Bild. Warum sollte er versuchen, uns über den Zeitpunkt ihres Todes im Unklaren zu lassen?«

»Es war nicht der Mörder, der sie kühl gelagert hat. Nicola, ich glaube, dass ich nun alles auf die Reihe kriege. Aber ich kann nichts beweisen. Ich werde das Team zusammenrufen und das durchgehen, was sich *meiner Meinung nach* abspielt. Vorher muss ich allerdings noch mit Flemming reden, dem Mann, der mich aus dem Fluss gezogen hat.«

Susanne kam ins Zimmer zurück und begrüßte Nicola. Sie kannten einander seit einiger Zeit, denn Susanne erstellte für Nicolas Abteilung psychologische Gutachten sowohl über die Opfer als auch über die Verdächtigen. Ihr Gruß wurde durch ihre finstere Miene gedämpft, als sie sah, dass Fabel sich angezogen hatte. Er hob um Verzeihung bittend die Hände, und sie stritten sich eine Weile über die Vor- und Nachteile seiner Absicht, das Krankenhaus auf eigene Verantwortung zu verlassen. Schließlich gab Susanne es auf.

»Am besten nehmen wir mein Auto«, sagte sie, wobei ihr Tonfall ihren Missmut nicht verbarg.

»Mein Auto ...« Fabel sah plötzlich bestürzt aus, als sei ihm gerade erst bewusst geworden, dass sein BMW-Cabriolet auf dem Grund der Elbe lag.

»Fahr bloß selbst, Susanne, wenn du nicht zu Hause haltgemacht hast, um Deinen Badeanzug zu holen ...« Als weder Fabel noch Susanne lachten, fuhr Brüggemann fort: »Zurzeit wird dort unten ein Kran eingesetzt. Lars Kreysig kümmert sich persönlich darum, dein Auto herauszuholen, aber es ist ein Totalschaden.«

»Ich habe den Wagen geliebt«, sagte Fabel melancholisch.

»Dann hättest du nicht versuchen sollen, über Wasser zu fahren«, meinte Brüggemann. »Ich weiß, im Präsidium denken alle, dass du darauf wandeln kannst, aber ...«

Fabel lächelte sarkastisch, bevor er sich an Susanne wandte. »Nach allem, was passiert ist, sollten wir uns besser zurückbegleiten lassen. Ich möchte, dass auch die Wohnung überprüft wird. Nur noch eine Minute, Susanne. Ich muss mit dem Mann reden, der mir den Hals gerettet hat.«

Flemming wartete im Empfangsbereich auf Fabel. Er trug einen dunkelblauen Overall und schlürfte Kaffee aus einem Styroporbecher.

»Den habe ich dem Krankenhaus abgebettelt«, erklärte er und zupfte an dem Overall. Er grinste. »Ich werde Ihnen die Rechnung für die Reinigung meines Anzugs schicken.«

»Schicken Sie mir ruhig die Rechnung für einen neuen Anzug. Ich dachte, dass es mit mir vorbei ist. Wie kann ich Ihnen nur danken?«

»Armani wäre kein schlechter Anfang.« Flemmings Grinsen wurde breiter. Er war ein großer Mann mit mächtigen Schultern, doch einer schlanken Figur. Anscheinend betrachtete er seine Fitness nicht nur als Hobby. Fabel schätzte sein Alter auf Mitte vierzig. Unter den dunklen Locken zog sich eine Narbe bis zum Ende seiner Augenbraue.

»Was für eine Ausbildung haben Sie?«, fragte Fabel. »Ich meine, vor Seamark International.«

»Zehn Jahre bei der Kieler Hafenpolizei. Davor Kampfschwimmer-Kompanie.«

Fabel hob die Augenbrauen. »Dann war dies mein Glückstag.« Die Kampfschwimmer gehörten zu den Spezialkräften der Deutschen Marine. »Wie lange?«

»Zwölf Jahre. Um sich für die Kompanie zu qualifizieren, muss man in der Lage sein, mindestens dreißig Meter ohne Atemgerät unter Wasser zu schwimmen und mindestens sechzig Sekunden die Luft anzuhalten. Also war es eine Kleinigkeit, ins Wasser zu springen und Sie rauszufischen.«

»Sie können mir glauben«, sagte Fabel, »für mich war es keine Kleinigkeit. Darf ich Ihnen noch einen Kaffee holen?«

»Nein danke.«

Nach diesem Austausch von Nettigkeiten wurde Fabels Tonfall geschäftsmäßiger. »Warum genau beschatten Sie mich seit zwei Wochen?«

»Sie haben mich schon vor so langer Zeit entdeckt?« Flemming lachte leise. »Ich bin wohl nicht mehr auf Zack.«

»Also?«

»Mustafa Kebir ist nicht nur ein Kunde, sondern auch ein Freund von mir. Er kennt meine Vorgeschichte, und als seine Nichte verschwand, ist er zu mir gekommen. Natürlich habe ich ihm als Erstes geraten, zur Polizei zu gehen, aber er glaubte, dass Meliha nicht damit einverstanden sein würde. Sie misstraut dem Establishment.«

»Wissen Sie, dass es ein schweres Vergehen ist, sich unbefugt als Polizist auszugeben?«

»Keine Ahnung, wovon Sie reden, Herr Fabel.« Flemmings Miene blieb offen und arglos. Er ist gut, dachte Fabel.

»Jemand hatte die Frechheit, ins Butenfeld hineinzuspazieren, ein Abzeichen der Polizei Schleswig-Holstein hochzuhalten und sich den Rumpf zeigen zu lassen, der nach dem

Sturm am Fischmarkt angeschwemmt worden ist. Ich dachte, es sei einer vom Pharos-Projekt, aber nun ...«

Flemming zuckte die Achseln und trank einen Schluck Kaffee.

»Ist es nicht ein Riesenzufall, dass ›Kommissar Höner‹ einen Kieler Ausweis hatte. Ausgerechnet einen von dort, wo Sie gedient haben ... Hören Sie gut zu, Herr Flemming.« Fabel blickte dem großen Mann direkt ins Gesicht. »Nach dem, was Sie heute für mich getan haben, möchte ich Ihnen keine Schwierigkeiten bereiten. Aber ich könnte einen Sektionsgehilfen aus der Pathologie herholen und ihn fragen, ob ihn hier jemand an einen Schleswig-Holsteiner Kriminalbeamten erinnert, der sich den Rumpf ansehen wollte ...«

»Okay, ich war's. Wollte nachsehen, ob es sich um Meliha handelt.«

»Und?«

»Sie haben den Rumpf gesehen. Eine Identifizierung ist nur über die Familien-DNA möglich, was ich Ihnen überlasse, nachdem Sie nun wissen, wo Sie einen Familienangehörigen finden können.«

»Aber was sagt Ihr Instinkt?«

»Gar nichts. Der Torso war schon entgast worden, damit er nicht explodierte, aber er war immer noch ziemlich aufgebläht. Es hätte Meliha sein können oder auch jemand anders. Sie können sich denken, dass ich im Lauf der Jahre eine Menge Wasserleichen gesehen habe, und sie sind immer sehr schwer einzuschätzen. Der Rumpf vom Fischmarkt ist unzweifelhaft sehr lange im Wasser gewesen. Und je länger das gedauert hat, desto schwerer lässt sich das Alter bestimmen. Mein Täuschungsmanöver hat mir also nichts gebracht.«

»Schön. Ich werde einen DNA-Vergleich mit Herrn Kebir veranlassen. Und bitte halten Sie sich so lange aus den Ermittlungen der Polizei raus.«

Flemming seufzte, beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf die Knie. »In Ordnung. Aber wenn ich irgendetwas tun kann ..., dann möchte ich, dass Sie mir Bescheid geben.«

»Dafür bin ich dankbar«, sagte Fabel. »Sie können damit anfangen, indem Sie mir alles erzählen, was Sie über Meliha Kebir wissen ...«

Am folgenden Tag erschien Fabel sehr früh im Präsidium. Er war aus dem Schlaf aufgeschreckt, weil er wusste, dass am Vortag etwas Schlimmes passiert war, doch für ein paar Sekunden konnte er sich nicht an die Einzelheiten erinnern. Kalten Schweiß auf der Stirn, hatte er aufrecht im Bett gesessen, bis sich alles zusammenfügte.

Susanne hatte sich schon immer Sorgen über den Stress gemacht, dem Fabel durch seine Arbeit ausgesetzt war. Wegen der Albträume, die ihn fast jede Nacht quälten, hatte er einmal ernsthaft daran gedacht, seinen Posten bei der Polizei Hamburg aufzugeben. Aber Susannes Gesichtsausdruck an diesem Morgen – eher Furcht als Besorgnis – hatte ihn all ihre früheren Emotionen vergessen lassen. Jemand hatte es fast geschafft, ihn zu ermorden.

Beim Abschied klammerte Susanne sich an ihn. Sie arbeitete im Institut für Rechtsmedizin und hatte ihn – im Unterschied zu ihrem gewöhnlichen Tagesablauf – als Ersten am Präsidium abgesetzt. Und sie war pünktlich gewesen, was Fabel ganz besonders nervös machte.

In der Mordkommission sah Fabel sich grimmiger Entschlossenheit gegenüber. Das gesamte Team war anwesend, sogar die Beamten, die dienstfrei hatten. Anscheinend hatte Nicola Brüggemann alle herbeigerufen und informell über die Ereignisse unterrichtet. Mehrere traten auf Fabel zu, erkundigten sich nach seinem Befinden und sicherten ihm, jeder mit angemessener Würde, ihre Unterstützung zu. Fabel bemerkte,

dass eine kugelsichere Kevlar-Weste auf dem Schreibtisch hinter Nicola Brüggemann stand.

»Wir haben es durchgesprochen, Chef«, sagte Brüggemann mit harter Miene, »und wir sind der Meinung, dass du zusätzlichen Schutz benötigst. Werner ...« Sie trat beiseite, sodass Fabel die Schutzweste im Blick hatte. Werner zog die Weste an sich wie ein Bühnenzauberer, der das Tuch von einem Käfig mit gerade unsichtbar gewordenen Tauben reißt. Das Team brach in Gelächter aus, denn auf dem Schreibtisch, bis dahin von der kugelsicheren Weste verborgen, lag ein Paar hellgelber aufblasbarer Schwimmflügel, beide in Form eines Entchens mit Hals, Kopf und rotem Schnabel.

Lachend schlüpfte Fabel aus dem Jackett und zog die Schwimmflügel über seine Hemdsärmel. Dann wurde er sich einer plötzlichen Nüchternheit im Zimmer bewusst, wandte den Kopf und sah Kriminaldirektor van Heiden im Türrahmen stehen.

»Herr Fabel ... auf ein Wort.«

Fabel streifte die Schwimmflügel verlegen ab, ignorierte sein grinsendes Team und geleitete van Heiden in sein Büro.

Es war ein recht kurzes Gespräch, und Fabel begriff, dass dies die Art und Weise war, mit der van Heiden seinen Beistand für ihn deutlich machen wollte. Der Kriminaldirektor bestätigte, was Fabel bereits im Krankenhaus von Nicola Brüggemann gehört hatte: dass er nun wieder für alle Ermittlungen zuständig sei, dass er sämtliche notwendigen Maßnahmen ergreifen und die nötigen Mittel anfordern könne. Anscheinend war van Heiden der Situation noch weniger gewachsen als vorher, doch jemand hatte versucht, einen seiner Leute zu ermorden, und dadurch war der polizeiliche Instinkt des Kriminaldirektors geweckt worden.

»Ich verstehe einfach nicht, was hier vorgeht«, gestand van Heiden aufrichtig bestürzt.

»Ich verstehe es«, erklärte Fabel. »Deshalb bin ich in den Fluss geschoben worden. Noch kann ich nichts davon beweisen, und ich bezweifle, dass wir je in der Lage sein werden, alles oder auch nur ein Teil davon zu belegen. Aber da die Gefahr besteht, dass jemand einen weiteren Anschlag auf mich unternimmt, werde ich Ihnen die Zusammenhänge erläutern.«

Er brauchte mehrere Minuten für seinen Bericht. Van Heiden saß schweigend da, hörte aufmerksam zu, wirkte jedoch nach wie vor irritiert. »Ich werde alles aufschreiben«, sagte Fabel. »Aber wenn es Ihnen nichts ausmacht, schicke ich keine E-Mail, sondern lasse Ihnen den Text in Papierform in Ihrem Büro vorbeibringen. Ich weiß nicht, in welchem Maße unser E-Mail-System unterwandert ist.«

»Also glauben Sie das alles?«, fragte van Heiden.

»Ja, aber wie gesagt, ich kann es nicht beweisen. Ich habe Herrn Menke angerufen, um die Sache mit ihm zu besprechen. Wir brauchen diesmal jegliche verfügbare Hilfe.«

Aus irgendeinem Grund hatte Menke Fabel gebeten, sich weder im Präsidium noch im Büro des BfV mit ihm zu treffen, sondern am Hafen, an der Südseite des Flusses. Fabel benutzte ein Auto des Fuhrparks der Polizei und hielt hinter Menkes 3er BMW. Wirkt wie ein Firmenwagen, dachte Fabel und überlegte, ob der BfV-Agent in seiner Freizeit vielleicht Versicherungspolice verkauft. Beim Aussteigen wurde Fabel bewusst, dass er wieder an einem Kai, direkt am Wasser, parkte. Sein Schaudern überraschte ihn, und er merkte, dass er plötzlich Angst vor dem Wasser hatte.

»Wie geht's?«, fragte Menke, als die beiden Männer einander die Hände schüttelten.

»Gut. Bin nur ein bisschen durcheinander nach meiner letzten Fahrt in den Hafen.«

»O Gott, ja«, sagte Menke. »Daran hätte ich denken sollen. Eine nicht sehr sensible Wahl von mir. Entschuldigung. Möchten Sie woanders hinfahren?«

»Nein, kein Problem.«

Menke ging am Kai voran. Fabels Blick fiel auf das Hamburger Gelände am anderen Ufer: von der Köhlbrandbrücke bis hin zur Speicherstadt und zur HafenCity. Diese Seite der Elbe, das Südufer, bildete den aktiven Teil der Stadt. Hinter ihnen stapelten gewaltige Kräne Fracht-Container wie Kinderbausteine zu hohen Türmen auf.

»Bevor wir anfangen ...«, sagte Menke. »Haben Sie ein Handy bei sich?«

»Natürlich. Aber es ist abgeschaltet und liegt im Auto.«

»Aha. Sie wissen offensichtlich, womit wir es zu tun haben.«

»Wir haben es mit einer Idee zu tun«, erwiderte Fabel. »Nicht mit einer Realität. Mir ist klar, dass diese Leute über außerordentliche technische Mittel und Fähigkeiten verfügen, aber ich glaube immer noch, dass sie nicht so allwissend sind, wie ihre Öffentlichkeitsarbeit uns glauben machen möchte.«

»Wirklich nicht?«, meinte Menke. »Mein Geschäft ist es, andere zu beobachten, Herr Fabel. Und ich verfüge über technische Hilfsmittel, die Sie sich nicht vorstellen können. Ich kann vor der Wohnung von Leuten sitzen und genau sehen, was über ihren Computerbildschirm läuft. Damit meine ich nicht, dass ich zum Beispiel in ihr WiFi eindringe. Sie brauchen überhaupt nicht mit einem Hub oder einem Netzwerk verbunden zu sein. Wir haben sogar eine Keystroke-Analyse, die uns verrät, was in einen Computer eingetippt wird, ohne dass wir auf die Festplatte zugreifen müssen. All das geschieht extern. Oder nehmen Sie diesen Standort ... Es gibt mindestens fünf Geheimdienste, die über die Technik verfügen, unser Gespräch mitzuhören. Sie haben das Material über

das Pharos-Projekt gelesen, das ich Ihnen geschickt habe?«, fragte er, als sie das Ende des Piers erreichten.

»Ja. Und je mehr ich davon lese, desto überzeugter bin ich, dass das Pharos-Projekt etwas mit dem Tod von Berthold Müller-Voigt und mit dem Verschwinden von Meliha Yazar zu tun hat. Außerdem bin ich ziemlich sicher, dass es direkt oder indirekt für die Ermordung von Daniel Föttinger verantwortlich ist, und ich glaube den Grund zu kennen. Ich wollte mit Ihnen reden, weil Sie mir vielleicht helfen können, das Puzzle im Fall Föttinger zusammenzufügen.«

»Ich werde tun, was ich kann, Herr Fabel.«

Fabel nickte dankbar. »Wir haben eine Leiche aus dem Fluss gefischt, und meiner Meinung nach ist es der Motorradfahrer, der an dem Anschlag auf Föttinger beteiligt war. Es ist der Mann, über den ich Ihnen eine Notiz geschickt habe: Harald Jaburg.«

»Ich weiß. Sie haben damit recht, dass Föttingers Ermordung indirekt gesteuert wurde.« Menke schaute auf das Wasser hinaus, bevor er sich wieder Fabel zuwandte. »Verstehen Sie etwas von Quantenphysik? Ich meine von Überlagerung, Stringtheorie, holografischem Prinzip und so weiter?«

»Mit einem Wort: nein.«

»Die Quantentheorie beinhaltet Ideen, die Ihnen Kopfschmerzen bereiten würden. Ich weiß nicht, ob irgendjemand sie wirklich begreift, aber jede Sekte, jeder Straßenecken-Messias, jeder New-Age-Guru und jeder sonstige Spinner beruft sich auf diese Theorie, um seinen verrückten Anschauungen eine gewisse Glaubwürdigkeit zu verleihen. Und sie locken die Labileren in unserer Gesellschaft damit in die Falle.« Menke zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und hielt es Fabel hin, der den Kopf schüttelte. »Harald Jaburg ist für das Bundesamt tatsächlich von Interesse. Sobald der Name im System erschien, bin ich benachrichtigt worden.

Er steht auf unserer Liste: als Mitglied der Beschützer Gaias, einer extremistischen Umweltschutzgruppe.«

»Ist das eine der extremistischen Umweltschutzgruppen, über die Sie mit Müller-Voigt nicht detailliert sprechen wollten?«, fragte Fabel.

»Genau. Diese Arbeit erzeugt einen gewissen Verfolgungswahn. Die Beschützer Gaias befürworten Direktmaßnahmen gegen jeden Einzelnen und gegen jede Gruppe oder Organisation, die ihrer Ansicht nach die Umwelt gefährden. Bis jetzt haben sie sich überwiegend mit Protesten und kleineren Akten von Vandalismus zufrieden gegeben.«

»Zum Beispiel damit, Autos anzuzünden?«, fragte Fabel.

»Unter anderem. Nach unseren Informationen werden sie zurzeit jedoch militanter.«

»Es gibt nichts Militanteres als vier Kugeln im Schädel.«

Menke schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Nein, es ist unwahrscheinlich, dass sie das waren. Unseres Wissens haben sie noch keinen ihrer vermeintlichen Feinde verletzt, geschweige denn interne Hinrichtungen durchgeführt. Dies ist wirklich ein seltsamer Fall. Sie haben in Ihrer Nachricht erwähnt, dass Jaburg eine auffällige Tätowierung hatte. Das grüne Gamma auf der Brust ist ihr Symbol für Gaia.«

»Die griechische Erdgöttin?«

»Dem Namen nach, ja. Aber sie beziehen sich eher auf die Gaia-Hypothese, die in den Sechzigern entwickelt wurde. Damals galt sie als absonderliche Theorie der New-Age-Bewegung, doch heute wird sie sogar von der etablierten Naturwissenschaft anerkannt. Es ist die Auffassung, dass die Biosphäre der Erde, von der wir ein Teil sind, ein gesamtheitliches Lebenssystem ist, im Grunde ein Organismus.«

»Klingt recht harmlos«, sagte Fabel.

»Mag sein, aber die Beschützer Gaias haben deutliche militärische Strukturen. Sie glauben, dass ›Gaia‹ im Sterben liegt und dass die Menschheit der dafür verantwortliche Infektionsherd ist. Die Mitglieder sehen sich als Soldaten in einem Krieg gegen die Kräfte der Globalisierung und der Industrialisierung. Und in mancher Beziehung auch gegen die Menschheit selbst. Das begründet unser Interesse an der Gruppe.«

Fabel dachte an den blassen, mageren jungen Mann auf der Rollbahre in der Pathologie zurück. »Ich glaube, jemand hat da gerade den ersten Schuss abgegeben.«

»Harald Jaburg war ein Niemand; einer der unwichtigsten Statisten. Ein Handlanger. Ein Laufbursche. Und auf keinen Fall der Typ, der einen Mord begehen würde.«

»Der Fahrer des Fluchtmotorrads?«

»Durchaus möglich. Nach unseren Informationen hat Jaburg mehrere Male mit einem gewissen Niels Freese, der von einem ganz anderen Schlag ist, zusammen agiert. Über Herrn Freese wissen wir sogar mehr als über Jaburg.«

»Wieso ist er von einem ganz anderen Schlag?«

»Freese hat eine schräge Weltsicht. Er ist unberechenbar, gewalttätig. Und er leidet unter schweren psychischen Störungen.«

»Ist es unwahrscheinlich, dass er das Attentat im Schanzenviertel geplant und ausgeführt hat?«

»Das würde ich nicht sagen. Keineswegs. Freese gilt als behindert. Hirnschaden. Aber das scheint seine Intelligenz nicht zu beeinträchtigen. Und er kann weitgehend normal auftreten. Aber er hat alle möglichen anderen Probleme, hauptsächlich neurologischer Art, von denen manche ihn wahnhaft werden lassen. Trotz aller Klugheit ist er höchst anfällig für Manipulation und Suggestion. Bei seinem Geisteszustand kann er von fast allem überzeugt werden, wenn es ihm richtig

klargemacht wird und zu seiner sonderbaren Weltanschauung passt.«

»Welche Probleme hat er denn?«, fragte Fabel. »Konkret, meine ich.«

»Ein wirklich tragischer Fall. Er erlebt die Realität anders als wir Übrigen, denn er leidet unter Promnesie, einer äußerst beunruhigenden Befindlichkeit, die mit einem permanenten Déjà-vu zu vergleichen ist. Und er hat häufige Episoden reproduktiver Paramnesie, wie die Klapsärzte es nennen. Wenn er sich in diesem Zustand befindet, glaubt der arme Wurm, jemand habe ihn aus der realen Welt entführt und eine perfekte, doch gefälschte Nachbildung um ihn herum aufgebaut.«

»Ich werde meine Partnerin danach fragen. Sie gehört übrigens zu den Klapsärzten.«

»Tatsächlich?« Menke wirkte nicht allzu verlegen. »Na ja, dann kann sie Ihnen bestimmt mehr über das Krankheitsbild sagen als ich. Wie auch immer, dadurch wird Freese beeinflussbar, wenn man seine Wahnvorstellungen anspricht. Nicht kontrollierbar, sondern beeinflussbar. Sein Zustand macht ihn zu einer leichten Beute für alle, die den faulen Zauber über Quantenrealitäten und Umwelt-Singularitäten verbreiten wollen.«

»Solche Dinge, wie sie von den Beschützern Gaias abgesondert werden?«

»Und vom Pharos-Projekt.«

»Da gibt es eine Verbindung?«

»Keine, die wir nachweisen könnten.« Menke unterbrach sich, und die beiden Männer beobachteten einen Frachter, der, unglaublich hoch mit Containern beladen, geräuschlos vorbeizog. »Allerdings liegen uns Hinweise darauf vor, dass die Beschützer Gaias in Wirklichkeit ein direkt kontrollierter Ableger des Pharos-Projekts sind.«

»Weichen die Grundsätze nicht völlig voneinander ab?«

Menke reichte Fabel ein Blatt Papier mit einer handschriebenen Notiz.

»Dies ist die letzte uns bekannte Adresse von Niels Freese. Den zweiten Namen kennt niemand außerhalb des BfV ... und nun auch außer Ihnen. Es ist der Name des Mannes, den wir für den Hamburger Kommandeur der Beschützer Gaias halten. Wenn Freese den Mordanschlag auf Föttinger ausgeführt hat – ein großes ›Wenn‹ –, dann ist der Befehl von diesem Mann erteilt worden.«

»Jens Markull ...«, las Fabel laut vor. »Warum die Geheimnistuerei um seinen Namen?«

»Er ist ... *war* einer von uns. Sie haben angedeutet, dass vermutlich Unterwanderer, verdeckte Ermittler, für uns arbeiten. Tja, das stimmt. Er war einer von ihnen.«

»Er ist BfV-Beamter?«

»Nein. Markull ist einfach jemand, der sich dem Meistbietenden verkauft. Aber irgendetwas scheint geschehen zu sein, das ihn veranlasst hat, sich zurückzuziehen. Wir haben wirklich gute Informationen von ihm erhalten, aber dann sind sie versiegt. Als Letztes haben wir gehört, dass er sich mit einigen Leuten vom Pharos-Projekt getroffen hat. Dann ist er plötzlich zum Hamburger Kommandeur der Beschützer Gaias befördert worden und scheint nun nicht mehr mit uns reden zu wollen.«

Fabel steckte sich den Zettel in die Tasche, und die beiden Männer gingen zu ihren Autos zurück.

»Ich habe noch eine Frage zu Niels Freese«, sagte Fabel.

»Nur zu.«

»Seine neurologischen Probleme – gehört auch ein Hinken dazu?«

Menke blieb stehen und sah Fabel mit überraschter Miene an. »Ja, er hinkt tatsächlich. Die Folge einer leichten Läh-

mung, die durch einen Sauerstoffentzug bei seiner Geburt verursacht wurde.«

32.

Heiner Goetz war ein stämmiger Mann von nicht ganz sechzig Jahren. Er hatte große, buschige Augenbrauen und spärlicher werdende graue Haare, die er aus seiner breiten, schweren Stirn zurückbürstete. Auf der Spitze seiner dicken Nase hing ständig eine Lesebrille mit Drahtgestell. Fabel hatte immer das Gefühl, dass Goetz die Brille bewusst einsetzte, um nicht ganz so sehr wie ein Bauarbeiter auszusehen. Aber Heiner Goetz arbeitete nicht auf dem Bau, sondern war Generalstaatsanwalt von Hamburg.

Er startete aus dem Fenster seines Büros am Georg-Fock-Wall, während Fabel, zum dritten Mal an jenem Tag, seinen Verdacht gegenüber dem Pharos-Projekt und dessen Beteiligung am Verschwinden und an der wahrscheinlichen Ermordung von Meliha Kebir sowie an den Morden an Berthold Müller-Voigt, Daniel Föttinger und Harald Jaburg erläuterte.

Fabel tat sein Bestes, aber er wusste, dass er seine Behauptungen nicht auf überzeugende Beweise stützen konnte. Seine Hoffnung war gering, einen Vollziehungsbefehl zu erhalten. Er blickte auf seine Armbanduhr: Die Unterredung dauerte bereits den größten Teil des Morgens, und Fabel drängte es, ins Präsidium zurückzukehren. Nach seinem Gespräch mit Menke am Vortag hatte er eine große Fahndung nach Niels Freese eingeleitet.

Goetz wandte sich nicht vom Fenster ab, als Fabel seinen Vortrag beendet hatte, und gab nicht zu erkennen, ob er die Worte des Hauptkommissars überhaupt gehört hatte. Fabel

blieb geduldig. Er hatte bei zahllosen Gelegenheiten mit Goetz zu tun gehabt und wusste, dass der Generalstaatsanwalt sich immer genug Zeit nahm, die Situation zu durchdenken. Vielleicht machte es ihm auch Spaß, Polizeibeamte, die darauf drängten, einen Verdächtigen dingfest zu machen, ins Schwitzen zu bringen.

»All die Morde sind also angeordnet worden, um ein Geheimnis zu schützen?«

»Davon bin ich überzeugt.«

»Aber Sie haben kein Beweismaterial?«

»Nein, Herr Goetz. Deswegen brauchen wir die richterlichen Befehle, um die Computer beschlagnahmen und Vernehmungen erzwingen zu können. Nur so können wir der Sache auf den Grund gehen.«

»Herr Fabel, Sie sind lange genug Polizist, um zu wissen, dass Sie und ich uns bald einen anderen Posten suchen könnten, wenn ich auf der Basis reiner Vermutungen Vollzugsbefehle ausstellen würde und Sie dann kein Belastungsmaterial fänden. Überwachungsbefehle zum Abhören von Telefonaten, Abfangen von E-Mails und Ähnlichem zwecks Sammeln von Beweismaterial könnte ich eher vertreten.«

»Herr Goetz, verstehen Sie denn nicht ...«, Fabel versuchte, die Frustration in seiner Stimme zu unterdrücken, »... dass solche Maßnahmen nutzlos gegen Gegner sind, die über eine unvergleichlich bessere technische Ausstattung verfügen als wir. Es gibt keine Form der elektronischen Überwachung, die sie nicht sofort entdecken und ausschalten oder umgehen könnten.«

Ein neues Schweigen, während Goetz weiterhin aus dem Fenster schaute.

»Diese ganze Internetgeschichte«, sagte er schließlich, »eröffnet ein ganz neues Feld für die Kriminalität, und wir haben weder die Gesetze noch auch nur die Grundkenntnisse,

um sie zu bekämpfen. Vor ungefähr sechs Monaten ist mir von einer Jugendschutzbehörde ein Fall vorgelegt worden: Ein Mädchen – fünfzehn Jahre alt, wenn ich mich nicht irre – warf sich vor eine S-Bahn. Sie war das Opfer von sogenanntem Cyber-Mobbing, dem sie sich nicht entziehen konnte. Es war unerbittlich – ein bösesartiges, widerliches Zeug, das dauernd an ihren Computer und ihr Handy geschickt wurde ... Eine Kampagne, die eindeutig die Psyche eines Menschen zerstören sollte, und sie wurde durch die Technologie ermöglicht, die unser Leben verbessern soll. Das Mädchen glaubte, dem nicht entkommen zu können, und warf sich vor einen Zug. Fünfzehn Jahre alt. Ein Leben beendet, bevor es wirklich begonnen hatte. Ich wollte die Mädchen belangen, die sie dazu getrieben hatten, aber dazu fehlen die Gesetze und das erforderliche Wissen. Das arme Kind ...«

Plötzlich wandte er sich vom Fenster ab und stützte sich, die schweren Schultern gebeugt, auf seinen Schreibtisch.

»Wir haben vier Tote, und nach Ihren Worten sind diese Leute arrogant genug zu glauben, dass sie jeden ermorden können, der ihnen im Weg ist, sogar einen Hamburger Senator und einen leitenden Polizeibeamten. Wenn mich etwas auf die Palme bringt, dann Personen, die glauben, außer Reichweite des Gesetzes zu sein.« Er schlug mit den Handflächen auf die Tischplatte. »Ich werde Ihre Befehle genehmigen. Durchsuchung, Beschlagnahme und Verhaftung. Ich werde versuchen, sie bis heute Abend vorzubereiten, aber es gibt durch den Standort des Pharos oder wie immer diese Sekte heißt, eine Überschneidung der Zuständigkeiten. Ich muss mit der Generalstaatsanwaltschaft von Niedersachsen sprechen.«

Fabel erhob sich strahlend. »Vielen Dank, Herr Generalstaatsanwalt ...«

»Wann führen wir die Befehle aus?«, fragte Werner, nachdem sie wieder in Fabels Wagen saßen.

»Morgen früh. Wenn wir im Präsidium sind, möchte ich, dass du Kontakt mit der Polizei Niedersachsen aufnimmst.«

»Mach ich doch gern.«

Fabel holte sein Handy aus der Tasche und rief Susanne in ihrem Büro im Institut für Rechtsmedizin an.

»Wie geht es dir?«, fragte er. »Du warst heute Morgen ein bisschen durcheinander.«

»Ist das ein Wunder? Und wie geht's dir?«

»Gut. Ich bin auch ein wenig durcheinander, aber ich muss meine Arbeit erledigen. Hast du die psychologische Beurteilung und den Lebenslauf gelesen, die ich über Niels Freese besorgt habe?«

»Ja. Ein interessanter Fall. Laut den Unterlagen hat Freese bei der Geburt einen Hirnschaden erlitten, durch den er zum Delusional Misidentification Syndrome oder Syndrom wahnhafter Verknennung neigt.«

»In Laiensprache?«

»Wir alle leiden bei einer Déjà-vu-Erfahrung unter einer milden Form davon, indem wir die Illusion haben, etwas zum zweiten Mal zu erleben. Patienten mit einem ausgeprägten DMS hingegen sind viel grelleren und spezifischeren Wahnvorstellungen ausgesetzt.«

»Was für Wahnvorstellungen?«

»Such dir etwas aus. Das Fregoli-Syndrom beispielsweise lässt dich glauben, dass alle um dich herum die gleiche Person in unterschiedlicher Verkleidung sind. Wenn du unter dem Capgras-Syndrom leidest, denkst du, dass all deine Familienangehörigen oder Freunde durch identische Betrüger ersetzt worden sind. Und beim Cotard-Syndrom hältst du dich nicht einmal für lebendig. Was Freese zu haben scheint, nennt sich

reduplikative Paramnesie. Er meint, in eine exakte Kopie unserer Welt befördert worden zu sein.«

»Also ich muss sagen, dass mir das ziemlich irre vorkommt.«

»Diese Wahnvorstellungen sind nie das Ergebnis einer Geisteskrankheit. Die Ursache ist immer in neurologischen Schäden zu finden – in einer Hirnverletzung, einem Schlaganfall, Alzheimer oder Ähnlichem. Freese wird seit seiner Geburt davon gequält. Seine Realität ist für uns kaum vorstellbar, Jan. Versuch, es dir auszumalen: fortlaufende Déjà-vu-Erlebnisse, ständige Gefühle von hoher Bedeutung, die durch die alltäglichsten Objekte, Personen oder Ereignisse ausgelöst werden. Dann die langen Perioden kurzgeschlossener Erinnerungen und der Glaube, dass alles um dich herum ein Schwindel, eine Verschwörung ist. Sämtliche Merkmale von Paranoia ohne Schizophrenie. Niels Freese ist ein vernünftiger Mann, der in einer unvernünftigen Realität lebt.«

»Aber er ist ein Mörder, obwohl diese Menschen nach deinen Ausführungen nicht gefährlich sind ...«

»Jeder, der Wahnvorstellungen hat, ist gefährlich. Es ist vorgekommen, dass Personen mit dem Capgras-Syndrom ihren Partner oder ihre Partnerin aufgeschlitzt haben, um nach dem Mechanismus oder dem Roboterschaltkreis im Innern zu suchen. Menschen mit Cotard-Syndrom töten oft sich selbst oder andere, was keine Rolle für sie spielt, da sie meinen, dass ohnehin niemand am Leben ist. Wenn du meinen fachlichen Rat hören willst, Jan, dann würde ich sagen, dass du Freese schnell finden musst, bevor er sich selbst oder anderen noch mehr Schaden zufügt.«

»Und ob ich ihn schnell finden muss«, sagte Fabel. »Freese ist für mich der Schlüssel zur Realität, denn durch ihn fügt sich alles zusammen.«

Nach dem Telefonat mit Susanne wählte Fabel Annas Nummer.

»Hast du die Information, um die ich dich gebeten habe?«

»Jawohl, Chef. Tim Flemming ist genau das, was er zu sein behauptet. Bei der Kieler Hafenpolizei und als Marinetaucher hatte er keine disziplinarischen oder sonstigen Probleme. Aber ich habe etwas Interessantes erfahren. Seine jüngere Schwester war einer Gruppe religiöser Extremisten beigetreten, auf die das BfV seine Aufmerksamkeit gerichtet hat. Flemming hat sie anscheinend gegen ihren Willen aus dieser Gruppe geholt und sie an einem geheimen Ort in Dänemark festgehalten, wo er mit bewährten Entprogrammierern zusammenarbeitete, um die Gehirnwäsche rückgängig zu machen. Es hat funktioniert, und keine Anklage ist je erhoben worden.«

»Aber lass mich raten – Flemming ist in der Gerüchteküche als Spezialist bekannt, wenn jemand seine Liebsten aus den Klauen einer Sekte befreien will?«

»So ungefähr. Es wird jedoch gemunkelt, dass Flemming und seine Helfer bei der Befreiung von Sektenmitgliedern ziemlich ›energisch‹ vorgehen. Es soll am besten sein, ihm nicht in den Weg zu geraten. Ein harter Bursche. Alles andere, was er über seine Firma gesagt hat, trifft zu. Sie beraten tatsächlich Importunternehmen und Schifffahrtsgesellschaften in Sicherheitsfragen und stellen ihnen Personal zur Verfügung.«

»Danke, Anna.«

»Was nun?«, fragte Werner, nachdem Fabel aufgelegt hatte.

»Lass uns Herrn Flemming einen Besuch abstatten ...«

Die Leute hatten eine bestimmte stereotype Vorstellung davon, wie ein Modelleisenbahn-Liebhaber aussehen sollte. Frank Lessing war sich dessen bewusst und lachte häufig über

die Reaktionen, auf die er stieß, wenn er von seinem Hobby erzählte.

Frank war zweiunddreißig Jahre alt, groß, attraktiv und hatte dichtes dunkles Haar. Er wusste, dass sein Aussehen ein Vorteil beim Aufbau seiner Beziehungen gewesen war. Im Geschäftsleben ging man gern mit gut aussehenden Personen um. Oberflächlich, aber wahr. Sein Äußeres und seine unbeschwerte Persönlichkeit hatten ihm bereits in der Schule und an der Universität Sympathien eingebracht und auch seinen Aufstieg in einer internationalen Bank beschleunigt. Alles war so leicht für Frank gewesen, dass es ihm manchmal unwirklich vorkam.

Von ihm als Teamleiter erwartete man im Allgemeinen, dass er seine Mahlzeiten zu Arbeitsessen machte, was bedeutete, dass er auf Konferenzen nur ein Sandwich aß, oder dass er Kunden bewirtete. Aber immer wenn er eine Mittagspause für sich hatte, kam Frank hierher: zur Modelleisenbahn in der Speicherstadt. Was als reine Ausstellung begonnen hatte, erstreckte sich nun über fast 12000 Meter Gleise. Es war die größte Modelleisenbahn der Welt. Doch damit nicht genug: Die Ausstellung enthielt auch Autobahnen und andere Straßen mit sich bewegendem Verkehr; Bürohäuser, Kirchen, Theater; zweihunderttausend menschliche Figuren, die jeder denkbaren Aktivität nachgingen, und eine detailgenaue Nachbildung der Hamburger Stadtmitte. Containerschiffe, Züge, Busse, Pkws, Feuerwehrautos – maßstabsgetreue Modelle, gesteuert von Computern im zentralen Kontrollraum – fuhren durch die Miniaturlandschaft und schufen die Illusion, dass der Besucher aus großer Höhe auf eine lebendige Stadt hinabblickte.

Es war ruhig für die Mittagszeit, und Frank brauchte nicht lange zu warten, um eingelassen zu werden, obwohl die Zahl der Besucher, die sich gleichzeitig im Ausstellungsraum aufhalten durften, beschränkt war. Er schaute ganze fünf Minuten

auf einen Elbabschnitt hinunter, während ein Containerschiff durch echtes Wasser fuhr, bevor es die dicht mit Kränen bestandenen Docks erreichte.

Plötzlich wurde er auf einen jungen Mann an seiner Seite aufmerksam. Etwas an ihm beunruhigte Frank. Er trug dunkle Kleidung, die alt und schäbig aussah, und Frank roch die ranzige Ausdünstung schalen Schweißes. Sein Haar war verfilzt, und er sah aus wie jemand, der im Freien übernachtet hatte. Aber nicht seine Erscheinung machte Frank stutzig, sondern seine Augen, die aufgeregte Verzweiflung widerspiegeln. Der junge Mann betrachtete das riesige Modell der Köhlbrandbrücke, die den an dieser Stelle Köhlbrand genannten Arm der Süderelbe überspannt, bevor sie sich wenige hundert Meter weiter wieder mit der Norderelbe vereinigt. Es war eines der faszinierenden Wahrzeichen Hamburgs, und sogar das Modell – sechs Meter lang und anderthalb Meter hoch – wirkte beeindruckend.

»Fühlen Sie sich nicht wohl?«, fragte Frank zögernd. Er wusste, dass das kein guter Einfall war, denn der Mann sah wie ein Junkie aus. Doch für Frank war das Gebot, jemandem zu helfen, wie immer unwiderstehlich.

»Ich dachte, man wird nicht auf die Brücke gelassen«, sagte der junge Mann, ohne die wilden Augen von dem Modell abzuwenden.

»Bitte?«

»Die Brücke. Ich dachte, sie ist nur für Autos. Aber da sind Fußgänger. Und Radfahrer.«

»Ach so ...« Frank lächelte. »Es soll das Radrennen sein. Dafür wird sie einmal im Jahr geöffnet. Und die Fußgänger sind protestierende Umweltschützer.«

Der junge Mann ging ein paar Schritte, um seinen Blickwinkel zu ändern. Frank bemerkte, dass er ein wenig hinkte. Stirnrunzelnd musterte er das Modell.

»Ist wirklich alles in Ordnung?«, fragte Frank.

»Ist es real?«

»Ist was real? Ich glaube, Sie sollten sich helfen lassen.«
Frank schaute sich nach einem Angestellten um.

»Ist es real?«, wiederholte der Mann mit monotoner Stimme.

»Was? Die Brücke? Natürlich ist die Brücke real. Alles hier ist eine Nachbildung der Realität.«

»Eine Nachbildung? Alles ist eine Nachbildung?« Der junge Mann blickte jäh auf, und Frank sah zum ersten Mal die ganze Aufgewühltheit in seinen Augen. Einen Sturm aus Wut und Furcht und Verwirrung. Nun wurde es Frank unbehaglich zumute. Er entfernte sich so unauffällig wie möglich von dem jungen Mann und hielt Ausschau nach jemandem vom Personal.

»Ist es real?«, brüllte der junge Mann hinter Frank her. Alle anderen im Ausstellungsraum blieben stehen und reckten den Kopf, um den Rufer ausfindig zu machen. Als Frank sich umdrehte, blickte er in den Lauf einer Automatik, die in den ausgestreckten Händen des Mannes zitterte. Nun liefen ihm Tränenbäche über die Wangen. »Sie ... sollen ... mir ... sagen ... Ist es real?«

»Ist was real?«, stieß Frank trotz seiner Panik hervor. Über die Schulter des jungen Mannes hinweg entdeckte er einen Angestellten, der in ein Walkie-Talkie sprach. »Meinen Sie die Brücke? Oder meinen Sie alles hier?«

»Ist es real?«, wiederholte der andere, ruhiger diesmal, doch sorgfältig mit dem Lauf der Pistole auf ihn zielend.

»Natürlich ist es nicht real!«, rief Frank nun. »Es ist bloß ein Modell. Eine Vorspiegelung.«

Die Augen des jungen Mannes weiteten sich, und Frank wartete auf die Explosion. Die Zeit hatte sich verlangsamt, jede Sekunde war durch Adrenalin gedehnt, und er fragte sich

unwillkürlich, ob er die Pistole hören oder ob er tot sein würde, bevor sein Gehirn den Klang registrieren konnte.

»Es ist nicht real?«, schluchzte der Mann.

»Nein. Natürlich nicht.«

Frank zuckte zusammen, als der junge Mann auf ihn zu rannte, ihn zur Seite stieß und durch die Schreie der Menge hindurch zum Ausgang eilte.

Plötzlich bemerkte Frank, wie seine Beine nachgaben, und er hielt sich am Geländer fest. Er hatte die Fahrbahn der Köhlbrandbrücke im Blickfeld, und ein handbemalter Umweltschützer starrte ihn herausfordernd an.

Passenderweise lag das Büro von Seamark International in der HafenCity. Allem Anschein nach war es ein kleines Unternehmen. Die Büroräume waren bescheiden, kündeten jedoch, wie die übrige HafenCity, vom neuen Jahrhundert und seinen Verheißungen. Allerdings bestanden sie nur aus dem Empfang und drei Zimmern.

»Ich habe Sie erwartet«, sagte Flemming, als Fabel und Werner eintraten. »Bitte, nehmen Sie Platz.«

»Und was macht den größten Teil Ihrer Geschäfte aus?«, fragte Fabel, nachdem die Empfangsdame ein Tablett mit drei Tassen Kaffee hereingebracht hatte. »Die maritime Sicherheit oder die Entprogrammierung von Sektenmitgliedern?«

Flemming lächelte. »Sie haben also von meinem Hobby erfahren?«

»Rettung und Entprogrammierung von Sektenmitgliedern? Ja. Eine interessante Nebenbeschäftigung.«

»Ich tue es nicht des Geldes wegen. Mir reicht es, wenn meine Spesen gedeckt sind. Und in manchen Fällen ist mir auch das egal. Ich hasse Sekten und das, was sie Menschen antun.«

»Und gilt Ihr besonderes Interesse dabei dem Pharos-Projekt, Herr Flemming?«

»In letzter Zeit – wahrscheinlich. Wir leben in seltsamen Zeiten, Herr Fabel. Die meisten religiösen, philosophischen und politischen Gewissheiten sind auf der Strecke geblieben. Christentum, Marxismus, Nationalismus ... Alles wandelt sich, wird zunehmend technologisiert, globalisiert und beschleunigt. Die Menschen fühlen sich überrollt und suchen in immer abstrakteren Ideen nach irgendeiner Sinngebung. Das Pharos-Projekt hat einen sehr cleveren Ansatz, der besonders labile Menschen anfällig macht. Meiner persönlichen Meinung nach ist es die gefährlichste Sekte auf dem Planeten.«

»Und Herr Kebir glaubt, dass Meliha rekrutiert und einer Gehirnwäsche unterzogen worden ist?«

»Nein. Leider sind wir alle ziemlich sicher, dass man Meliha ermordet hat. Sie war keine Anhängerin, sondern ein Eindringling. Aber ich werde nicht aufhören, nach ihr zu suchen, bis wir Bescheid wissen. Es könnte ja sein, dass sie doch noch irgendwo am Leben erhalten wird.«

»Sie hatte eine Beziehung mit Berthold Müller-Voigt. Seiner Überzeugung nach hat sie ein Geheimnis entdeckt, das dem Pharos-Projekt erheblichen Schaden zufügen könnte. Glauben Sie, dass Meliha einer großen Sache auf der Spur war?«

»Ich weiß es nicht.« Flemming zuckte die Achseln. »Schon möglich. Ich bin erst im Nachhinein in den Fall verwickelt worden. Aber ich halte es für durchaus denkbar, dass sie entweder über den Korn-Pharos-Konzern oder über das Pharos-Projekt etwas herausgefunden hat. Nach allem, was ich gehört habe, hat sie es sich zur Aufgabe gemacht, falsche Umweltpropheten zu entlarven.«

»Aber Sie haben Erfahrung im Umgang mit Menschen, die mit dem Projekt zu tun hatten?«, fragte Werner.

»Wir haben bisher vier Mitglieder befreit. Formell gesehen haben wir dabei jedes Mal das Gesetz gebrochen. Aber nach ihrer Entprogrammierung legten die geretteten Mitglieder keinen Wert darauf, uns anzuzeigen, sondern sie waren uns dankbar.

Sie wollten wissen, warum ich meine Arbeit nicht an die große Glocke hänge. Aber inzwischen können Sie bestimmt ermessen, wie brutal Pharos vorgeht. Es verliert ungern Mitglieder – nicht etwa aus finanziellen Gründen, sondern weil ehemalige Mitglieder dazu neigen, über die internen Vorgänge zu plaudern.«

»Und die Menschen, die von Ihnen befreit worden sind – haben die geplaudert?«

»Ja, aber die Sekte ist so organisiert, dass jedes Mitglied nur eine sehr begrenzte Sicht auf die gesamte Organisation hat. Immerhin konnten wir einiges zusammenfügen und uns eine Vorstellung von den geheimen Seiten des Projekts machen.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel gibt es unkontrollierte Experimente zur Schnittstelle zwischen Gehirn und Computer. Damit befasst sich ein Zweig der Neurowissenschaften, der Dominik Korn's Ideen entspricht. Man hat hauchdünne Sensoren entwickelt, die man im Gehirn von Behinderten implantiert, um sie mit externer Technologie zu verbinden. Blinde können so mithilfe eines externen künstlichen Auges wieder sehen, Amputierte haben die volle Sinneskontrolle über Robotprothesen und so fort. Man hat sogar schon komplexe Versionen entwickelt, die Menschen mit spezifischen Lähmungen helfen können. Ihnen ist bestimmt klar, dass Dominik Korn durch seinen Zustand ein persönliches Interesse daran hat, die Entwicklung entsprechender Geräte zu finanzieren.«

Fabel musste an Johann Reisch denken, der sich nach genau solch einer Technik gesehnt hatte, für den es jedoch zu spät war.

»Wollen Sie behaupten, dass das Pharos-Projekt illegal Operationen an Mitgliedern durchführt, um einen besseren elektrischen Rollstuhl für Korn entwickeln zu können?«, fragte er.

»Sie müssen bedenken, dass viele Sektenangehörige nur zu gern bereit sind, daran mitzuwirken. Die ›Erweiterung‹ gilt als Schritt auf dem Weg zur Singularität.«

»Mein Gott«, rief Fabel, »fallen die Leute wirklich auf dieses Zeug herein?«

»Ganz egal, wie raffiniert die Technologie des Pharos-Projekts auch sein mag oder wie viel Geld es angehäuft hat, es ist nur eine weitere destruktive, idiotische Sekte. Und das bedeutet, dass sie die gleichen alten Tricks wie immer verwenden. Man reduziert die Nahrungsaufnahme und den Schlaf der Mitglieder, um ihre geistige Reaktionsfähigkeit zu schwächen. Manchmal werden sie sogar ein wenig sediert. Dadurch werden Neuankömmlinge gefügiger, wenn die Indoktrination beginnt. Unser Problem ist: Wenn wir einen von ihnen befreien, machen wir uns im Grunde der Entführung schuldig. Wir halten diese Person gegen ihren Willen an einem geheimen Ort fest und benutzen die gleiche Gehirnwäsche-technik wie die Sekte, nur in umgekehrter Form. Dann bringen wir die Befreiten zu ihrer Familie zurück. Damit ist die Sache gewöhnlich beendet, aber einige Sekten versuchen, ehemalige Mitglieder aufzuspüren. Das Pharos-Projekt setzt dazu Konsolidierer – Angehörige des Konsolidierungs- und Vollstreckungsbüros – ein.«

»Meinen Sie, dass mich solche Leute in die Elbe gestoßen haben?«

»Davon bin ich überzeugt. Es gibt sogar Gerüchte, dass einige Konsolidierer ›erweitert‹ worden sind, das heißt, dass sie den Weg zur Konsolidierung tatsächlich beschritten und spezielle Implantate erhalten haben, um ihr Gehör zu verfeinern, ihren Augen eine Infrarotsicht zu ermöglichen, und ähnlicher Blödsinn. Meiner Ansicht nach ist das nur ein Sektenhype. Nicht einmal dem Pharos-Projekt stehen solche Mittel zur Verfügung. Noch nicht.«

»Sie haben sich ja wirklich eingehend mit der Sekte befasst.«

»Uns bleibt nichts anderes übrig. Wir haben es mit raffinierten Feinden zu tun.«

»Mmm ...«, machte Fabel nachdenklich. »Kennen Sie zufällig einen Mann namens Fabian Menke? Er arbeitet für das BfV.«

»Nicht, dass ich wüsste.« Flemmings Miene blieb ungeründlich. »Sollte ich ihn kennen?«

»Nein. Ich dachte nur, dass sich Ihre Wege gekreuzt haben könnten.«

Gerade hatten sie Flemmings Büro verlassen, als sich Anna Wolff auf Fabels Handy meldete.

»Jan, ich glaube, wir haben Freese gefunden.«

»Das ging ja schnell.«

»Ehrlich gesagt, er hat es uns ziemlich leicht gemacht. Ein Mann ist dabei, die Köhlbrandbrücke zu überqueren. Er feuert hin und wieder auf Autofahrer. Es scheint derselbe Mann zu sein, der bei der Modelleisenbahn-Ausstellung in der Speicherstadt mit einer Pistole herumgefuchelt hat. Die Beschreibung entspricht der von Freese.«

33.

Die Köhlbrandbrücke bildet einen geschwungenen Bogen und hängt mit Stahlseilen an Pylonen, die eine Höhe von 135 Meter über dem mittleren Tidehochwasser aufweisen und an riesige umgekehrte Stimmgabeln erinnern. Als Fabel zusammen mit Werner eintraf, hatte die Schutzpolizei die Brücke bereits für jeglichen Verkehr gesperrt. Ungefähr siebenhundert Meter jenseits der Barrikade stand ein Panzerwagen vom Typ Thyssen TM 170 des Mobilen Einsatzkommandos der Polizei Hamburg schräg auf der Fahrbahn. Ein Team von MEK-Beamten, ausgerüstet mit schwarzen Helmen und kugelsicheren Westen, benutzte den TM 170 als Deckung, während es seine Waffen auf die Gestalt richtete, die auf der Brüstung stand und in den Fluss hinunterschaute. Fabel schätzte, dass sich der Bewaffnete etwa in der Mitte der Brücke aufhielt, was bedeutete, dass die Entfernung zur Wasseroberfläche rund fünfzig Meter betrug.

»Ich muss dort oben rauf ...«, sagte Fabel zu dem uniformierten Oberkommissar an der Sperre und deutete auf den Panzerwagen. »Mit einer Flüstertüte.«

Sobald Fabel und Werner mit Panzerwesten und Helmen ausgestattet waren, folgten sie zwei MEK-Beamten, die sie mit Kevlarschilden vor dem bewaffneten Mann auf der Brücke schützten, geduckt und mit schnellen Schritten zu dem TM 170.

»Das hat uns noch gefehlt ... Touristen«, sagte der MEK-Leiter, als die beiden Kriminalbeamten den Wagen erreichten.

»Wie steht's, Bastian?«, fragte Fabel. »Hast du in letzter Zeit jemanden erschossen?«

Bastian Schwager nickte zu der Gestalt auf der Brücke hinüber. »Welches Interesse hat die Mordkommission an dem Irren?«

»Wir glauben, dass er den Mann ermordet hat, der gestern aus dem Wasser gefischt wurde. Er ist eine Art Ökoterrorist, aber er hat auch einige psychische Probleme. Ein potenzieller Selbstmörder.«

»Wenn er die Pistole noch einmal auf uns richtet, Jan, werde ich ihm die Mühe ersparen.«

»Hör zu, Bastian, er ist ein Schlüsselzeuge«, sagte Fabel. »Ich muss wirklich mit ihm sprechen. Können wir näher herankommen?«

»Damit er ein besseres Ziel hat? Lieber nicht. Egal, ob er psychisch krank ist, er ist eine Gefahr nicht nur für sich selbst.« Schwager seufzte und zeigte auf das Megafon. »Okay, lass ihn wissen, dass wir den Panzerwagen näher herankommen, damit du hören kannst, was er zu sagen hat.«

»Herr Freese ...« Ein Rückkoppelungspfeifen ertönte, und Fabel hielt das Megafon etwas weiter von seinem Mund weg. »Herr Freese ... Hier ist Leitender Hauptkommissar Fabel von der Polizei Hamburg. Ich möchte mit Ihnen reden, aber ich kann Sie von hier aus nicht hören. Wir werden den Panzerwagen in Ihre Nähe vorrücken lassen. Niemand wird auf Sie schießen oder versuchen, Sie zu ergreifen. Ich möchte nur mit Ihnen reden. Wenn Sie einverstanden sind, heben Sie bitte die rechte Hand.«

Niels Freese rief etwas Unverständliches zurück.

»Ich kann Sie nicht hören, Herr Freese. Heben Sie den Arm, wenn wir näher kommen dürfen.«

Die Gestalt auf der Brücke blieb bewegungslos; die Hand mit der Waffe hing locker an der Seite herab, und der Blick war auf das Wasser fünfzig Meter tiefer gerichtet.

»Herr Freese?« Die Gestalt auf der Brüstung bewegte sich immer noch nicht; eine Ewigkeit schien zu vergehen, bevor Freese halbherzig den Arm anhob.

Bastian Schwager bellte Befehle an seine Männer in Hörweite und dann ins Funkgerät. Der TM 170 brummte auf und rollte langsam vorwärts. Das MEK-Team, Fabel und die anderen Beamten richteten sich auf und rückten, von der Flanke des Panzerwagens geschützt, ebenfalls vor. Als er anhielt, zielten die Scharfschützen wiederum auf Niels Freese, der jetzt nur noch zwanzig Meter entfernt war.

»Herr Freese«, rief Fabel, sobald der Motor des Panzerwagens verstummte. »Könnten Sie von dort herunterkommen? Ich möchte mit Ihnen über das reden, was geschehen ist.«

Freese schwieg einen Moment lang. Er wandte Fabel immer noch den Rücken zu und betrachtete den Fluss unter sich.

»Wollen Sie etwas Komisches hören?«, fragte er schließlich. »Früher hatte ich Angst vor dem Wasser. Und vor Höhen. Das ist komisch, nicht?«

»Herr Freese ...« Fabel achtete darauf, dass seine Stimme ruhig und gleichmäßig klang. »Sie müssen die Pistole hinlegen. Solange Sie die Waffe in der Hand haben, bringen Sie sich selbst in Gefahr. Bitte, legen Sie sie hin.«

»Die hier?« Freese hob die Automatik und schaute sie an, als hätte er noch nie eine Pistole zu Gesicht bekommen. Fabel merkte, dass sich das MEK-Team anschickte zu feuern, und hob beschwichtigend eine Hand. »Ich dachte, ich hätte sie schon weggeworfen. Und das Gleiche dachte ich, als ich Sie letztes Mal weggeworfen habe. Ich weiß nicht, ob dies eine Pistole ist. Vielleicht war die erste eine Pistole ... Aber ich brauche sie nicht mehr.« Er öffnete die Finger und ließ die

Waffe hinunterfallen. Sie traf klappernd auf die Brüstung und verschwand über den Rand hinweg.

»Genau das habe ich auch beim letzten Mal gemacht«, sagte er.

Da Niels Freese nur noch eine Gefahr für sich selbst darstellte, kamen Fabel und die anderen Beamten aus der Deckung hinter dem TM 170 hervor. Bastian Schwager befahl allen Scharfschützen bis auf einen, ihre Gewehre zu senken.

»In Ordnung, Herr Freese, das war gut«, versicherte Fabel. »Nun sollten Sie von der Brüstung heruntersteigen, bevor Sie stürzen.«

»Nein, das werde ich nicht tun. Ich bleibe hier. Aus dieser Höhe kann man viel mehr erkennen. Ich meine, in jeder Hinsicht. Finden Sie das nicht komisch? Sie wissen doch, was ich über meine Angst vor Wasser und Höhen gesagt habe. Ist es nicht komisch, dass ich nun so hoch oben bin – und über dem Wasser? Aber ich habe keine Angst. Wie hoch bin ich denn wohl?«

»Vielleicht fünfzig, fünfundfünfzig Meter. So hoch, dass Sie sterben werden, wenn Sie ausrutschen. Also warum kommen Sie nicht von der Brüstung herunter?«

Niels Freese löste die Augen vom Wasser und blickte über die Stadt hinweg. »Es ist wirklich eine Schande, dass die Brücke für Fußgänger gesperrt ist. Von hier hat man eine so wunderbare Aussicht. Aber so ist die Welt, in der wir leben. Das Auto ist unser Gott.« Er unterbrach sich verstört. »Oder wenigstens glaube ich, dass es die Welt ist, in der wir leben. Ich bin manchmal verwirrt. Vielleicht ist es der andere Ort. Ich hatte alles auf die Reihe gekriegt, aber nun ist wieder alles durcheinander.«

»Sie haben eine Menge Dinge durcheinandergebracht, Herr Freese. Sie sind müde und verwirrt. Warum steigen Sie nicht

von der Brüstung, damit wir alles besprechen können? Es auf die Reihe kriegen.«

»Ich gehe nur dorthin, wohin ich will. Sie würden mich wegbringen, sodass ich nicht mehr sehen kann, was ich sehen will, und nicht mehr die Möglichkeit habe, mich frei zu bewegen.«

»Herr Freese, warum haben Sie Daniel Föttinger getötet?«

»Wen?«

»Den Mann, der durch die Brandstiftung gestorben ist.«

»Ach den. Das ist mir befohlen worden. Er war ein Feind von Gaia.«

»Aber er hat an technischen Projekten zum Schutz des Planeten gearbeitet.«

»Das spielt keine Rolle«, erwiderte Niels Freese geistesabwesend und zuckte die Schultern, während er immer noch von seinem Aussichtspunkt die Stadt betrachtete. »Er hat Dinge getan. Böse Dinge. Sie wären schlecht für die Bewegung gewesen.«

»Was für Dinge?«

»Ach, wer weiß?« Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Fluss zu. »Glauben Sie, dass das Wasser Ähnlichkeit mit einem Spiegel hat? Dass darunter in Wirklichkeit eine exakte Nachbildung unserer Welt liegt?«

»Nein, Herr Freese, das glaube ich nicht. Wer hat Ihnen befohlen, Föttinger zu töten?«

»Der Kommandeur. Aber der hat den Befehl von den Leuten in den grauen Anzügen bekommen. Ich glaube, dass dies *wirklich* der Kern der Wahrheit des Ganzen ist.« Plötzlich klang er lebhaft, als hätte er gerade ein großes Rätsel gelöst. »Nein ... es leuchtet mir ein. Sämtliche Gefühle, die ich habe, dass alles nicht real ist. Verstehen Sie denn nicht? Es ist tatsächlich nicht real. Die reale Welt ist auf der anderen Seite des Wassers. *Wir* sind diejenigen unter der Oberfläche.« Er

neigte den Kopf zum Fluss hin. »Die reale Welt ist dort unten – ich meine, dort *oben*.«

»Niels, Sie müssen sich konzentrieren. Wer sind die Leute in den grauen Anzügen? Wer hat Ihrem Kommandeur befohlen, Föttingers Ermordung anzuordnen?«

Freese schien keines von Fabels Worten gehört zu haben. Er richtete den Blick weiterhin auf die ferne Wasseroberfläche. »Ich habe es früher nicht begriffen, aber nun leuchtet es ein. Ich habe immer gewusst, dass dies irgendeine Kopie ist. Dass ich irgendeine Kopie bin. Die reale Welt und das reale Ich sind dort drüben ...«

Fabel merkte, dass sich Freese ein wenig vorgebeugt hatte, und ein Stich durchfuhr ihn. »Niels, hören Sie mir zu ... *Dies* ist die reale Welt. Dort unten wartet nur der Tod auf Sie, glauben Sie mir. Würden Sie jetzt bitte mit mir kommen, damit wir alles klären können?«

Zum ersten Mal drehte Freese den Kopf und blickte Fabel direkt an.

»Nein, Sie irren sich. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, denn alles ist sehr überzeugend, sehr gut nachgebildet, aber es ist nicht die reale Welt. Sie ist bestimmt auf der anderen Seite des Wassers. Ich werde nachgucken ...«

Niels Freese machte einen Schritt nach vorn und entschwand aus Fabels Blickfeld.

Die anderen Beamten liefen zur Brüstung und beugten sich hinüber. Fabel blieb wie angewurzelt stehen. Er wollte nicht sehen, wie Freeses zerschmetterter Körper im öligen, dunklen Wasser der Elbe trieb. So konnte er wenigstens teilweise glauben, dass Freeses Wunsch erfüllt worden war und dass er sich nun in einer anderen Realität befand. In einer Realität, die ihm gegenüber freundlicher sein würde. In der er die Dinge so sehen konnte, wie sie wirklich waren.

34.

Fabel schaute um sieben Uhr zum Morgenhimmel hinauf. Es war, als hätten sie auf ein überfälliges Päckchen gewartet, doch nun gab es endlich ein Anzeichen dafür, dass der Frühling begonnen hatte. Es war ein heller, warmer Morgen, und am Himmel stand keine einzige Wolke.

»Herrlich, nicht wahr?«, sagte Anna.

»Es wird langsam Zeit.« Fabel zog die Riemen seiner Kevlar-Panzerweste an den Seiten zu. »Sind wir so weit?«

Die Teammitglieder nickten, jedenfalls Anna, Werner, Henk, Dirk und Thomas. Nicola Brüggemann hingegen mühte sich noch mit der Weste ab.

»Bin ich die einzige Person bei der Polizei Hamburg mit *Titten*?« Sie rief das letzte Wort in Richtung des MEK-Leiters, der ihr die Panzerweste gereicht hatte. Dann, wieder an Fabel gewandt: »Dieser Mist ist offensichtlich von Männern entworfen worden.« Nach einigen weiteren Anstrengungen und mehreren Flüchen gelang es ihr schließlich, ihre Weste ebenfalls festzuzurren.

Außer Fabels Team waren acht MEK-Männer, Fabian Menke und zwei andere BfV-Vertreter anwesend. Ein großer Häftlingstransporter mit drei Schutzpolizisten parkte hinter den Autos. Sie waren hinter der Ecke des besetzten Hauses abgestellt, aber Fabel wusste, dass er nicht zögern durfte. Sogar zu dieser frühen Stunde würde sich die Nachricht vom Erscheinen der Polizei im Schanzenviertel schnell verbreiten.

»Irgendeine Bewegung?«, fragte Fabel den MEK-Leiter. Seit Niels Freese am Nachmittag zuvor von der Köhlbrand-

brücke gesprungen war, stand ein einzelner ziviler Überwachungswagen vor dem besetzten Haus. Fabel war es gelungen, die Presse – trotz der starken Polizeipräsenz auf der Brücke und ihrer Schließung für den Verkehr – fernzuhalten. Es gab eine inoffizielle Absprache darüber, Selbstmorde auf der Köhlbrandbrücke herunterzuspielen, damit sie nicht noch beliebter für solche Aktionen wurde.

»Kaum. Eine Frau ist vor einer halben Stunde eingetroffen und hat die Tür geöffnet. Seltsamerweise war sie elegant gekleidet – nicht der Typ, den man mit einem Haufen wie diesem in Verbindung bringen würde.«

»Ist sie wieder herausgekommen?«, wollte Fabel wissen.

»Nein, sie ist noch da.«

»Weiß jeder von uns, was er zu tun hat?«, fragte Fabel. Wiederum nickten alle.

»Wir dürften keine großen Schwierigkeiten haben«, meinte Menke. »Bis jetzt sind von den Beschützern nur große Worte zu hören. Wir haben keinen Grund zu der Annahme, dass sie Waffen besitzen, aber da sie in letzter Zeit aggressiver werden, müssen wir trotzdem vorsichtig sein.«

Fabel nickte und wandte sich an das gesamte Team. »Also gut, wenn wir reingehen, verhaften wir alle, auf die wir stoßen. Auf den Boden, Handschellen an, durchsuchen und dann ab in den Transporter. Ihr alle habt die Fotos von Jens Markull gesehen. Er ist unser Hauptziel, denn er bildet das Bindeglied zwischen Niels Freese und dem Auftraggeber des Mordes an Daniel Föttinger. Nicola, ich möchte, dass du mit Thomas und Dirk und zwei MEK-Männern ums Haus herumgehst. Die Übrigen benutzen die Haustür. Anna, du bleibst bei den Wachposten.«

»Ist das ein Witz?«

»Ich mache keine Witze, Kommissarin Wolff. Du hast deine Aufgabe.«

»Nein, ich werde nicht wieder getroffen werden. Und hier schon gar nicht. Das Schlimmste, was diese Trottel tun können, ist, dass sie uns mit Linsen bewerfen.«

»Anna, tu mir den Gefallen.«

»Okay.« Sie verzog resigniert das Gesicht.

»Denkt daran, ich möchte, dass alle so schnell wie möglich draußen sind.« Fabel wiederholte das, was er bei der Einsatzbesprechung gesagt hatte. »Ich bin weniger an den Leuten interessiert als an Beweisstücken. Da Freese von der Brücke gesprungen ist, brauchen wir Belege, um eine Verbindung zwischen den Beschützern und dem Pharos-Projekt und Föttingers Ermordung herstellen zu können. Gebt niemandem eine Chance, Daten zu löschen oder Papiere zu vernichten. Und denkt daran, dass Jens Markull Vorrang hat.«

Laut Menke hielt normalerweise jemand im Haus Wache, weshalb Fabel beschlossen hatte, dass sie sich nicht zu Fuß nähern sollten. Stattdessen rasten die Autos auf sein Funksignal hin um die Ecke und hielten direkt vor dem Gebäude. Der Gefangenentransporter folgte Sekunden später, wonach die Beamten genug Zeit hatten, um aus den Autos zu springen und, angeführt von den MEK-Männern, zur Tür zu laufen. Zwei trugen eine Ramme, und die schwere Holztür gab überraschend leicht nach.

Fabel folgte den schwarz uniformierten MEK-Beamten mit dem Ruf »Polizei Hamburg« ins Haus. Er hörte ein Splittern von der Rückseite des Gebäudes und wusste, dass auch das andere Team eingedrungen war. Im Erdgeschoss befanden sich vier schmutzige Zimmer. Niemand hatte Wache gestanden. Drei Männer und eine Frau, die auf verstreuten Matratzen geschlafen hatten, wurden grob geweckt, auf die Füße gezerrt und mit Handschellen gefesselt. Sie waren ungewaschen, unterernährt und durch die plötzliche Gewalt der Razzia überwältigt. Fabel musterte rasch ihre Gesichter: sämtlich

zu jung für Jens Markull. »Wo ist Markull?«, schrie er ein Mädchen an, doch sie reagierte nur, indem sie ihn anspuckte.

Von oben erklang ein Geräusch.

»Henk, komm mit. Sie auch«, rief er einem der MEK-Männer zu. Sie rannten die Treppe hinauf und nahmen jeweils drei Stufen auf einmal. Vier weitere Zimmer. Fabel nickte Henk zu, der die Tür, die dem Absatz am nächsten war, zusammen mit dem MEK-Kämpfer eintrat. Nichts. Noch ein Geräusch.

»Hier!«, rief Fabel und öffnete die zweite Tür mit einem Tritt.

Er brauchte weniger als eine Sekunde, um das Zimmer zu überschauen, doch in jenem winzigen Zeitraum konnte sein Gehirn den Anblick nicht sofort verarbeiten. Dieser Raum schien nicht zum übrigen Haus zu gehören. Er war makellos sauber und enthielt Reihen von Computern, die ein leises Summen von sich gaben. Man hatte die Fenster völlig zugenagelt, doch das Zimmer war dennoch hell erleuchtet.

Fabel erkannte Jens Markull sofort. Der Kommandeur saß an einem großen Schreibtisch und starrte Fabel an, doch er konnte niemanden sehen. Eine Seite seines Schädels war zertrümmert, und in seinen dunklen Locken klebten dunkelrotes Blut und Hirnmasse. Er schien ermordet und dann in seinem Sessel aufgerichtet worden zu sein.

In der Mitte des Zimmers stand eine Frau. Fabel erkannte auch sie sofort. Sie trug das gleiche graue Geschäftskostüm wie an jenem Abend, an dem sie im Hafen auf ihn zugekommen war und sich als eine bereits tote Frau ausgegeben hatte.

»Rühren Sie sich nicht von der Stelle!« Fabel zielte mit seiner SIG-Sauer auf die Frau, deren Miene keine Spur von Unruhe oder Aggression oder Furcht aufwies. Sie blieb einfach mitten im Raum stehen und betrachtete Fabel mit Augen, die fast so tot wie die Markulls waren. Sie hatte etwas in der

Hand. Keine Waffe. Etwas Kleineres. Wie eine TV-Fernbedienung.

Plötzlich packte der MEK-Beamte neben Fabel den Kragen seiner Kevlar-Weste und riss ihn aus dem Türrahmen und zurück auf den Treppenabsatz. Fabel wollte protestieren, doch dann hörte er, wie der MEK-Beamte Hermann und allen anderen, die ihn hören konnten, zurief: »Bombe!«

Die drei Polizisten hatten erst die Hälfte der Treppe hinter sich, als die Bombe explodierte. Fabel schien es, als hätte ihm etwas Heißes und Scharfes ins linke Ohr gestochen und als wäre die Welt unter seinen Füßen verschwunden.

Fabel, Henk und der MEK-Mann stürzten mit der zerborstenen Treppe hinunter ins Erdgeschoss. Plötzlich merkte er, dass Werner und dann Anna sich über ihn beugten. Es war, als hätte ihm jemand mit einer schrillen Pfeife ins Ohr geblasen und als stockte ihm der Atem. Davon abgesehen schienen die beiden anderen und er unverletzt zu sein.

»Besten Dank«, sagte er zu dem jungen MEK-Beamten, nachdem man ihnen auf die Beine geholfen hatte.

»Wir müssen hier raus«, erwiderte der junge Mann. »Es könnte noch andere Vorrichtungen geben, und wir brauchen das Entschärfungskommando. Alle müssen das Gebäude verlassen.«

»Natürlich«, stimmte Fabel zu, obwohl er sich sicher war, dass keine weiteren Bomben in dem besetzten Haus sein würden. Das Gerät im ersten Stock war gerade groß genug gewesen, um seine Aufgabe zu erfüllen: die gesamte Computeranlage und alle darauf gespeicherten Daten zu zerstören.

Auf dem Weg nach draußen sah Fabel das Gesicht der jungen Frau, die die Bombe ausgelöst hatte, vor sich. Sie war nicht hierhergekommen, um zu sterben.

»Ich nehme den Linsenwitz zurück«, sagte Anna, als sie in sicherer Entfernung von dem Gebäude waren. Schwarzer

Rauch quoll aus der ersten Etage. Wahrscheinlich hatte die Bombe einen zusätzlichen Brandsatz enthalten. »Ist wirklich alles in Ordnung?«

»Ich werde mich untersuchen lassen.«

»Mein Gott, Jan. Eine Selbstmordattentäterin. Diese Leute sind genauso schlimm wie radikale Islamisten.«

»Es war nicht als Selbstmordanschlag gedacht, Anna. Derselben Frau bin ich schon im Hafen begegnet, und sie sollte nicht sterben, sondern Markull zum Schweigen bringen ... und Beweismaterial vernichten. Danach hätte sie verschwinden und die Bombe aus der Entfernung hochgehen lassen sollen.« Fabel drückte vorsichtig die Finger ans Ohr und musterte dann seine Fingerspitzen. Kein Blut. Sein Ohr war unverehrt.

»Du hättest die Hardware in dem Zimmer sehen sollen«, sagte er. »Ein mickriger Verein wie die Beschützer Gaias hätte sich so etwas niemals leisten können. Markull hatte einen Hintermann, der die Partnerschaft auflösen wollte. Vermutlich hat sie ihm den Schädel zertrümmert und ihn danach wieder aufgerichtet, damit es so aussah, als stammten seine Verletzungen von der Bombenexplosion. Man wollte den Eindruck erwecken, dass die zunehmend aggressiven Beschützer Gaias beschlossen hatten, Bomben herzustellen, und dass Markull eine unbeabsichtigt hatte hochgehen lassen.«

Fabel musterte das brennende Gebäude einen Moment lang.

»Ruf das Team wieder zusammen.« Seine Stimme war hart. Entschlossen. »Wir können uns dadurch nicht zurückhalten lassen.«

»Wir gehen vor wie geplant?«, fragte Werner.

»Ja. Jetzt ist der Pharos dran.«

Fabel wusste, dass sie lange im Voraus entdeckt werden würden. Es gab nur zwei Möglichkeiten, sich dem Pharos zu nähern: über den Fluss und über die Uferstraße. Beide boten keine Deckung, und man würde die Polizisten bereits aus einem halben Kilometer Entfernung erspähen. Dies war eine Razzia, bei der es in erster Linie auf Geschwindigkeit ankam; mit jeder Sekunde würden mehr Daten verloren gehen, was bedeutete, dass man dem Gericht weniger Beweise vorlegen konnte.

Er hatte die Teams detailliert vorbereitet, aber seit der verpuschten Erstürmung des Hauses der Beschützer war viel Zeit verstrichen, und Fabel fürchtete, dass man im Pharos nun mit einer Razzia rechnete. Seine eigenen Mitarbeiter wurden von MEK-Beamten sowohl der Polizei Hamburg als auch der Polizei Niedersachsen unterstützt. Die Hafenpolizei führte den Ansturm vom Wasser her. Fabel hatte keinen Grund zu der Annahme, dass sie auf Widerstand stoßen würden, und nichts deutete darauf hin, dass die sogenannten Konsolidierer, die für die Sicherheit zuständig waren, bewaffnet sein würden. Trotzdem hatte er auf den Einsatzbesprechungen darauf hingewiesen, dass die jüngere Geschichte voll von Sekten war, die auf Mord in Form von Selbstmord zurückgriffen. Er wollte auf keinen Fall, dass diese Aktion zu einem deutschen Waco wurde.

Menke war mit seinem gesamten auf das Pharos-Projekt angesetzten Ermittlerteam erschienen, und Fabel hatte sogar Kroeger und andere Mitglieder des IT-Teams herangezogen. Sie hatten die Aufgabe, so rasch wie möglich alle verfügbaren Daten zu sichern. Fabel wusste, dass das Pharos-Projekt irgendeine Selbstzerstörungs-Software für genau solch eine Situation besitzen würde.

Fabel, Werner und Brüggemann gingen an Bord des ersten Bootes der Hafenpolizei. Es war ein Festrumpf-Schlauchboot,

das, den Bug aus dem Wasser hebend, durch den Fluss jagte und über jedes Kräuseln einer Welle hinweghüpfte. Die Flottille blieb dicht am Ufer, um den Augenblick der Entdeckung so lange wie möglich hinauszuzögern.

»Alles klar, Jan?«, rief Werner über das Heulen des Motors hinweg. Fabel, die Kiefer starr zusammengebissen, saß geduckt da und hielt sich an den Seiten seines Sitzes fest.

»Natürlich. Nur mit dem Wasser habe ich Schwierigkeiten.«

Der Pharos war von der Flussseite her noch beeindruckender. Das Boot schob sich in einem kleinen Bogen in den Fluss vor und jagte zwischen zwei der zwölf Stützpfeiler und unter der auf das Wasser hinausragenden Etage hindurch, auf der Peter Wiegand sein Büro hatte.

In der Mitte, im Schutz des Gebäudes, befand sich eine Anlegestelle. Zwei Konsolidierer in grauen Anzügen beobachteten die sich nähernden Polizeiboote. Einer der beiden führte ein Gespräch, aber nicht mit seinem Gefährten, und Fabel vermutete, dass ihre Ankunft im Hauptgebäude gemeldet wurde.

An der Anlegestelle erhielt Fabel eine Funknachricht von Anna: Ihr Team hatte das Haupttor passiert und war zum Vordereingang unterwegs.

Die MEK-Beamten sicherten die Anlegestelle. Sie zwangen die Konsolidierer, sich umzudrehen und sich an die Wand zu stützen, um sie nach Waffen zu durchsuchen. Nichts.

»Das bedeutet nicht, dass die anderen unbewaffnet sind«, sagte Fabel. »Geht kein Risiko ein.«

Polizeirazzien sind durch eine gezügelte Gewalt gekennzeichnet, die Dominanz und Kontrolle herstellen soll. Für unbeteiligte Zuschauer, die darin verwickelt werden, ist es eine traumatische Erfahrung. Doch während Fabel und seine Leute durch das Gebäude rannten und jeden Konsolidierer,

dem sie begegneten, überwältigten, sahen die Sektenmitglieder völlig passiv zu, wie die Polizisten von Raum zu Raum vordrangen. Es kam zu keiner Panik. Am meisten beunruhigte Fabel, dass niemand über einen Bildschirm gebeugt dasaß und sich verzweifelt bemühte, Daten zu löschen.

Peter Wiegand wartete wie bei ihrem letzten Gespräch in seinem Büro auf sie. Er saß mit bemühtem Gleichmut an seinem riesigen Schreibtisch. Sein Sicherheitschef, Frank Bädorf, stand mit verschränkten Armen neben ihm wie ein Butler, der auf Anweisungen wartete.

»Ich nehme an, Sie möchten die Unterredung führen, die Sie bei Ihrem letzten Besuch erwähnt haben, Herr Fabel«, sagte Wiegand mit einem schwachen, höflichen Lächeln; es deutete an, dass er Fabel für ein wenig ermüdend hielt. »Die in Ihrem Büro ...«

Obwohl er sich nun in einem Vernehmungszimmer im Präsidium der Polizei Hamburg befand, gelang es Peter Wiegand irgendwie, Autorität auszustrahlen und als Beherrscher seiner Umgebung zu erscheinen. Er saß gefasst und gepflegt wie immer auf seinem Stuhl. Wiegands Gepflegtheit ging weit über seine maßgeschneiderte Kleidung hinaus. Sein Bart war makellos gestutzt, sein geschorener Kopf glänzte. Er war ein recht kleiner, untersetzter Mann, doch er wirkte kompakt und bewegte sich mit körperlicher Gewandtheit.

Neben Wiegand saß eine attraktive Frau von Anfang vierzig. Sie hatte dunkelblonde, zu einer Hochsteckfrisur gebändigte Haare und trug ein Geschäftskostüm, das bestimmt keine einzige synthetische Faser enthielt und wahrscheinlich mehr gekostet hatte, als Fabel in einem Monat verdiente. Er erkannte Amelie Harmsen auf den ersten Blick, obwohl sie keine Anwältin war, der er häufig begegnete. Sie gehörte zur Anwaltsprominenz der Hansestadt und war bekannter für die

Höhe des Schadenersatzes, den sie für ihre berühmten Mandanten erstritt, als für ihr Auftreten in Strafprozessen. Harmsen war unzweifelhaft kein indoktriniertes Mitglied des Pharos-Projekts und vertrat Wiegand den Milliardär, nicht Wiegand den Sektenführer.

»Ich möchte wissen, wie lange Sie meinen Mandanten festhalten wollen, Leitender Hauptkommissar«, begann Harmsen. »Und wenn Sie etwas haben, das Sie Herrn Wiegand anlasten wollen, dann möchte ich es hören. Auf der Stelle.«

»Genau wie ich, Herr Fabel«, setzte Wiegand mit derselben Andeutung gelangweilten Desinteresses hinzu.

Fabel lächelte höflich. Werner reichte ihm eine Akte, die er gerade vor sich auf den Tisch legte und durchzublättern begann.

»Das ist eine sehr interessante Lektüre«, sagte er im Plauderton. »Wussten Sie, dass Daniel Föttinger an der Hamburger Universität Philosophie studiert hat?«

»Nein, Herr Fabel.«

»Wirklich nicht? Ich dachte, dass Sie und er über solche Dinge gesprochen hätten. Schließlich befasst sich das Pharos-Projekt stark mit der Philosophie des Geistes, oder nicht?«

Wiegand schwieg, ohne seine kalten, verachtungsvollen Augen von Fabel abzuwenden.

»Er hat sich im Studium nicht ausgezeichnet«, fuhr Fabel fort. »Nach meinen Informationen hatte er eine Neigung, sich zu sehr auf einen bestimmten Aspekt der Philosophie zu fixieren. Fast zwanghaft. Anscheinend mangelte es ihm an geistiger Disziplin. Nicht genug Präzision. Seine Seminararbeiten galten als flüchtig und zu schlecht recherchiert. Zum Beispiel folgende: Geplant war eine allgemeine Untersuchung von Platons Theorie der Formen, doch was herauskam, war ein sehr abschweifendes Referat über die platonische Nachah-

mung.« Fabel blätterte weiter. »Wirklich interessant wird es, als er die Qualia erörtert. Ich bin kein Philosoph, aber die Qualia scheinen mir unsere Sinneserfahrungen der Welt zu sein, die Wahrnehmung unserer Umwelt.«

»Fällt auch Überdruß unter diese Beschreibung, Herr Fabel?«, fragte Wiegand matt. »Ich hoffe sehr, dass Sie irgendwann zur Sache kommen werden.«

»Nun, ich glaube, dass Daniel Föttingers Persönlichkeit durch diese Aufzeichnungen offenbar wird. Schließlich geht es in der Philosophie darum, welche Erkenntnisse sich aus den Welterfahrungen eines Individuums ableiten lassen. Föttinger war an einer sehr spezifischen Idee interessiert, die mit den Qualia zusammenhängt: dem Konzept des ›philosophischen Zombies‹. Es ist die in manchen Bereichen der Philosophie vertretene Vorstellung, dass nur eine Minderheit aller Menschen auf der Welt real seien. Einige Menschen – die meisten sogar – würden im wahrsten Sinne des Wortes überhaupt nicht existieren. Sie reagieren wie erwartet auf Stimuli, indem sie Gefühle wie Sorge, Schmerz, Zorn oder Liebe zum Ausdruck bringen, aber in Wahrheit fühlen sie diese Dinge nicht wirklich, weil sie keine reale Empfindung besitzen.«

»Soll heißen?«, fragte Wiegands Anwältin.

»Einfach nur, dass diese Aufzeichnungen erkennen lassen, wie besessen Daniel Föttinger von dem Konzept war. Inzwischen habe ich mit etlichen Leuten über Herrn Föttinger gesprochen und einen gewissen Einblick in seine Persönlichkeit gewonnen. Und ich muss sagen, dass es keine sehr erfreuliche Persönlichkeit ist. Meiner Meinung nach war er schon als Student von solchen Ideen besessen, weil sie recht gut zu seiner Welterfahrung passten.«

»Welcher denn?«, fragte Wiegand.

»Der Erfahrung, dass es im Grunde auf andere Menschen nicht ankam. Daniel Föttinger fehlte jegliches Mitgefühl. Er

konnte sich einfach nicht vorstellen, dass andere ein ähnliches Bewusstsein wie er hatten.« Fabel schloss die Akte. »Daniel Föttinger war unzweifelhaft ein Soziopath.«

»Und was hat das mit meinem Mandanten zu tun?«, erkundigte sich Harmsen.

»Darauf komme ich gleich. Soziopathie als Persönlichkeitsstörung ist viel häufiger, als man denken sollte. Eine leicht soziopathische Persönlichkeit kann in der Unternehmenswelt sogar ein Vorteil sein; der ›rücksichtslose Geschäftsmann‹ ist sehr häufig jemand, der sich äußerst egozentrisch verhält und die Gefühle anderer missachtet. Daniel Föttinger war mit Sicherheit ein solcher Geschäftsmann, wie anscheinend auch sein Vater vor ihm. Daniel muss Ihnen als idealer Kandidat für das Pharos-Projekt erschienen sein. Sie hatten schon seine vermögende Frau rekrutiert, und es war erforderlich, in einem nächsten Schritt Föttingers Firma mit dem Korn-Pharos-Konzern in Einklang zu bringen. Wahrscheinlich hatten sie geplant, ihn zunächst einer gründlichen Gehirnwäsche zu unterziehen, bevor Föttinger Environmental Technologies vom Korn-Konzern übernommen wurde.«

»Ich begreife immer noch nicht ...«, begann Wiegands Anwältin.

»Ihre Gehirnwäsche-Methoden fingen an, bei Föttinger zu wirken, hauptsächlich weil das Konzept einer virtuellen, mit ichbewussten Programmen bevölkerten Welt zu seinen verdrehten Ideen passte. Aber er störte Sie auch, nicht wahr, Herr Wiegand? Wahrscheinlich wurde sein Verhalten zunehmend unberechenbar. Außerdem stießen Sie vielleicht auf Probleme wegen seines Umgangs mit den weiblichen Mitgliedern Ihrer kleinen Gruppe.« Fabel unterbrach sich. »Was also hat das mit Ihnen zu tun, Herr Wiegand? Ich werde es Ihnen sagen. Eine junge Umweltschützerin und Webjournalistin, die sich Meliha Yazar nannte, drang in Ihre Organisation ein. Irgend-

wie verschaffte sie sich Zugang zu den tiefsten Ebenen des Projekts und entdeckte etwas Folgenreiches. So folgenreich, dass es zum Zusammenbruch des Projekts führen konnte. Und weil sie dieses Wissen erworben hatte, ließen Sie Meliha Yazar umbringen. Dann ließen Sie auch Berthold Müller-Voigt, ihren Liebhaber, ermorden, weil Sie dachten, sie habe die Information an ihn weitergegeben. Sie haben sogar angeordnet, dass ich von einem Pier in die Elbe gestoßen wurde, weil Sie dachten, dass ich der Wahrheit nahekäme, was zutraf.«

»Sie werden uns doch sicher noch darüber aufklären?«, fragte Wiegand. Offensichtlich fühlte sich der Milliardär nicht bedroht. Er wusste, dass es die eine Sache war, einen Verdacht zu äußern, und eine ganz andere, ihn dann auch gerichtstauglich zu belegen. Seine Anwältin schwieg.

»Lassen Sie uns als Erstes über den Tod von Daniel Föttinger reden. Auch den haben Sie arrangiert. In Wirklichkeit steuern Ihre Konsolidierer die Beschützer Gaias, und Sie haben den armen, verwirrten Niels Freese benutzt, um Föttinger ermorden zu lassen.«

»Und warum sollte mein Mandant so etwas tun?«, erkundigte sich Harmsen.

»Wegen des großen Geheimnisses, das Meliha Yazar entdeckte und dessen Veröffentlichung Herr Wiegand mit allen Kräften verhindern wollte.«

»Und worin besteht dieses ›große Geheimnis‹?«

»In der Tatsache, dass Daniel Föttinger der Network-Killer war.«

Es kam zu einer Pause. An Wiegands Gesicht ließ sich nichts ablesen, doch die Anwältin schien an Selbstsicherheit verloren zu haben.

Fabel wandte sich wieder an Wiegand. »Während Föttinger immer stärker von Ihren verrückten Ideen angezogen wurde – Ideen, die seine Erfahrung, genau wie die von Niels Freese,

plausibel machten –, geriet er völlig außer Kontrolle. Er verbrachte bis zu sechs Stunden pro Nacht damit, Virtual Dimension zu besuchen und ein Ersatzleben zu führen, das zunehmend auf die reale Welt übergriff. Er verabredete sich online mit Frauen, vergewaltigte und erwürgte sie, um dann ihre Leichen in die Wasserstraßen der Stadt zu werfen. Sie wussten Bescheid, konnten ihn aber nicht bremsen. Wahrscheinlich fanden Sie es erst heraus, nachdem Sie Meliha Yazar gefangen hatten. Habe ich recht?«

Wiegand blieb teilnahmslos und stumm.

»Also führten Ihre Konsolidierer eine Säuberungsaktion durch«, fuhr Fabel fort, »indem sie alle Spuren der Onlinekontakte von Föttinger mit Julia Henning und den anderen Opfern löschten. Sie ließen die Leiche von Frau Henning sogar bis nach Föttingers Tod kalt lagern, damit er nicht mit den Morden in Verbindung gebracht wurde.«

Nach einem weiteren kurzen Schweigen brach Wiegand in Gelächter aus. Seine Anwältin verzog jedoch keine Miene.

»Wissen Sie was, Herr Fabel?« Wiegand beugte sich vor; sein glatt rasierter Schädel glänzte im künstlichen Licht des Vernehmungszimmers, und seine Augen funkelten kalt. »Sie sind derjenige, der mit der Realität nicht fertig wird. All das ist absurd. Pure Fantasie.«

»Wirklich? Jedenfalls war die Sache sehr peinlich für Sie, denn Sie hatten Föttingers Bewusstsein ein bisschen zu gründlich und zu schnell manipuliert. Er besaß soziopathische Tendenzen, die aber nicht sofort ins Auge sprangen und die eine nicht unerwünschte Rücksichtslosigkeit im Geschäftsleben bewirkten. Allerdings wussten Sie nicht, dass er mehrere Male sexuellen Missbrauch begangen hatte, die sein Papa durch Einwirkung auf die Opfer vertuschte. Ihre verrückten Theorien bestärkten ihn in seinem Überlegenheitsgefühl und seinem Glauben, dass manche Mitbürger keine realen Men-

schen seien; dass dies hier vielleicht gar keine Realität, sondern eine Art Simulation, ein Spiel sei. Er könnte sich einge-redet haben, dass die Frauen, die er vergewaltigte und erwürgte, gar nicht spürten, was er ihnen antat. Weil sie *philosophische Zombies* waren, die man lediglich darauf programmiert hatte, Angst und Schmerz vorzutäuschen.«

»Haben Sie konkrete Beweise für Ihre Behauptungen?«, fragte Harmsen.

»Das war der Zweck der Razzien von heute Morgen. Die erste brachte wenig. Im Hauptquartier der Beschützer Gaias war eine junge Frau – dieselbe junge Frau, die versucht hatte, mich zu belasten, indem sie sich als Julia Henning ausgab, bevor die Leiche entdeckt wurde. Wie auch immer, sie war wie eine Ihrer Konsolidiererinnen gekleidet, und sie ließ eine Bombe explodieren, durch die sämtliche Daten vernichtet wurden. Sich selbst vernichtete sie dabei auch. Aber wir haben Material vom Pharos, und die Technische Abteilung analysiert es im Moment gerade. Ich fürchte, Sie werden bei uns zu Gast bleiben müssen, bis die Techniker fertig sind.«

»Dann man viel Glück«, entgegnete Wiegand. »Denn wenn Sie nichts finden, womit Sie Ihre unerhörten Behauptungen untermauern können, werde ich ein sehr langes Gespräch mit Frau Harmsen über unsere Möglichkeiten führen.«

Fabel unterbrach die Vernehmung und kehrte in sein Büro zurück. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und starrte geistesabwesend auf die drei Bücher, die Anna für ihn hingelegt hatte. Es waren die drei Romane von Meliha Kebirs Nachtisch: *1984*, *Der stumme Frühling*, *Der Richter und sein Henker*.

Werner kam herein und ließ sich auf den Sessel Fabel gegenüber sacken.

»Wir sind am Arsch, oder?«

»Insgesamt scheint das die Situation ganz gut zusammenzufassen. Wir werden ihn über Nacht hier festhalten und hoffen, dass die Techniker etwas aufspüren. Was haben Anna und Henk bei Bädorf erreicht?«

»Überhaupt nichts. Bädorf hat den Mund nur aufgemacht, um zu verlangen, dass jemand Beweise gegen ihn vorlegt. Die sind ganz schön selbstbewusst, Jan. Übrigens, im zweiten Stock des Pharos gibt es eine vollständige ›Klinik‹. Die Kollegen, die die Durchsuchung gemacht haben, berichten, dass die Pharos-Mitglieder, nach der Größe der Klinik zu urteilen, entweder sehr unfallgefährdet oder ziemlich krank sein müssen.«

»Auch einen Operationssaal?«

»Es sieht so aus, als hätten sie einen gehabt, aber als sei der demontiert worden. Wiederum kein Material, das wir vor Gericht verwenden können. – Willst du deine Literaturkenntnisse auffrischen?« Er nickte zu den Büchern auf dem Schreibtisch hinüber.

»Meinst du, dass man auf Träume hören sollte?«, fragte Fabel.

Werner legte die Stirn in Falten. »Ist alles okay mit dir, Jan?«

»Ich habe wieder von Paul Lindemann geträumt. Er hat mir geraten, an diese Bücher zu denken.«

»Nein, Jan«, sagte Werner. »Du hast dich selbst aufgefordert, an die Bücher zu denken. So funktionieren Träume. Die Menschen in ihnen sind nämlich nicht real. Sie erscheinen nur, um uns etwas mitzuteilen, das wir schon wissen; etwas, das irgendwo in unserem Unterbewusstsein – oder was weiß ich, wo – verborgen ist.«

»Das ist mir klar, Werner. Aber es ist merkwürdig. Als wäre es wirklich Paul gewesen.«

Jemand klopfte. Kroeger steckte den Kopf zur Tür herein und fragte, ob er sich zu ihnen setzen dürfe.

»Also?«, fragte Fabel, nachdem der Beamte von der Arbeitsgruppe Cyberverbrechen neben Werner Platz genommen hatte.

»Bis jetzt nichts. Ein halbes Dutzend meiner besten Leute sind draußen im Pharos und gehen sämtliche Dateien durch. Außerdem habe ich etliche Computer hierher bringen lassen. Wir haben uns, wie Sie wollten, auf Wiegands und Bädorfs Computer konzentriert, dazu auf die des Konsolidierungs- und Vollstreckungsbüros, aber wir sind nicht fündig geworden. Tut mir leid.«

»Das heißt, sie haben jegliches Belastungsmaterial gelöscht, als sie uns kommen sahen?«

»Ehrlich gesagt, das weiß ich nicht.« Kroegers langes Gesicht sah noch grimmiger und grauer aus als sonst. »Leider. Normalerweise können wir feststellen, ob Daten gelöscht worden sind, und in den meisten Fällen – es sei denn, die Festplatte ist beschädigt, also physisch zerstört worden –, können wir die Dateien wiederherstellen. Aber es wirkt nicht so, als hätten sie die Dinge, die wir suchen, beseitigt. Eher hat es den Anschein, dass diese Dinge von Anfang an gar nicht da waren.«

»Ich kann nicht glauben, dass absolut nichts auf ihrem Hauptcomputer – oder wie immer man ihn nennt – zu finden ist.« Fabels Frustration schlug in Ärger um. »Ich dachte, Sie und Ihre Geeks seien die Besten auf Ihrem Gebiet. Aber nun scheinen Sie auf einen überlegenen Gegner gestoßen zu sein. Die Leute vom Pharos-Projekt sind Ihnen einfach über und haben Sie ausgetrickst.«

Kroeger schien über Fabels Worte nachzudenken. Nichts deutete darauf hin, dass er sich gekränkt fühlte.

»Nein ...«, sagte er sinnend. »Nein, ich glaube nicht, dass sie uns über sind. Wir hätten etwas finden müssen, denn man kann nicht alle Spuren früherer Daten auf einem Computer beseitigen. Das einzig Ungewöhnliche besteht darin, dass viele Daten in den letzten Stunden aktualisiert worden sind. Neue Dateien. Und bei manchen hat man den Zeitpunkt des Updates verfälscht. Es ist ähnlich wie die Sache mit Ihrem Handy.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Werner.

»Wir suchen noch nach einer Erklärung.« Kroegers hohe Stirn legte sich in Falten. »Aber vielleicht ist die Sache viel einfacher. Vielleicht hat das Pharos-Projekt seine *Datenträger* beseitigt. Mehrere der von uns untersuchten Computer sind wahrscheinlich von anderswo herbeigeschafft worden, oder man hat die Festplatten ausgetauscht. Die ursprünglichen Festplatten liegen auf dem Boden der Elbe oder sind geschreddert worden. Das würde erklären, warum so viele neue Dateien auf einigen der zentralen Rechner zu finden sind, besonders im Konsolidierungs- und Vollstreckungsbüro. Der dortige Server scheint nagelneu zu sein. Vermutlich hat man Computer von anderen Standorten herkommen lassen, harmlose Daten draufgeladen und dann einige Pharos-Details hinzugefügt, um den Eindruck zu erwecken, dass sie schon seit Monaten dort stehen.«

»Was hat das mit meinem Handy zu tun?«

»Wahrscheinlich sind sie dabei genauso vorgegangen. Das Telefon, das wir untersucht haben, ist gar nicht Ihres, sondern ein Ersatz. Ein Klon. Und Ihr Netzwerk ist nicht Ihr Netzwerk. Die Leute haben alles fingiert, und Sie waren mit ihrem Netz verbunden, so dass sie Sie unablässig überwachen konnten.«

Fabel überlegte sich Kroegers Worte. »Soll das heißen, dass Sie *nichts* in deren System aufspüren werden? Wiegand

kommt ungeschoren davon, wenn Sie nichts finden, Herr Kroeger. Ist Ihnen das klar?«

»Ich kann nur finden, was vorhanden ist«, erwiderte Kroeger. »Außerdem glaube ich, dass wir zur falschen Zeit am falschen Ort suchen. Hätten wir nur Zugang zu dem Netz bekommen können, *bevor* sie die Festplatten ausgetauscht hatten ... Wenn Sie recht haben und Meliha Yazar tatsächlich etwas über das Pharos-Projekt herausgefunden hat, dann müssen Sie es selbst finden, wenn es noch existiert.«

Nach einem hastigen Klopfen trat Anna ein.

»Entschuldige die Störung, Chef, aber ich habe etwas, das dich bestimmt interessieren wird.«

»Was denn?«

»Einen augenscheinlichen Selbstmord in Wilhelmsburg.«

»Und was macht ihn interessant?«

»Zwei Dinge. Erstens scheint der Selbstmörder einen Exit-Bag benutzt zu haben, genau wie der Mann im Rollstuhl, Johann Reisch. Zweitens besteht der Nachbar des Toten darauf, mit dir zu sprechen. Er hat deinen Namen genannt ...«

»Das ist nicht die gleiche Situation«, sagte Fabel, sobald er die Wohnung betrat. »Wir müssen ein Spurensicherungsteam kommen lassen.«

Er ging hinüber zu der massigen Leiche, deren Oberkörper schlaff auf dem Computertisch lag. Aus der Entfernung hatte Fabel die Gestalt kaum als menschlich identifizieren können; sie war ihm nur als große, formlose dunkle Masse erschienen. Im Unterschied zu Reischs Exit-Bag, der mit Helium gefüllt gewesen war, lag dieser Plastikbeutel eng an dem Gesicht dieses Mannes, als wäre er angesaugt worden.

»Du glaubst nicht, dass dies ebenfalls Selbstmord war?«, fragte Anna, die Fabel begleitet hatte.

»Er hat einen Plastikbeutel über dem Kopf, aber der Heliumkanister – oder ein Behälter mit einem anderen Edelgas – fehlt. Dieser Mann hat im Sterben verzweifelt nach Atem gerungen. Es hätte kolossale Willenskraft gekostet, mit unfesselten Händen dazusitzen und sich die Plastiktüte nicht abzureißen.«

»Er scheint mir nicht besonders willensstark gewesen zu sein«, meinte Anna ernst. »Schon gar nicht, wenn er Gebäck vor sich hatte. Jedenfalls ist er nicht an Magersucht gestorben ...«

»Du hast ein Herz aus Gold, Kommissarin Wolff.«

»Wenn jemand hier ein Problem mit seinem Herzen hat, dann nicht ich. Wie viel könnte dieser Knabe gewogen haben?«

»Wer weiß. An die zweihundert Kilo.« Er zog die Augenbrauen hoch.

»Was ist los?«, fragte Anna.

»Siehst du diese riesige Computeranlage? Sie muss Tausende von Euros wert sein.«

»Ich vermute, dass er selten aus dem Haus ging«, sagte Anna.

»Nein, das genügt nicht als Erklärung. Diese ganze Ausstattung wirkt professionell. Irgendwie habe ich das dunkle Gefühl, dass auch dieser Fall etwas mit dem Pharos-Projekt zu tun hat.«

»Vielleicht ist es ein Zufall. Übrigens, glaubst du wirklich, dass Daniel Föttinger der Network-Killer war?«

»Davon bin ich überzeugt. Kroeger und seine Experten haben Föttingers Computer beschlagnahmt. Nicht, dass sie dort etwas finden werden, aber sie haben auch einen richterlichen Befehl, um auf die Unterlagen von seinem Internetanbieter und auf seine Handykonten zurückgreifen zu können. Mir fehlen zwar die Beweise, ich würde aber ein Jahresgehalt

darauf wetten, dass kein neues Opfer mehr auftauchen wird.« Fabel wies auf den zusammengesackten Körper. »Was sagt der Gerichtsmediziner?«

»Dass er schon eine Weile tot ist und, nach den Geräten im Schlafzimmer und einigen der Medikamente zu schließen, offenbar unter Atembeschwerden litt. Es muss mit dem Plastikbeutel schnell und mühelos vonstatten gegangen sein. Vielleicht hatte er deshalb kein Helium.«

»Wo ist dieser Nachbar, der mich unbedingt sprechen wollte?«, fragte Fabel.

»Eine Etage tiefer.«

Jetmir Dallaku war aufgeregt und ungeduldig. Offenbar wartete er schon seit einiger Zeit auf Fabel.

»Sind Sie Leitender Hauptkommissar Jan Fabel von Polizei Hamburg?« Der kleine, drahtige Albaner sprach mit so ernster und formeller Stimme, dass Fabel ein Grinsen unterdrücken musste.

»Ja. Sie haben nach mir gefragt?«

»Sie haben Abzeichen? Ausweis? Mit Name drauf?«

Fabel warf der schmunzelnden Anna einen Blick zu, griff dann in seine Jackettasche und hielt dem Mann seinen Polizeiausweis hin. Dallaku prüfte ihn aufmerksam.

»Herr Kraxner, von oben. Hat gewusst, dass jemand kommt und Böses tut.«

»Das hat er Ihnen mitgeteilt?«

»Ja. Hat gesagt, wenn Böses geschieht, ich soll sprechen mit Ihnen. Nur mit Ihnen. Und hat das hier gegeben ...« Er zog einen sorgfältig gefalteten Umschlag aus der Tasche. »Herr Kraxner ... er war trauriger Mann. Einsamer Mann. Warum ihm einer wehtut?«

Fabel betrachtete den Umschlag, auf dem sein eigener Name stand, und schaute dann zur Decke hinauf, als könne er in die Wohnung des Toten hineinblicken.

»Klabautermann ...«

»Bitte?«, sagte Anna.

Fabel fuhr aus seinen Gedanken auf. »Sprich mit Kroeger. Ich habe mehr Arbeit für ihn. Er soll die gesamte Computeranlage oben aus der Wohnung holen und sie genauso gründlich überprüfen wie die Geräte vom Pharos-Projekt.«

»Er war der Anrufer? Der Mann, der dir etwas mitteilen wollte?«

Fabel senkte die Augen erneut auf den Umschlag in seiner Hand. »Ich glaube, er will es immer noch.«

35.

»Haben Sie gut geschlafen?«, fragte Fabel und nahm Wiegand gegenüber Platz. Tatsächlich sah der Milliardär so frisch aus, als hätte er im Hotel Vier Jahreszeiten genächtigt. Das Korn-Pharos-Personal hatte ihm Kleidung zum Wechseln gebracht. Amelie Harmsen wirkte ähnlich gefasst und frisch.

»Die Unterbringung war erträglich«, erwiderte Wiegand. »Aber ich beabsichtige, mich heute hier abzumelden. Genauer gesagt, innerhalb einer Stunde. Und mein Aufenthalt wird teuer werden. Für die Polizei Hamburg.«

Fabel lächelte. »Darauf würde ich mich an Ihrer Stelle nicht verlassen.«

Werner Meyer und Nicola Brüggemann kamen herein und setzten sich an Fabels Seiten. Werner hatte einen Stapel Zeitungen dabei, den er auf den Fußboden neben seinen Stuhl legte.

»Wie ich sehe, sind Sie heute in voller Besetzung erschienen, Leitender Hauptkommissar«, sagte Harmsen.

»Oh? Eigentlich nicht. Aber dies ist nun einmal das Hauptereignis, Frau Harmsen.« Fabel deutete auf die an der Wand angebrachte Kamera in der Ecke des Zimmers. »Ich muss Sie darüber informieren, dass der Rest meines Teams nebenan ist und uns auf den Bildschirmen zusieht. Niemand will das hier verpassen.«

Wiegand verzog immer noch keine Miene, doch Fabel merkte, dass Harmsen besorgt war, obwohl sich ihr Gesicht in Sekundenschnelle wieder glättete.

»Wenn Sie darauf hinauswollen, dass Sie Beweise für Gesetzeswidrigkeiten im Pharos gefunden hätten«, sagte Wiegand, »dann weiß ich, dass Sie bluffen.«

Fabel lächelte. »Dessen sind Sie sich wohl sehr sicher, Herr Wiegand? Mein Fehler war es zu vergessen, dass wir heute in einer Welt leben, in der alles, was wir tun, jede unserer Kommunikationen, Lärmwellen über den elektronischen Ozean sendet. Nehmen wir die gestrige Razzia auf dem Pharos. Oder die Razzia im Unterschlupf der Beschützer Gaias. Ja, wir haben bestimmt genug Wellen geschlagen, um Ihnen die Möglichkeit zu geben, das eine oder andere Stück Hardware verschwinden zu lassen.«

»Mit anderen Worten, Sie haben kein Beweismaterial. Nicht, dass es welches geben würde. Aber selbst wenn es existiert hätte, klingt es für mich so, dass es nur durch eine Reise in die Vergangenheit zugänglich wäre.« Wiegand lächelte. Er hatte ein selbstzufriedenes Lächeln aufgesetzt, das Fabel am liebsten mit einer Ohrfeige weggewischt hätte. Statt dessen erwiderte er das Lächeln.

»Ich finde die ganze Grundlage Ihrer Sekte ...«, begann er.

»Das Pharos-Projekt ist keine Sekte, Herr Fabel. Ich verahre mich gegen dieses Wort«, unterbrach Wiegand.

»Ich finde die ganze Grundlage Ihrer *Organisation* faszinierend«, sagte Fabel. »Und an der Spitze steht der mysteriöse Dominik Korn. Übrigens habe ich ihn gestern angerufen.«

Wiegand schnaubte. »Und was hat er Ihnen gesagt, Herr Fabel?«

»Nichts. Er wollte nicht mit mir reden, aber das wissen Sie bestimmt. Ich dachte nur, dass *Mister* Korn bei all den Schwierigkeiten, die Sie hier in Deutschland haben, vielleicht daran interessiert wäre, mit mir zu sprechen. Aber ...« Fabel hob die Schultern.

»Was mich am Pharos-Projekt besonders fesselt, ist sein zentrales Glaubenssystem«, fuhr Fabel fort. »Dieser Begriff der Singularität – oder der Konsolidierung, wie Sie es nennen –, der die Erlösung für die Umwelt bezeichnen soll. Ich wusste gar nicht, dass es so viele ähnliche Theorien in der Wissenschaft gibt. Manche Quantenphysiker glauben offenbar, dass dies alles eine Simulation und die Realität irgendwo am Rand des Universums verborgen ist. Wenn Sie mich fragen: Das ist dummes Zeug. All das Geschwafel von Singularität oder Omega-Punkt oder Konsolidierung, wie man es auch nennen mag. Aber es gibt labile und teils auch geistesgestörte Menschen, die unbedingt daran glauben wollen. Es ist nichts anderes als die Verheißung eines Lebens nach dem Tode, die die Religionen seit Jahrtausenden verkünden. Die Menschen möchten sich in ihrem Glauben gerechtfertigt sehen, dass mit ihrem gegenwärtigen, verhassten Leben noch nicht alles zu Ende ist. Dass sie noch eine große, alles umgestaltende Wahrheit erwartet. In Ihrem Fall stützt sich alles auf Pseudowissenschaft und Pseudophilosophie. Zu viel Science Fiction und zu wenig gesunder Menschenverstand.«

»Jeder hat ein Recht auf seine eigene Meinung«, entgegnete Wiegand. »Aber ich sage Ihnen etwas, und das ist die Wahrheit. Ich bin der Überzeugung, dass wir in das nächste große Stadium der menschlichen Evolution eintreten und dass wir selbst dabei die treibende Kraft sein werden, nicht die Natur. Haben Sie je darüber nachgedacht, wie schnell sich die Dinge ändern, Herr Fabel? Erinnern Sie sich zum Beispiel noch an Ihre Teenagerzeit? Denken Sie an all die Riesenschritte, die wir seitdem gemacht haben – mehr als in der gesamten Menschheitsgeschichte zuvor. Das ist die Große Beschleunigung, Herr Fabel. Nehmen Sie die Unterschiede in der Technik und im Bevölkerungswachstum sagen wir, zwischen 1200 und 1500. Es gab kaum einen Fortschritt in drei-

hundert Jahren. Und dann betrachten Sie die radikalen Änderungen zwischen 1800 und 1900, als die industrielle Revolution unsere Lebensweise völlig umgestaltete. Danach, im zwanzigsten Jahrhundert, ist es zu unglaublichen technischen Fortschritten und zu einer Bevölkerungsexplosion gekommen. Und dann der Zeitraum zwischen 1975 und heute: ein unvorstellbarer Wandel, der immer schneller wird. Kybernetik, Genetik, Genomik, Nanotechnologie, Femtotechnologie, sogar unser Grundverständnis der Funktionsweise des Universums – wir quetschen nun so viel in ein Jahrzehnt, wie wir früher nur in einem Jahrhundert bewältigen konnten. Bald wird es in fünf Jahre oder nur ein Jahr gepresst werden: wie erwähnt, die Große Beschleunigung.«

»Lassen Sie mich raten: Nur beim Pharos-Projekt versteht man die eigentliche Bedeutung von alledem«, sagte Fabel. »Nur Ihnen kann zugetraut werden, die Menschheit in die richtige Richtung zu lenken. Wenn das bedeutet, Rachefeldzüge gegen alle zu führen, die Ihre Sekte kritisieren oder sie verlassen, Regierungsorgane zu unterwandern oder sogar kaltblütige Morde zu begehen ... dann ist das auch alles gerechtfertigt, nicht wahr?«

»Wir begehen keine Morde, denn wir sind eine friedliebende Gruppe.« Wiegands Stimme war beherrscht, gleichmäßig. »Aber manchmal hat es in der Tat den Anschein, dass alle anderen nicht wahrnehmen, was sich abspielt. Als Gattung bewegen wir uns unzweifelhaft einem Ziel entgegen. Unserem Schicksal. Nur ist es durchaus möglich, dass viele, bevor wir dieses Ziel erreichen, durch den Schaden, den wir der Umwelt antun, getötet werden.«

»Und wenn wir es schaffen, was hält Ihre schöne neue Welt dann für uns bereit?«, fragte Fabel.

»Bald wird die Zeit kommen – sehr bald –, in der wir ichbewusste, intelligente Maschinen bauen werden, die fähig

sind, die Beschleunigung zu beschleunigen. Eine Technik wird existieren, die Sie sich nicht ausmalen können. Nanotechnologie und Femtotechnologie werden es uns gestatten, unvorstellbar leistungsstarke Rechner in mikroskopischem Maßstab zu bauen – Computer, die Molekül um Molekül zusammengesetzt werden. Und die neue Wissenschaft der synthetischen Genomik hat bereits das erste rein künstliche Leben hervorgebracht ... Die Rechner der Zukunft könnten so organisch sein wie wir selbst. Das ist unsere einzige Hoffnung: uns von der Umwelt zu lösen und mithilfe der Technik ein höheres Niveau der Existenz und des Bewusstseins zu erreichen. Sie scheinen der Ansicht zu sein, dass ich nicht an die Grundsätze des Pharos-Projekts glaube. Nun, da irren Sie sich. Ich glaube an sie alle, denn sie sind die Zukunft der Menschheit.«

Fabel warf Harmsen einen Blick zu, doch sie hatte die Augen fest auf die Tischplatte gerichtet.

»Aber Sie wollen nicht die Menschheit retten, Herr Wiegand, sondern nur die wenigen Auserwählten. Sie gehören in die lange Reihe von reichen Männern mit einem Messiaskomplex«, sagte Fabel. »Menschen, die so vermögend sind wie Sie, entfernen sich so weit von der Lebensweise aller anderen, dass sie sich völlig von der Realität lösen. Ich kann mir vorstellen, was das alles für den armen Mister Korn bedeutet, der da draußen auf seiner Luxusjacht in internationalen Gewässern fest sitzt und an alle möglichen Geräte angeschlossen ist, nur um am Leben zu bleiben. Aber was Sie meinen, ist noch nicht einmal eine Menschheit, geschweige denn eine bessere Menschheit, sondern etwas Geringeres. Ein Abstieg.«

»Sie sind ein Mann mit begrenzter Intelligenz, Herr Fabel. Und mit noch weniger Fantasie. Ich habe kein Interesse daran, dieses Gespräch fortzusetzen.« Er wollte aufstehen, doch Werner legte ihm nachdrücklich die Hand auf die Schulter.

»Sie bleiben hier, Herr Wiegand«, erklärte Fabel.

»Dann sollten Sie präzise Gründe nennen, die Ihr Vorgehen rechtfertigen«, warf Harmsen ein. Fabel spürte, dass sie sich wünschte, lieber wieder Schauspielerinnen mit verpfuschten Schönheitsoperationen zu vertreten.

»Glauben Sie an das Leben nach dem Tode?«, fragte er Wiegand im Plauderton. »Wissen Sie, dass Nikolai Fjodorow schon im neunzehnten Jahrhundert prophezeite, wir würden solche Rechner entwickeln, dass wir fast jeden wieder zum Leben erwecken könnten?«

»Ja, das wusste ich.«

Fabel legte einen grauen USB-Stick auf den Tisch.

»Mir scheint, dass darin ein lebender Mensch steckt. In diesem Stück aus Plastik, Metall und Silikon.« Er legte eine Pause ein. Weder Wiegand noch Harmsen sagten etwas, aber Wiegands kalte, harte kleine Augen starrten den USB-Stick an.

»Die Person hier im Innern war in unserer Welt ein gewichtiger Mann. Buchstäblich. Laut unserem Gerichtsmediziner wog er 180 Kilo. Er hieß Roman Kraxner und war ein zutiefst gestörter Mensch. Wie jemand anders, dem ich begegnet bin: Niels Freese. Aber Romans Hauptstörung bestand darin, ein Genie zu sein. Und seine besondere Begabung war die Computertechnik. Kennen Sie den Namen, Herr Wiegand?«

»Nein.«

»Das ist seltsam, denn ich glaube, dass Sie seine Ermordung angeordnet haben. Vielleicht kannten Sie seinen Namen auch nicht, sondern wussten nur, dass er Meliha Yazars Handy in seinem Besitz hatte. Und wer immer es besaß, musste sterben, oder? Jedenfalls lebte Roman Kraxner eher in der virtuellen Welt als in dieser. Wenn er überlebt hätte, würde ich zugegebenermaßen mit ihm über gewisse Transaktionen

und über das Klabautermann-Virus sprechen müssen, das, wie wir annehmen, Herrn Kraxners Schöpfung ist.«

Fabel beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf den Tisch. »Sie haben recht, Herr Wiegand. Ich kann nicht in der Zeit zurückreisen, um die belastenden Dateien zurückzuholen, die Sie auf gewissen Computern und in Ihrem geheimen Datenspeicher untergebracht hatten. All der Lärm und die Dramatik ... die Razzia, meine ich ... Ich gebe zu, dass das primitiv ist. Aber Roman war anders. In unserer Welt ein schwerfälliger Koloss, aber dafür konnte er sich anmutig und leise durch Netzwerke und Datensysteme und Firewalls bewegen. Er hat dem Pharos einen Besuch abgestattet, wissen Sie. Sie sind so stolz auf Ihre Technologie und Ihre Kenntnisse, doch verglichen mit Roman sind Sie ein Stümper. Er hat Ihre Sicherheitsmaßnahmen umgangen und Datei um Datei, ein belastendes Dokument nach dem anderen, kopiert.«

Wiegands Lächeln war nun höhnisch geworden. »Belastend für wen? Wenn jemand im Pharos-Projekt das Gesetz gebrochen hat, dann verurteile ich das uneingeschränkt. Aber ich wünsche Ihnen Glück, eine Menge Glück, wenn Sie glauben, mir persönlich etwas anhängen zu können.«

»Ja, das könnte schwierig werden. Aber es mag der Mühe wert sein. Ich habe genug Material für eine Anklageerhebung gegen Sie. Übrigens, was ich vergessen hatte zu erwähnen: Roman hat Kopien hiervon an alle großen Zeitungen, ans Fernsehen und natürlich an ein Dutzend Websites geschickt. Schon jetzt dürfte sich die Nachricht um die Welt verbreiten. Das Pharos-Projekt ist am Ende.«

»Das bezweifle ich sehr«, widersprach Wiegand. »Sie und ich werden alte Männer sein, bevor Sie genug daraus ...«, er zeigte auf den Datenstick, »... herausholen können, um mich auch nur in die Nähe eines Gefängnisses zu bringen.«

»Vielleicht haben Sie recht.« Fabel öffnete erneut den Ordner und legte ein Taschenbuch neben dem Memorystick auf den Tisch. Es war das Exemplar von Friedrich Dürrenmatts *Der Richter und sein Henker*, das sie neben Meliha Yazar's Bett gefunden hatten.

»Haben Sie das je gelesen?«, fragte Fabel.

Wiegand ignorierte ihn.

»Es ist eines meiner Lieblingsbücher«, fuhr er fort. »Philosophie für Polizisten. Die darin aufgeworfene Frage lautet: Wenn man einen Verbrecher nicht wegen einer Tat zur Rechenschaft ziehen kann, die er begangen hat, ist es dann moralisch vertretbar, ihn wegen eines Verbrechens zu bestrafen, das er *nicht* begangen hat?«

»Ich möchte Sie erneut darum bitten, Herr Fabel«, schaltete sich Harmsen ein, »zur Sache zu kommen ...«

»Gestern hatte ich mich tatsächlich geirrt«, gestand Fabel. »Ich war absolut sicher gewesen zu wissen, was Meliha Yazar herausgefunden hatte. Aber ich befand mich völlig im Irrtum. Na ja, nicht völlig ... Sie hatte tatsächlich ermittelt, dass Föttinger der Network-Killer war. Schon das hätte vernichtend für das Pharos-Projekt sein können, aber es war immer noch nicht das große Geheimnis, das Meliha entdeckt hatte. Habe ich recht, Herr Wiegand?«

Der Milliardär saß mit verschränkten Armen und starrer Miene da.

»Sie wurde nicht wegen Föttinger ermordet, oder wenigstens war das nicht der Hauptgrund. Sie haben zwar befohlen, Daniel Föttinger zu töten, weil seine Taten früher oder später auf das Pharos-Projekt zurückgefallen wären. Auch die Ermordungen von Meliha Yazar und Berthold Müller-Voigt haben Sie angeordnet, weil Sie dachten, die beiden könnten zu viel über Föttinger wissen. Aber das war nicht das Hauptgeheimnis, zu dessen Wahrung sie in erster Linie sterben muss-

ten. Es handelte sich um ein viel größeres Geheimnis, das auf keinen Fall ans Tageslicht kommen durfte. Sie waren so besessen davon, dass Sie mich abhörten und zu belasten versuchten, damit ich die Ermittlung nicht weiterführen konnte. Und als das nicht klappte, haben Sie dafür gesorgt, dass ich ein Bad in der Elbe nehmen musste. Wahrscheinlich war Ihnen klar, dass Müller-Voigt nichts Spezifisches wusste, aber er konnte etwas an mich weitergegeben haben, das vielleicht rein zufällig zur Wahrheit geführt hätte.«

»Was für ein Geheimnis?«, fragte Harmsen. Wiegand, das Gesicht immer noch steinern, blieb stumm.

»All der Blödsinn, den Sie absondern, hat mich darüber nachdenken lassen, ob es schon heute möglich ist, dass jemand allein in Form von Daten existiert ... nicht physisch, sondern kybernetisch. Ich meine nicht, dass diese Person ein reales Bewusstsein besitzt oder ein reales Leben führt, sondern dass sie für uns zu existieren scheint, obwohl sie in Wirklichkeit überhaupt nicht existiert.« Fabel nahm den Memorystick und drehte ihn sinnend zwischen den Fingern hin und her.

»Das Komische an Sekten ist, dass sie alle – egal, wie sehr sich ihre zentralen Vorstellungen unterscheiden und in welchem Teil der Welt sie aktiv sind – bestimmte Gemeinsamkeiten haben. Und ganz obenan steht immer ein charismatischer Führer. Eine inspirierende Repräsentationsfigur. Und nichts eignet sich besser für die schrägen Ideen des Pharos-Projekts als Dominik Korn. Schließlich hat er den halben Weg zur Konsolidierung bereits zurückgelegt, da er völlig von der Technik abhängig ist, um seine Existenz aufrechtzuerhalten. Dazu kommt, dass er einen tragischen Unfall in den Tiefen des Ozeans heldenhaft überlebt hat ...«

»Glauben Sie mir, Herr Fabel«, unterbrach ihn Wiegand, »Dominik Korn besitzt einen Intellekt und eine Willenskraft, die jemand wie Sie nie begreifen wird.«

»Ach ja?« Fabel legte den Memorystick nieder. Er erhob sich halb, stemmte die Hände flach auf die Tischplatte und beugte sich vor, bis sein Gesicht das Wiegands fast berührte. »Ich kenne Ihr Geheimnis, Herr Wiegand. Ich kenne den wahren Grund, warum all die Menschen sterben mussten.«

»Und zwar?«, fragte Harmsen mit ruhiger Stimme. Wiegand sagte nichts.

»Wissen Sie, Frau Harmsen, was Meliha Yazar entdeckt hat? Dass Dominik Korn schließlich doch ihr ›Atatürk für die Umwelt‹ war; dass er sich nicht zu den abstrusen Ideen über die ›Konsolidierung‹ hat bekehren lassen und dass Ihr Herr Wiegand hier sein Testament und seine Anweisungen für die Zukunft sowohl des Korn-Pharos-Konzerns als auch des Pharos-Projekts missachtet hat.«

»Und was bedeutet das? Behaupten Sie etwa, dass mein Mandant Dominik Korn gegen seinen Willen festhält und ihn zwingt, sich seinen Wünschen zu fügen?«

»O nein. Das ist nämlich das große Geheimnis, die große Lüge im Kern des Pharos-Projekts. Sie werden keinen Invaliden im Rollstuhl finden, der sich dort draußen auf seiner Luxusjacht aufhält. Die Gipfelkonferenzen am Krankenbett mit den Führungsangestellten von Korn-Pharos finden nicht statt. Eine solche Quelle der Pharos-Philosophie ist nicht vorhanden.« Fabel fixierte Wiegand mit seinem Blick. »Es gibt keinen Dominik Korn.«

»Reden Sie keinen Unfug, Herr Fabel«, entgegnete Wiegand ohne Zorn.

»Dominik Korn ist tot, und das wahrscheinlich schon seit annähernd fünfzehn Jahren. Vermutlich hat er den Unfall nicht lange überlebt. Und er starb, bevor Herr Wiegand Gele-

genheit hatte, sämtliche hinterlassenen Dokumente zu ändern. Korn war sich nämlich über Wiegands Größenwahn und Habgier im Klaren, und er argwöhnte, dass sein Stellvertreter Gelder vom Pharos-Projekt für sich abgeschöpft hatte. Nach dem Unfall gelangte er zu der Überzeugung, dass Wiegand die Pharos One beschädigt hatte, um sich die alleinige Kontrolle über den Konzern zu verschaffen. In den Monaten nach dem Unfall sorgte Korn, solange er noch lebte, dafür, dass Herr Wiegand von allen Entscheidungen ausgeschlossen wurde. Natürlich hätte Herr Wiegand vor Gericht ziehen können, aber letzten Endes drehte sich im Korn-Pharos-Konzern alles um einen einzigen Mann: Dominik Korn. Deshalb wurde Korn, als er seinen Verletzungen schließlich erlag, als virtuelle Person neu erschaffen. Ein gefälschter Führer einer Sekte mit einer Pseudophilosophie. Als er scheinbar immer eigenbrötlerischer wurde und seine von Ihnen herausgegebenen Erklärungen immer abstruser wirkten, wirkte es angemessen, dass er sich in eine ferne Gestalt verwandelte, in einen Einsiedler, der nur noch mit seinem engsten Kreis zusammenkam. Und – wer hätte das gedacht – er übertrug Wiegand fast die gesamte Handlungsvollmacht.«

Wiegand lachte. »Wissen Sie was, Herr Fabel? Es wird Ihnen verdammt schwerfallen, irgendetwas davon vor Gericht zu beweisen. Was das Ding auch enthält ...«, er zeigte spöttisch auf den Datenstick, »... Sie haben keine Originalpapiere oder -aussagen. Und zu den anderen Morden: Ich bin betrübt, feststellen zu müssen, dass sich Herr Bädorf, ein geschätzter Angestellter von mir, offenbar als Psychopath entpuppt und das Konsolidierungs- und Vollstreckungsbüro für seine eigenen Zwecke benutzt hat. Sie werden nie beweisen können, dass ich das Geringste mit alledem zu tun hatte. Und Dominiks Unfall? Die Sache liegt weit außerhalb Ihrer Zuständigkeit. Genau wie Dominik selbst übrigens.« Wiegand erhob

sich. Seine Haltung und sein Blick waren herausfordernd. »Sie werden niemals belegen können, dass Dominik nicht existiert.«

»Richtig«, bestätigte Fabel. »Deshalb dürfen Sie auch gehen. Aber unten warten zwei Personen auf Sie, die von der US-Botschaft in Berlin angereist sind. Offenbar sind es ein Vertreter des Außenministeriums und eine junge Dame vom Federal Bureau of Investigation. Schließlich ist – oder war – Dominik Korn US-Bürger. Sie brennen darauf, sich mit Ihnen über Mister Korns Verbleib zu unterhalten. Anscheinend haben sie einen Haftbefehl mitgebracht.«

Wiegand starrte Fabel sprachlos an.

»Wissen Sie«, sagte Fabel und trommelte mit den Fingern auf *Der Richter und sein Henker*, »vielleicht kann ich nicht belegen, dass Dominik Korn nicht existiert, aber um Ihretwillen hoffe ich, dass Sie das Gegenteil beweisen können.«

EPILOG

In den folgenden Monaten sah Fabel interessiert zu, wie Peter Wiegand Schlagzeilen machte. Er nutzte sogar das Internet, um sich auf amerikanischen Websites über den Lauf der Ereignisse zu informieren. Wiegand wehrte sich mit allen Mitteln gegen eine Auslieferung, doch er verlor, und als Korns Luxusjacht endlich in Portland, Maine, anlegte, stellten die amerikanischen Behörden fest, dass kein Dominik Korn an Bord war.

Wie Fabel vermutet hatte, ließ das FBI Wiegand wegen der Ermordung eines amerikanischen Bürgers außerhalb der USA anklagen. Fabel glaubte nicht, dass Wiegand den Tod von Dominik Korn verursacht hatte, und er wusste, dass die US-Behörden Schwierigkeiten haben würden, die Mordanklage aufrechtzuerhalten. Aber die Ermittlungen förderten immer mehr Enthüllungen über Wiegands Machenschaften ans Licht. Wirtschaftsverbrechen machen in den USA größere Schlagzeilen als Mord, und Fabel wusste, dass Wiegand seine Zelle wahrscheinlich nie wieder verlassen würde.

Auch die deutschen Medien hatten eine Menge zu berichten: Frank Bädorf, Wiegands Leiter des Konsolidierungs- und Vollstreckungsbüros, legte ein volles Geständnis über die Organisation der Morde an Berthold Müller-Voigt, Daniel Föttinger und Jens Markull ab. Er war jedoch zu keiner Aussage bereit, die seinen Chef belastet hätte, und er ließ sich auch keine Einzelheiten über das Schicksal von Meliha Kebir – oder Yazar, wie sie sich genannt hatte – entlocken. Das war bedauerlich, denn am Abend vor seiner Verhandlung be-

ging Bädorf Selbstmord, indem er sich mit einem ins Gefängnis geschmuggelten Plastikbeutel erstickte.

Ungefähr eine Woche nach Wiegands Verhaftung geschahen drei Dinge nahezu gleichzeitig. Erstens wurde durch einen Familien-DNA-Test nachgewiesen, dass die Person, deren Leiche am Fischmarkt angeschwemmt worden war, nicht mit Mustafa Kebir verwandt gewesen war. Zweitens fand die Polizei Niedersachsen die Leichen von zwei Männern in einem entlegenen, leer stehenden Bauernhaus bei Cuxhaven. Beiden Männern hatte man sehr professionell das Genick gebrochen.

Das dritte Geschehnis war das seltsamste. Ein Schlachter aus Wilhelmsburg betrat die Polizeidirektion Harburg und gestand unter einer Flut reuiger Tränen, seine nörgelnde Ehefrau ermordet und säuberlich zerstückelt zu haben; danach habe er ihre Überreste in die Mitte des Flusses geworfen.

Der GlobalConcern-Hamburg-Gipfel wurde mit einem Minimum an Protesten eröffnet. Auf der einleitenden Plenarsitzung hielt man eine Schweigeminute für Berthold Müller-Voigt ab. Daniel Föttinger wurde nicht erwähnt.

Fabel nahm, mit einer Schar Hamburger Prominenter, an einem sonnigen Tag an Berthold Müller-Voigts Begräbnis teil. Er war sich nicht sicher, was ihn dazu veranlasst hatte, aber zwischen ihm und dem Politiker schien eine Verbindung zu bestehen, die er anerkennen wollte. Am Grab in Osdorf entdeckte er zu seiner Überraschung am Rande der Trauergemeinde Tim Flemming. Dieser wurde von einer jungen Frau begleitet, deren Gesicht unter einem ausladenden Hut verborgen war. Ihre bebenden Schultern verrieten, dass sie weinte. Aber das, was Fabel von ihrem Gesicht erkennen konnte, erinnerte ihn an ein Foto, das er einmal gesehen hatte.

Die beiden verließen den Friedhof vor allen anderen, und Fabel dachte daran, ihnen Fragen über die zwei mit gebrochenem Genick aufgefundenen Konsolidierer zu stellen.

Stattdessen beschloss er, nicht weiter auf sie zu achten. Als existierten sie nicht.



DANKSAGUNG

Für ihre Förderung, Unterstützung und ihr Vertrauen danke ich meiner Frau Wendy und meinen Kindern Jonathan und Sophie; meinem Übersetzer Bernd Rullkötter, der wie immer mehr als seine Pflicht tat; sowie Ulrike Sweden von der Polizei Hamburg, die mir enthusiastisch zur Seite stand und mir unschätzbare Hilfe leistete. Zudem möchte ich Polizeipräsident Werner Jantosch und den Beamten der Polizei Hamburg meine Dankbarkeit ausdrücken.

Ich habe das Glück, eine wirklich besondere und enge Beziehung zu meinem deutschen Verlag, der Verlagsgruppe Lübbe, zu unterhalten, und ich bedanke mich bei Marco Schneiders, Stefan Lübbe, Barbara Fischer, Anita Krätzer, Ruggero Leò und dem gesamten Lübbe-Team. Mein spezieller Dank gilt Helmut Pesch für seine Hilfe und Unterstützung in den letzten Jahren.